Jahresbericht
über die
Fortschritte der klassischen
Altertumswissenschaft
begründet
von
Conrad Bursian,
herausgegeben
von
Wilhelm Kroll.
Supplementband.
Hundertundvierundzwanzigster Band.

Leipzig,
O. R. Reisland.
1905.
Die Altertumswissenschaft
im letzten Vierteljahrhundert.

Eine Übersicht
über ihre Entwicklung in der Zeit von 1875–1900
im Verein mit mehreren Fachgenossen
bearbeitet von

Wilhelm Kroll.

Leipzig,
O. R. Reisland.
1905.
Vorwort.

Die Anregung zu diesem Buche ist von dem Verleger ausgegangen, der zu den „Ergebnissen und Fortschritten der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert“ (Leipzig 1902) ein Seitenstück auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft schaffen wollte. Der Herausgeber hat diesen Gedanken bereitwillig aufgenommen, weil er von der Nützlichkeit des Planes überzeugt war; aber es zeigte sich bald, dass unser Buch eine ganz andere Anlage verlangte als sein germanistisches Vorbild. Die „Ergebnisse und Fortschritte“ sollten registrieren, was im germanistischen Jahresbericht niedergelegt war, und die Einzelberichte, aus denen sie bestehen, tragen daher einen registerartigen Charakter; nur das von Th. Siebs verfasste Vorwort, das die Gesamtentwicklung der germanistischen Wissenschaft zu zeichnen bestimmt ist, bewegt sich in freieren Bahnen. Nun steht freilich auch unser Buch in einer gewissen Beziehung zu Bursians Jahresbericht, zumal sich dieser fast genau über das letzte Viertel des verflossenen Jahrhunderts erstreckt (er beginnt mit dem Jahre 1873); aber es erschien mir richtig, diese Beziehung nicht zu eng aufzufassen und den Mitarbeitern möglichste Freiheit zu lassen. Damit hängt es auch zusammen, dass die Mitarbeiter zum Teil ganz andere sind als am Jahresbericht; auch die Abgrenzung der Gebiete ist natürlich nicht dieselbe. Da die moderne Richtung unserer Wissenschaft und die Verschiebungen des Standpunktes und der Problemstellungen von den einzelnen Mitarbeitern genügend herausgearbeitet sind (oder werden sollten), so erschien eine zusammenfassende Einleitung entbehrlich; dagegen habe ich ein Register für notwendig gehalten, auch deshalb, weil die ursprünglich geplante systematische Anordnung der Beiträge mehrfach gestört und das Auffinden von Einzelheiten dadurch erschwert ist.

Der Herausgeber ist sich klar darüber, dass manches an dem Buche anders sein könnte; aber wer die Schwierigkeiten erwägt, mit denen jedes vielköpfige Unternehmen zu kämpfen hat, wird vielleicht bereit sein, Milde walten zu lassen. Auf zwei


Möchte das Buch sich und der Altertumswissenschaft Freunde erwerben und *intra et extra muros* die Überzeugung von ihrer gedeihlichen Entwicklung und Lebensfähigkeit verbreiten.

Greifswald, im Februar 1905,

W. Kroll.
Inhaltsverzeichnis.

Griechische und römische Metrik. Von L. Radermacher, Greifswald 1
Römische Literatur. Von W. Kroll, Greifswald 12
Griechische Grammatik. Von O. Hoffmann, Breslau 56
Griechische Philosophie. Von K. Praechter, Bern 84
Mathematik, Mechanik und Astronomie. Von J. L. Heiberg, Köpen-
hagen 129
Griechische Medizin. Von M. Wellmann, Potsdam 144
Griechische Geschichte. Von Th. Lenschau, Berlin 154
Römische Geschichte. Von L. Holzapfel, Gießen 193
Griechische Staatsaltertümer. Von H. Swoboda, Prag 254
Römisches Staatsrecht. Von A. Stein, Prag 288
Lateinische Grammatik. Von F. Skutsch, Breslau 312

Darin: Lateinische Syntax. Von W. Kroll 340
Das antike Privatleben. Von H. Blümner, Zürich 353
Antike Geographie. Von A. Ruge, Leipzig 374
Antike Kunst. Von B. Saner, Gießen 396
Antike Religion. Von L. Bloch, Wien 428
Griechische Literatur. Von A. Gerecke, Greifswald 465
Berichtigungen 518
Register 539
Griechische und römische Metrik.

Von L. Radermacher, Greifswald.


Im Anfang der Periode, die wir zu überschauen haben, erfährt Westphals großangelegtes System seine letzte Ausgestaltung und erlebt seinen höchsten Triumph. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein philologisches Buch von solchem Umfang es auf drei Auflagen bringt. Die letzte Auflage, die das ganze Gebiet der Metrik und der verwandten Disziplinen in eingehendster Darstellung umfasst, darf als eine Leistung gelten, deren die deutsche Wissenschaft sich mit Stolz rühmen kann. Es ist freilich kein

Kroll, Die Altertumswissenschaft.
der Dehnung einer kurzen Silbe im epischen Versmaß von
den Sprachforschern aufgegriffen und mehrfach behandelt worden.
In seinen durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneten Quaestiones epicae (1892) hat W. Schultze unternommen, 
die Gesetze der metrischen Dehnung zu ergründen; dafs er dem 
Hexameter allzu enge Schranken gezogen habe, zeigten Danielsson 
(1897) und weit über ihm hinausgehend Solmsen (1901), für den 
willentlich Hartels Ergebnisse einen Ausgangspunkt bilden. Für 
die Lyriker und das Drama ist die Positionsstellung vor Muta 
cum Liquida genau und, wie man wohl sagen kann, mit abgeschlies-
dendem Ergebnis untersucht worden. Wir übersehen heute 
so gut die historische Entwicklung wie die Besonderheiten im 
Brauch der einzelnen Dichter. Dafs auch die Tragödie sich an ein 
einförmiges Gesetz nicht bindet, hat jüngst A. V. Mefs (1903) gezeigt.
Ich kehre zum Hexameter zurück, bei dem die Frage seines 
Ursprungs noch Aufmerksamkeit zu lebhaften Verhandlungen gegeben 
hat. Sie werden eröffnet durch Westphals Versuch, einen indo-
germanischen Urvers zu konstruieren; Allen und Draheim folgen 
him auf diesem Wege, jeder das Problem selbständig lösend, 
jeder überzeugt, dafs der griechische Hexameter nicht durch 
Zusammensetzung gebildet sein könne, sondern von Anbeginn ein 
einheitliches Maß war. Usener dagegen in seinem „Altgriechi-
sehen Versbau“ läfst ihn aus der Komposition zweier ursprüng-
lieh vierheibiger Verse hervorgehen. Vierhebig war der Vers 
der Indogermanen; dies lehrt ihn eine Übersicht über die Poesie 
derschiedener Völkergruppen. Das durch Gedankenreichum und 
Weite des Blicks hervorragende Buch, das auch die Frage des 
Trimeters und der Logaöden erörtert, das über altgriechische 
Volkspoesie und ihr Verhältnis zur Kunstpoesie die feinsten Be-
merkungen macht, hat leider gerade in einem Punkte nicht die 
Wirkung gehabt, die es verdiente. Es hat in den Kreisen der 
Philologen ein stärkeres Interesse für vergleichende Metrik nicht 
zurückschrecken vermocht. Und doch werden wir ohne sie nicht 
auskommen, um so weniger, je mehr die Metrik historische 
Wissenschaft wird, die nicht mehr blofs nach dem fragt, was ist, 
sondern auch nach dem, was war. Es klingt wie eine Travestie 
auf Useners Arbeiten, wenn ein anderer kam und vermutete, der 
Hexameter sei durch Zusammenfügung zweier oder auch dreier 
Kurzverse entstanden. Wer so lehrt, hat keinen Begriff da-
von, dafs man mit einem Entweder-oder erst auf dem halben 
Wege ist. Aber allerdings, nachdem Solmsen nachgewiesen hat, 
was die bukolische Zäsur die gleichen Freiheiten der Behand-
lung zeigt wie die Semiquinaria, wird man Bedenken tragen, zu glauben, daß die Zäsurierung des Verses auf eine alte Fuge hindeutet. Im übrigen kann kein Zweifel sein, daß gerade die Kenntnis der Struktur des epischen Maßes in den letzten Jahrzehnten erheblich gefördert worden ist. Es wäre unrichtig, bei dieser Gelegenheit die Arbeiten zu vergessen, die, an G. Hermann anknüpfend, die raffinierte Eleganz des spätgriechischen Hexameters bis in die letzten Einzelheiten klargestellt haben. Hier muß der Name A. Ludwichs mit Ehren genannt werden, der z. B. in der dritten Auflage von Roßbachs Metrik den Hexameter des Nonnos behandelt hat.

Griechische und römische Metrik.

wünschen möchte, wäre ein Handbuch der Metrik, das die neuen Grundsätze zusammenfassend und übersichtlich zur Darstellung brächte.

Wenn heute der antiken metrischen Theorie mehr Beachtung geschenkt wird, als es noch vor kurzem der Fall war, so erklärt sich dies zum Teil wenigstens aus dem Umstand, daß sie besser bekannt ist. Gerade in den letzten fünfundzwanzig Jahren ist eine Reihe von Abhandlungen erschienen, welche die Zeitverhältnisse und die Abhängigkeit der einzelnen Autoren klarstellen und eine scharfe Scheidung zwischen den verschiedenen Systemen ermöglichen. Von byzantinischem Quark, den Studemund überflüssigerweise vermehrt hatte, hat uns Hörschelmann befreit. Noch fehlt es, zum Teil wenigstens, an guten Ausgaben. Ägypten lieferte eine kleine Bereicherung der schon vorhandenen Literatur. Dort sind nämlich ausführliche Reste eines metrischen Elementarbuchs aus römischer Kaiserzeit entdeckt worden (Oxyrh. Pap. II); vor allem Leo hat sie erläutert und ihre Richtung bestimmt (1899). Ein anderer Fund, den Ägyptens Boden spendete, hat Anlaß zu lebhaften theoretischen Auseinandersetzungen gegeben, der des Bakchylides. Man sah bei ihm das sogenannte dactyloepitritische Maß in einer Anwendung, die merkwürdige Freiheiten der Responision zeigte. Blafs als Herausgeber des Dichters erkannte darin eine Bestätigung schon längst von ihm geäußelter Ansichten, die geeignet waren, die Theorie des Daktyloepitrists auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Richtiger gesagt, nur für uns sollte sie neu sein, für die antike Auffassung dagegen die ursprünglichste; denn schon Platon wird für sie als Zeuge angerufen. Wir dürfen danach nicht mehr von Daktyloepitriten reden, sondern bloß noch von Enhoplien, die freilich sehr mannigfaltig gebildet sind. Der neue Gedanke bewährte seinen Reiz; was man bei Bakchylides feststellte, übertrug man auf die anderen Dichter. Freiheiten, die man bei Pindar bisher beseitigt hatte, wurden nun geduldet (O. Schroeder in seiner Pindarausgabe 1900); daß sie in seiner Überlieferung sehr selten sind, hätte ja wohl Bedenken erregen können. Es gibt eben noch zwei weitere Möglichkeiten, nämlich entweder den Bakchylides nach dem Rezept der anderen zu emendieren oder, und das ist vielleicht das richtigste, die Technik des ionischen Dichters als eine besondere anzuerkennen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß Blafs mit seiner Auffassung keineswegs überall durchgedrungen ist. Eine Entscheidung wird erst die kühler urteilende Zukunft bringen, auf die Bakchylides nicht mehr mit der Kraft

Die letzte Betrachtung hat uns von selbst auf lateinischen Boden geführt. Auch hier haben metrische Studien lebhafft geblüht. Gleich die Zahl der Abhandlungen, die den römischen Nationalvers, den Saturnier, betreffen, ist so groß, daß ihre Nennung Seiten füllen würde. Ist er akzentuierend oder quantitierend? Das alte Problem wird unermüdlich hin und her gewälzt, aber, wie es scheint, nicht ohne Erfolg; denn mehr Gründe und bessere liegen heute für einen Akzentvers vor (vgl. besonders Lindsay 1893). Auf dem Felde der Plautusmetrik sind neben zahlreichen Einzeluntersuchungen so bedeutende Bücher erschienen wie die
der Spätzeit; die bahnbrechenden Arbeiten W. Meyers stehen da an der Spitze. Übrigens sind wir auch über die Verskunst der Byzantiner und die verschiedenen Wege, die sie eingeschlagen hat, heute besser unterrichtet, seitdem die byzantinischen Studien sich unter K. Krumbachers Führung zu reicher Blüte entfaltet haben.


Griechische und römische Metrik.
Römische Literatur.

Von Wilhelm Kroll, Greifswald.

Bevor wir uns zu der eigentlichen Literaturgeschichte wenden, müssen wir das neu gewonnene Material kurz überschauen und uns über die modernen Grundsätze der Textkritik und Erklärung klar werden.

Was die Auffindung neuer Texte anlangt, so kann freilich die römische Literatur keinen Vergleich mit der griechischen aushalten; der Boden Ägyptens hat sich für sie so gut wie unfruchtbar erwiesen und zwar wertvolles Material zu ihrer Bearbeitung — ich erinnere nur an die Menanderfunde —, aber fast keine zu ihrer Bereicherung geliefert. So sind zu der heidnischen Literatur fast nur Schnitzelchen hinzugekommen. Von Sallusts historiae fanden sich Palimpsestfragmente in Orleans, auf die Geschichte der Jahre 75 ff. bezüglich (Hauler 1886); von einer Liviusepitome ein Stück aus Buch 48—55 (aus den Jahren 150—137 v. Chr.) auf einem Papyrus aus Oxyrhynchos (Oxyrh. Pap. IV); ein kurzes, aber inhaltreiches Fragment (aus Sueton de industribus historicis?), das über griechenfreundliche und chauvinistische Strömungen zu Catos Zeit Aufschluss gibt, veröffentlichte Cortese 1884. In einer Oxforder Juvenalhandschrift fand sich eine antike Erweiterung der sechsten Satire, die viel Staub aufwirbelte (Winstedt Cl. rev. 1899); Reste von Schriften des jüngeren Seneca gab ihr Entzifferer Studemand heraus (1888). Von Bedeutung für die letzte Zeit der römischen Literatur war ein von Holder entdecktes, von Usener mit wertvollen Untersuchungen herausgegebenes Stück des Cassiodor, das über die Schriftstellerei des Cassiodor selbst und des Boethius wichtige Aufklärung gegeben hat (1877). Die Epitome einer romanhaften Alexandergeschichte, die in ihrem Schluss sich mit dem bekannten Alexanderroman deckt, hat O. Wagner herausgegeben (1900). Der umfangreichste unter den neuen heidnischen Texten geht zwar die Literatur nichts an, soll aber doch hier Erwähnung finden; es ist die 1885 von W. Meyer gefundene, 1901 von Oder herausgegebene mulomedicina Chironis, d. h. die von Claudius Hermeros um 400 gefertigte Übersetzung einer auf die Namen Chiron und Apsyrtos gehenden Kompilation über Veterinarheilkunde. Der neue Text wirft nicht nur ein Licht auf die Quellen des Vegetius, der neben dem hin und wieder benutzten Pelagonius ganz auf der mulomedicina fußt, sondern auch auf den weiten Abstand, der damals zwischen gesprochener und literarischer Sprache bestand. Ebenso wenig gehen uns eigentlich die von Goetz und Gundermann in einem Corpus edierten Glossare an (1888—1901); dafs aber auch sie uns die Sprache mancher Autoren besser ver-
stehen lernen, hat an dem Beispiele des Petronius Heraeus gezeigt (1899).


erkannten zum Fundament des Textes zu machen, sondern wirPacket, um Rechenschaft abzulegen über die Existenzbedingungen, unter denen sich das Werk des Schriftstellers seit seinem Entstehen verändert hat. Wir haben gelernt, einen Unterschied zu machen zwischen Texten, welche wie der des Vergil vom ersten Augenblick an unter der sorgsamen Obhut von Grammatikern gestanden haben, solchen, denen erst später die Wohltat philologischer Behandlung zuteil geworden ist (Plautus), und endlich Wildlingen, die jeder Verderbnis preisgegeben gewesen und nur durch Zufall auf uns gekommen sind (auctor ad Herennium), oder die, weil sie sich im praktischen Gebrauche befanden oder als beliebte Erzählungsstoffe leicht variert wurden, absichtliche und willkürliche Veränderungen erlitten haben (historia Apollonii). Je nachdem wir den Text eines Autors dieser oder jener Gattung zuweisen, dürfen wir hoffen, den ursprünglichen Wortlaut wiederzugewinnen oder nur bis zu einer überarbeiteten und entstellten Fassung vorzudringen; so rechnen wir damit, dass der Text des Plautus im Bühnengebrauch entstellt ist, und müssen oft auf die Herstellung der Urform verzichten, während für Terenz diese Fehlerquelle so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Ein ganz neuer Zweig der Textgeschichte, die Geschichte der Überlieferung antiker Autoren im Mittelalter, ist in unserem Zeitalter erst begründet worden; die fortschreitende Erschließung der vorhandenen Handschriftenschätze gewährte allmählich einen Einblick in die Geschichte der Klosterbibliotheken und gestattete, die einzelnen Schreiberschulen voneinander zu scheiden; so war es in manchen Fällen möglich, die Handschriften eines Autors nach landschaftlichen Gruppen zu sondern oder gar die Persönlichkeiten zu nennen, von denen unsere Überlieferung ausgeht (Hauptarbeit: Traube, Textgeschichte der Regula Benedicti).

Für diese Studien ist ein Umstand wichtig geworden, der überall den Texten der antiken Schriftsteller zugute gekommen ist: der Aufschwung des Bibliothekwesens, der durch die Anerkennung der Bibliotheken als selbständige Organisationen herbeigeführt worden ist: jetzt wurden Kataloge der Handschriften geschaffen, die modernen Anforderungen entsprechen (V. Roses Katalog der lateinischen Meermanniani in Berlin); die Verleihung oder photographische Nachbildung von Handschriften wurde von vielen Bibliotheken in liberaler Weise erleichtert; aber auch solche Orte, an denen man die handschriftlichen Schätze mit Argusaugen hütete, wurden durch die glänzende Entwicklung des Verkehrswesens leichter zugänglich; die Forscher, welche
im Interesse der großen wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademien auch die abgelegensten Bibliotheken bereisten, brachten Kunde von manchem verborgenem Schatz: so wurde es in vielen Fällen möglich, das ganze oder doch fast das ganze Handschriftenmaterial, das für einen Autor vorlag, zu erforschen und der recensio eine Sicherheit zu geben, wie sie schon aus äußeren Gründen früher nicht erreichbar gewesen war. Was durch systematische Benutzung der verschiedenen Hilfsmittel geleistet werden konnte, zeigt am besten das große Unternehmen der Wiener Akademie, die Ausgabe der christlichen lateinischen Schriftsteller, die zwar schon 1867 begonnen, aber erst in unserem Zeitraum erheblich gefördert wurde. Von bekannten Autoren, über deren Textgrundlage wir in neuerer Zeit anders denken gelernt haben, will ich nur Ciceros rhetorische Schriften und Livius nennen; anderes wird unten zur Sprache kommen.

Betrachtungsweise in unserer Wissenschaft bemerkbar; denn es war zum Teil eine historische Erkenntnis, die zur Änderung der textkritischen Methode führte, die Einsicht in die organische Entwicklung der gesprochenen Sprache, welche ohne Unterbrechung verläuft und schließlich zur Bildung der romanischen Idiome führt, während die Literatursprache hinter dieser Entwicklung zurückbleibt und frühzeitig zu archaisieren, d. h. Abgestorbenes künstlich zu konservieren beginnt.


Auch unsere Auffassung von der Aufgabe des Erkläriers hat sich gewandelt. Es genügt uns nicht mehr, wenn die einzelnen Worte des Schriftstellers erklärt und die für das historische Verständnis notwendigen Notizen beigebracht werden, und es berührt uns peinlich, wenn der Kommentar mit totem Wissensstoff belastet wird, der zur Erklärung des Autors nichts beiträgt. Wir verlangen, dafs uns die Intentionen des Schriftstellers dargelegt und die Bedeutung der einzelnen Teile für das Ganze aufgezeigt wird; wir wollen einen Überblick über die Komposition des Kunstwerkes gewinnen; wir erwarten, darüber belehrt zu werden, ob und wie der Autor mit alten und entlehnten oder mit neuen und selbsterfundenen Motiven schaltet, bis zu welchem Grade sein Stil sein Eigentum ist oder durch die Gesetze bedingt wird,
welche für eine bestimmte Literaturgattung gelten. Wir setzen voraus, daß der Interpret sich einen Überblick über die Geschichte der Gattung oder der Gattungen verschafft hat, zu denen der von ihm erklärte Text gehört; einer Rede Ciceros z. B. kann nur derjenige gerecht werden, der mit der Geschichte der Rhetorik und den von Cicero befolgten rhetorischen Vorschriften vertraut ist. Nachdem Kiefslings Horaz (1884 ff.) dieses moderne Ideal in fast allen Punkten verkörpert hatte, schuf Kaibel in seiner Sammlung wissenschaftlicher Kommentare ein Organ, das eine Reihe von trefflichen Kommentaren zu lateinischen Dichtern brachte (Lucrez III von Heinze 1897, Ätna von Sudhaus 1898, Äneis VI von Norden 1903); auch Rothsteins Erklärung des Properz (1898) zeigt das Bestreben, den modernen Anforderungen gerecht zu werden.

Wenn wir nunmehr zur eigentlichen Geschichte der Literatur übergehen, so können wir sagen, daß diese Disziplin mehr als früher in den Mittelpunkt unserer Wissenschaft gerückt ist. Früher durfte sich für einen vollberechtigten Vertreter der Altertumswissenschaft halten, wer Handschriften sorgfältig vergleichen, eine methodische Recensio schaffen und auf Grund eigener und fremder Emendationen einen verbesserten Text herstellen konnte; war er außerdem imstande, ein einigermaßen geschmackvolles ästhetisches Urteil abzugeben, so war das schon etwas Besonderes. Die eigentlich historische, d. h. entwicklungsgeschichtliche Betrachtung trat zurück, obwohl die intensive philologische Arbeit auch dazu viele Bausteine lieferte; der einzelne Schriftsteller wurde isoliert und nach einem absoluten ästhetischen Maßstabe beurteilt, der je nach der Person des Kritikers wechselte und der historischen Bedingtheit der einzelnen Werke keine Rechnung trug. Selbst in den glänzenden Abschnitten, die Mommsen der Geschichte der Literatur widmet, macht sich dieser Mangel fühlbar. Hierin hat sich ein Wandel vollzogen; namentlich Leos Arbeiten haben gezeigt, daß es nötig ist, die Geschichte der einzelnen Gattungen und die Gesetze zu erforschen, die in ihnen gegolten haben, und von denen sich der antike Autor weniger freimachen durfte als der moderne. Für die lateinische Literatur kommt hierbei namentlich ein Gesichtspunkt in Betracht, der weniger unbekannt gewesen als aufser acht gelassen worden war: ihre dauernde Abhängigkeit von der griechischen Literatur. Erst in unserem Zeitraum ist mit der Forderung ernst gemacht worden, daß man jede Erscheinung der römischen Literatur in den Rahmen der griechischen Ent-
Römische Literatur.

wicklung einzufügen versuchen muß; aber sie wird immer noch gelegentlich vergessen, und noch eine im Jahre 1901 erschienene Abhandlung über den Brief in der römischen Literatur unterläßt es, Griechisches heranzuziehen. Die stärkere Betonung des historischen Gesichtspunktes hat ferner eine gewisse Verschiebung des Interesses zur Folge gehabt. Solange die ästhetische Betrachtungsweise vorwaltete, standen die erhaltenen „klassischen“ Autoren im Vordergrund, deren über alle Anfechtungen erhabene Vortrefflichkeit von vornherein Axiom war, so sehr, daß manchmal die diese Vollkommenheit in Frage stellenden Tatsachen gewaltsam entfernt oder weggedeutet werden mußten; so hat noch 1887 Wirz in Gallusts Lug. 37 die Worte mense Januario streichen wollen, um die chronologische Sorgfalt des Historikers zu retten. Nun aber erkannte man mehr und mehr, daß auch „nichtklassische“, am Ende gar nicht einmal erhaltene Autoren große historische Bedeutung haben könnten, und wendete diesen seine Aufmerksamkeit zu; das beste Beispiel dafür ist die aufblühende Varroforschung, die erst durch die verfeinerte Methode der Quellenuntersuchung ermöglicht wurde: auch hier hat die Philologie von der Geschichtswissenschaft gelernt.

Die beste von historischem Geist getragene Übersicht über die Geschichte der römischen Literatur ist die von Leo in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart“ (1903); hier bedauert man die dem Verfasser auferlegte räumliche Beschränkung, aber die Grundzüge der Entwicklung treten vielleicht dadurch um so schärfer hervor. Im ganzen aber darf man sagen, daß die Hauptförderung unserer Disziplin nicht in den zusammenfassenden Werken liegt, sondern in den einzelnen Beiträgen.

Eine Ausnahme macht Nordens groß angelegtes Werk über die antike Kunstprosa (1898), das einen energischen Vorstoß der historischen Forschung in unser Gebiet bedeutet. Hier sind die Zusammenhänge zwischen griechischer und römischer Literatur in gebührender Weise betont, hier ist der Versuch gemacht, die Abhängigkeit der einzelnen Individuen von den großen literarischen Strömungen aufzuzeigen, hier ist endlich derjenige Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt, welcher für die antike Literatur in erster Linie in Betracht kommt: die stilistische Form, deren sich der einzelne bedient, wird in ihrer historischen und individuellen Bedingtheit zu erklären versucht; der Notizenkram, den die antike Literaturgeschichte sonst als toten Ballast mitzuschleppen genötigt ist (Familienverhältnisse u. dgl.), kann hier einmal beiseite bleiben. Auch für manche Einzelfragen ist das Buch bedeutsam geworden; so ist hier zuerst die Geschichte des Reimes, deren Wurzeln in der gorgianischen Rhetorik liegen, in großen Zügen gezeichnet und der rhythmische Satzschluß der römischen Prosa an die rhetorische Technik der Griechen angeknüpft.

Wir wollen nunmehr die Literatur in zeitlicher Folge betrachten und bei den einzelnen Perioden und Autoren die Probleme hervorheben, die in unserem Zeitraum eine Förderung erfahren haben. In der dem intensiven griechischen Einfluß vorausliegenden, gewissermaßen vorliterarischen Zeit sind es besonders zwei Fragen gewesen, die lebhaft erörtert wurden. Die eine betrifft die Messung des altitalischen Versmaßes, des Saturniers, den Westphal zuerst als akzentuierend bezeichnet hatte. Nachdem zahlreiche Gelehrte sich teils für die akzentuierende, teils für die quantitierende Messung ausgesprochen hatten, scheint sich neuerdings die Schale auf die Seite der ersteren zu neigen; die Erkenntnis von der Berücksichtigung des Wortakzentes bei Plautus und der expiratorischen Natur des lateinischen Akzentes fällt dabei schwer ins Gewicht (z. B. Lindsay 1893). Die andere betrifft die Entwicklung des römischen Dramas, das nach antiken
Berichten sich in den Fescenninen über eine dramatische satura bis zu Livius entwickelt haben sollte; so wenig man an diesen Behauptungen im einzelnen festhalten konnte, so wollte man doch die fescennini als eine Urform und die satura als eine entwickelte Form des altrömischen Dramas nicht aufgeben. Endgültig be- seitigt ist diese Ansicht von Leo (Herm. 24), der jenen Bericht als eine blasse Philologenkonstruktion nach griechischem Muster nachwies; die Ansicht freilich, da's Livius und Horaz, bei denen er sich findet, eine Erörterung Varros wiedergeben, hat Leo (Herm. 39) vor dem Einspruch von Hendrickson (1899) zurückziehen müssen.

Für die älteren Dichter, abgesehen von den erhaltenen, ist kein sehr großer Ertrag zu verzeichnen. Die Fragmenta der Szeniker kann man in Ribbecks dritter Ausgabe (1897 f.) jetzt bequemer benutzen, als früher, über die auf die einzelnen Tragödien bezüglichen Fragen sich in seinem Werk über die römische Tragödie (1875) orientieren, das einige für die Rekonstruktion verlorenen Stücke wichtige Beobachtungen enthält. Vahlens Ennius ist in zweiter Ausgabe erschienen (1903), aus der man Zuverlässigeres über den Dichter erfährt als in den Arbeiten von L. Müller.

Dagegen ist Plautus nach den verschiedensten Richtungen mit Erfolg durchgearbeitet worden, besonders nachdem durch Studemunds wunderbar genaues Apographon des Ambrosianus (1889) und die Vollendung der Goetz-Schoellschen Ausgabe ein sicheres Fundament für den Text gelegt war, dessen Geschichte Leo (1895) und Lindsay (1904) zu verfolgen versucht haben; während jener sowohl in der ambrosianischen (A) als auch in der palatinischen Rezension (P) spätere Bearbeitungen einer von Probus oder bald nach ihm gemachten Ausgabe erblieken, sieht dieser in A einen reineren, in P einen durch den Bühnengebrauch verunstalteten Text, die sich beide bis in republikanische Zeit zurückverfolgen lassen. Für das Verständnis seiner Prosodie und Metrik sind besonders die Arbeiten von W. Meyer (1886), R. Klotz (1890) und Skutsch (1892) wichtig gewesen; durch die letzteren beiden ist das von C. F. W. Müller 1869 entdeckte, von Ritschl nicht anerkannte Jambenkürzungsgesetz wieder zu Ehren gebracht und von Skutsch als ein sprachliches, nicht auf metrischer Lizenz beruhendes Gesetz erwiesen worden; dieser hat auch Messungen wie il(le) dedit und und(e) nisi sowie endbetontes illūm, illōs usw. sichergestellt und so gezeigt, daß schon die plautinische Sprache Tendenzen erkennen läßt, die später im

Bei Terenz ist die Textgeschichte lebhaft erörtert worden, indem man die eigentlichen Vertreter der Calliopeianischen Rezension auffindig zu machen suchte (Leo Rh. Mus. 38); hier hat Bethe (1903) in seiner Publikation der Bilderhandschriften, die auf eine illustrierte Ausgabe des 2. oder 3. Jahrhunderts zurückgehen, bewiesen, daß das Vorhandensein der Bilder kein Kriterium für Zugehörigkeit des Textes zu einer bestimmten Rezension ist. Die Resultate der Einzelforschung, welche nur wenige in die Augen fallende Resultate geliefert hat, findet man in Haulers Ausgabe des Phormio (1—98) sorgfältig verwertet; wichtig ist, daß die — von Leo (1898) in ihrer rhetorischen Anlage gewürdigten — Prologe nicht eine neue Gattung darstellen, wie man bisher glauben mußte, da sich ein griechischer Prolog gefunden hat, in dem der Komiker von sich und der Art seiner Poesie zum Publikum spricht (Reitzenstein Herm. 35); die Kontamination des Heauton timorumenos hat Skutsch bewiesen (Philol. N. F. 13), die der Adelphoe Kauer abgegrenzt (Wien. Stud. 23).
Die derberen Abarten der Komödie, Atellanae und Mimus, sind von Dieterich (1897) und Reich (1903) behandelt worden; beide haben sowohl ihre Abhängigkeit von der griechisch-unteritalischen Posse als auch ihr Fortleben bis in Mittelalter und Neuzeit hinein erwiesen. Eine vortreffliche Orientierung über die Atellana bietet Marx (bei Pauly-Wissowa).

Auf die Dichtung des Lucilius ist besonders durch die Forschungen von Marx (seit 1882) vielfach neues Licht gefallen. Er hat viele Fragmente richtig gedeutet und über die Abfassungszeit der einzelnen Bücher Genaueres ermittelt. Für die Anordnung der Fragmente ist die richtige Einsicht in die Komposition von Nonius' Werk von entscheidender Bedeutung, über die nach Lindsay (1901) Marx Näheres hat feststellen können.

Über die Annalisten wie über die Historiker im allgemeinen bietet Wachsmuths Einleitung in die alte Geschichte (1895) eine sehr zuverlässige und bequeme, aber natürlich in erster Linie für den Geschichtsforscher bestimmte Orientierung. Für die Beurteilung der Annalistik wie für die einzelnen Annalisten sind große Fortschritte nicht zu verzeichnen; die Anlehnung an griechische Vorbilder, die bis zur Herübernahme ganzer Erzählungen geht, hat Zarncke (1888) lehrreich illustriert. Die Gleichstellung des Historikers und des Antiquars Cincius Alimentus, die man seit Hertz aufgegeben hatte, ist neuerdings mit guten Gründen verfochten worden (Neue Jahrb. 1900). Catos erhaltene Schrift vom Ackerbau, die Keil sorgfältig herausgegeben und sprachlich kommentiert hat, darf in ihrer jetzigen Form für sprachlich modernisiert gelten; aber die landwirtschaftlichen Angaben aus Cato, die sich bei Plinius finden und zu dieser Schrift nicht ganz stimmen, gehen nicht auf eine andere Redaktion zurück, sondern auf den landwirtschaftlichen Teil der praecepta ad filium (Münzer). Wie Cato in seinen Reden von der griechischen Rhetorik abhängig ist, hat Norden gezeigt, der auch die Fragmente anderer vorciceronianischer Redner in diesem Sinne analysiert hat. Ein zusammenfassendes Buch über die Redner bis auf Cicero verdanken wir Tartara (1888).


über den Dialog (1895), wo auch die übrigen Dialoge der römi-
schen Literatur besprochen sind. Die Bestrebungen der Attizisten,
welche Cicero zu seinen späteren rhetorischen Schriften veran-
alst haben, bringen wir jetzt in einen größeren Zusammenhang,
der z. B. auch Caecilius, Dionys von Halikarnass, den Kanon der
ezehn Redner und die Thukydidessnachahmung des Sallust umfal-
s.

Wenn wir über Ciceros philosophische Schriften jetzt besser
tzu urteilen vermögen, so liegt das an der Vertiefung unserer
Kenntnisse von der Entwicklung der nacharistotelischen Philo-
sophie; während in Zellers großem Werke gerade die hier in
Betracht kommende Periode noch als eine Masse behandelt ist,
hat man sich später bemüht, die Phasen in der Entwicklung der
großen Schulen zu scheiden. Ein wesentlicher Fortschritt ist
hier gerade durch ein Werk erreicht worden, das von Cicero
ausgeht, Hirzels Untersuchungen (1877—83); an sie knüpfen,
ergänzend und berichtigend, eine große Anzahl von Einzelunter-
suchungen an, unter denen Schmekels Werk über die mittlere
Stoa (1892) hervorragt. Wir wissen jetzt, daß Cicero in de
fin. II. IV. V, den Acad. post. und dem ersten Teil der Acad.
piora, einzelnen Teilen von de legibus I (und de fato?) von
Antiochos von Askalon abhängig ist, während die Benutzung
Philons mehrfach vermutet, aber nirgends bewiesen ist (z. B.
für die zweite Hälfte der Acad. priora). Panaitios liegt dem
ersten und dritten Buch von de republica und den ersten beiden
Büchern de officiis zugrunde, Poseidonios dem Traum Scipios,
Teilen von Tuseul. I und V, dem dritten Buch de officiis, dem
ersten de divinatione und Teilen von de deorum natura (περὶ θεῶν: Wendland 1888); dem Kleitomachos gehört sicher die
Kritik der Weissagung in de divin. II. Um die Rekonstruktion
des Hortensius, in dem sich auch Gedanken des Poseidonios
nachweisen lassen, hat sich Plasberg bemüht (1892, dazu
Usener 1892).

Über die Entstehung der Briefsammlungen ist viel hin und
her diskutiert worden (Gurlitt seit 1879, Leo 1895, Übersicht
bei Peter 1901), ohne daß eine Einigung erzielt wäre. Für die
Erklärung und Datierung ist neben dem erwähnten Buche von
Schmidt und verwandten Untersuchungen die chronologisch an-
geordnete Ausgabe sämtlicher Briefe von Bedeutung, welche
Tyrrel und Purser (1885—1897) veranstaltet haben. Den Stil
nicht nur der Briefe Ciceros, sondern auch seiner Korrespon-
denten hat man besonders in seinem Zusammenhange mit der
Umgangssprache untersucht und gerade hierbei interessante Be-

Die Literatur über Cäsar, soweit sie uns hier angeht, be trifft besonders die Autorschaft der kleinen bella und ihr Verhältnis zum bellum civile, das manche ganz oder in einzelnen Teilen dem Cäsar abzusprechen gewagt haben. Über Nipperdeys grundlegende Untersuchung hinauszukommen versuchte man besonders im Vertrauen auf die Allmacht der statistischen Methode, auf deren Bedeutung für die Sprachgeschichte zuerst Wölfflin hingewiesen hatte; so geeignet sie aber war, den verschiedensten sprachlichen Charakter der einzelnen bella deutlich zu machen, so völlig versagte sie, wo sie ohne Rücksicht auf historische Gesichtspunkte angewendet wurde. Die voreilige Zuteilung einzelner bella an bestimmte Namen, besonders die des bellum Africum an Asinius Pollio, hat daher nur geringen Beifall gefunden, ein erfreuliches Zeichen von der Vertiefung unserer An schauungsweise.

Noch besser als an Cäsar läßt sich an Sallust die Verschiebung unseres Standpunktes aufzeigen. Je mehr man sich von einer Behandlung einzelner Historiker zu der gesamten antiken Historiographie hinwendet, desto deutlicher tritt der Unterschied zwischen der antiken (seit Isokrates vorherrschenden) und der modernen Auffassung von der Aufgabe des Geschichtsschreibers hervor. Hier ein Streben nach objektiver Wahrheit, durchaus auf Ermittlung der Tatsachen bedacht und erst in zweiter Linie um die Form der Darstellung bekümmert, dort eine Voranstellung des künstlerischen Gesichtspunktes vor die Forschung und bisweilen sogar ein Preisgeben des Tatsächlichen zugunsten der formellen Abrundung. Diese Erkenntnis, die für alle hier in Frage kommenden Historiker zutrifft, ist am besten von Leo in seiner Rede über Tacitus (1896) formuliert,
am eingehendsten von Peter (Die geschichtliche Literatur über die Kaiserzeit, 1898) dargelegt worden. Was Sallust angeht, so war man sich schon lange über seine politische Tendenz klar und wußte, daß er die historische Wahrheit seinem Parteistand-punkt zeitlebens färbte, wenn nicht falscht; aber abgesehen davon folgt er auch bestimmten stilistischen und literarischen Strömungen. Während er sich in den gedankenvollen Einleitungen und manchen Einzelheiten an Poseidonios anlehnt, sind seine stilistischen Vorbilder Thukydides und Cato, natürlich nicht ohne den Einfluß des sich damals kräftig erhebenden Attizismus; für die Darstellung mit ihrer starken Betonung des psychologischen Elementes, ihrer scharfen Pointierung bei allem Fehlen der breiten, billigen Rhetorik müssen jüngere griechische Historiker das Vorbild sein, die zu nennen uns unmöglich ist. Für den Catilina hat zum ersten Male Schwartz (Herm. 32) die ganze Überlieferung über die Er- eignisse zusammengestellt und so eine Grundlage geschaffen, von der sich Sallust deutlich abhebt; daß er es sich mit der Beschaffung des Quellenmaterials bequem gemacht, es vielleicht hauptsächlich aus dem vor ihm zurückgesetzten Cicero entlehnt hat, ist ein wahrscheinliches Resultat dieser Untersuchung. Viel Sorgfalt ist den Historiae zugewendet worden; indem man den Schicksalen dieser vielgelesenen Schrift im Altertum nachging, konnte man die Fragmente vermehren und eine neue Rekonstruktion des Werkes versuchen (Maurenbrecher 1893), wobei zahlreiche die Geschichte der Jahre 78—67 betreffende Fragen mit- erörtert werden mußten.


Mit großem Erfolge hat sich die Forschung M. Terentius
Varro zugewendet. Gerade hier zeigt sich die historische Richtung, die unsere Wissenschaft eingeschlagen hat; denn hier ging sie den Spuren verlorenener Werke nach, aus denen weder ästhetischer Genuss noch die Freude an scharfsinnigen Konjekturen zu erhoffen war, die aber durch ihre starke Nachwirkung und das in ihnen verarbeitete ältere Material in hohem Grade bedeutsamvoll waren. Varro gehört einer Zeit an, die neues Material nur noch ansaumweise sammelt, diesen Mangel aber durch eine umgekreuzte Kompilationstätigkeit zu ersetzen sucht; er hat auf allen Gebieten, die mit dem italischen Volkstum zusammenhingen, in großartiger Weise kompiliert und ist dadurch den späteren Generationen, bei denen auch dieser Sammeleifer zurückzugehen begann, eine reiche Fundgrube für große Gebiete geworden. Für die Forschung ergibt sich aus diesem Sachverhalt die Forderung, dem varronischen Gut bei den späteren Benutzern varronischer Schriften nachzuspähen und dann wo möglich von seinen großen Hauptwerken ein einigermaßen getreues Bild zu gewinnen. Solche Versuche sind besonders für die antiquitates gemacht (Mirsch 1882, Schwarz 1888 u. a.), nicht durchweg mit durchschlagendem Erfolg, da sich oft eine Notiz zwar als varronisch dartun, aber nicht einer bestimmten Schrift zuweisen läßt; am ehesten sind sie bei Buch 14—16 der antiquitates divinæ gelungen, welche die Lehre von den römischen Göttern enthielten (Agahd 1898). Dabei hat sich immer mehr gezeigt, wie sehr Varro in seiner Betrachtungsweise vom Stoizismus beeinflußt und wie sehr er gern, fälschen Angaben seiner fast zahllosen griechischen und römischen Gewährsmänner Glauben zu schenken. Von den zahlreichen Arbeiten, die varronische Gelehramkeit bei Späteren aufgespürt haben, möchte ich vor allem Münzers Buch über Plinius nennen (1897), das sich mit den aus Varro geschöpften Angaben des Plinius und den von Varro benutzten Quellen eingehend beschäftigt. Unter den von ihm benutzten Quellen sind Timaios und Poseidonios von besonderer Bedeutung; des letzteren Schrift τεχνιτικός όπερενοῦς hat er wohl in de ora maritima zugrunde gelegt, seinen Timaioskommentar vielleicht in de principiis numerorum (Fries Rh. Mus. 58); ihm verdankt er das starke Interesse für kulturgeschichtliche Fragen und wohl auch die Methode, durch Rückschlüsse aus den Zuständen der eigenen Zeit die Kultur der römischen Urzeit zu ergründen (Wendling Herm. 28); auch in den theologischen Ausführungen des ersten Buches der antiquitates divinæ hat er sich ihm angeschlossen (Schmekel). Es ist wichtig, daß er unkritisch ist und sich gelegentlich selbst widerspricht;


dritten Buche zugrunde gelegt; aus ihm stammt auch der Hymnus auf Italien im zweiten (Geßcken Herm. 27). Für die Äneis ist die wichtigste Erkenntnis durch Heinze gewonnen (1903), der durch sorgfältige Analyse gezeigt hat, wie sich Vergil einen neuen epischen Stil schafft, als dessen Grundzug man das pathetisch-rhetorische Element bezeichnen kann, und dadurch sowohl das von den Neoterikern gepflegte alexandrinische Epyllion als auch das „kyklische Epos“ des Ennius überwindet. Den Zusammenhang des Werkes mit den politischen und literarischen Strömungen der augusteischen Zeit hat Norden dargelegt (1901). Einzelne Widersprüche und Mängel, die sich teils aus dem augenblicklichen Streben nach Pathos, teils aus der Verarbeitung verschiedener Quellen, teils aus der Entstehungsweise des Werkes erklären, hat Kroll (1900) behandelt. Die Frage nach der Reihenfolge, in der die einzelnen Bücher entstanden sind, ist durch Schüler (1883) wieder in Fluss gebracht, durch Sabbadini (1889) Kroll und Heinze in verschiedener Weise beantwortet worden. Die Anschauung, daß für die Erzählung von Trojas Fall die alten kyklischen Epen als Quelle gedient hätten, ist von Kroll und Heinze widerlegt; die Benutzung Varros für die italische Urgeschichte hat R. Ritter (1901) zu bestimmen gesucht. Einen die Resultate der Einzelforschung nach jeder Richtung verwertenden, aber sie fast überall selbständig fortführenden Kommentar zum sechsten Buche hat Norden geschaffen (1903); hier ist die durch den Fund der Petrusapokalypse in eine neue Beleuchtung gerückte und seitdem viel behandelte Nekyia abschließend analysiert und Poseidonios als Quelle der darin ausgesprochenen philosophischen Meinungen erwiesen; hier ist auch die sprachliche und metrische Technik des Dichters eingehend untersucht und in den historischen Zusammenhang eingeordnet.

Von den Gedichten der appendix ist der Culex durch Leos Kommentar (1891) eigentlich erst verständlich geworden; für die Echtheit ist Skutsch mit guten Gründen eingetreten. Ein lebhafter Streit ist um die Ciris entbrannt, für die Skutsch mit gewichtigen Argumenten nicht nur die Priorität vor Vergil, sondern auch die Abfassung durch Cornelius Gallus behauptet hatte; beide Behauptungen sind besonders durch Leo (Herm. 37) lebhaft bestritten worden. Viele Mühe ist — zuletzt durch Ellis 1901 — auf den Aetna verwendet worden, dessen Zuteilung an Senecas Freund Lucilius jetzt endgültig beseitigt ist. Zusammengefaßt sind die Einzelbeiträge in der Ausgabe von Sudhaus (1898), der den schwierigen Gedankengang des Gedichtes aufgehellt und

Horaz hat einen kongenialen Erklärer an Kiefling gefunden, der — man darf das wohl sagen — den geschmackvollsten Kommentar geschaffen hat, welcher je einem Dichter zuteil geworden ist; hier ist namentlich der Zusammenhang mit der griechischen Poesie in gebührender Weise betont. Für die Satiren und Episteln ist besonders die Erkenntnis des Einflusses der kynischen Diatribe fruchtbar geworden; so hat Heinze die Abhängigkeit von Bion untersucht (1889) und Beiträge zur Erklärung der Briefe gegeben, die auch für ihre literarische Einordnung wichtige Fingerzeige enthalten (1898), während die Komposition der ersten Satire, in der zwei Quellen verquickt sind, Gercke behandelt hat (Rh. Mus. 48). In den Römeroden suchte Th. Mommsen (1889) unter vielfachem Widerspruch Beziehungen auf die Zeitgeschichte nachzuweisen. Auf die zahlte Epode fiel neues Licht durch die Auffindung von Fragmenten des archilocheischen Vorbildes (Leo 1900), auf das carmen saeculare durch die Auffindung des offiziellen Berichtes über die Säkularfeier des Jahres 17, aus dem wir erfahren, daß das Lied sowohl auf dem Palatin wie auf dem Kapitol gesungen worden ist; die sich daraus ergebenden Fragen sind u. a. von Mommsen (1891) und Vahlen (1892) besprochen worden. Die ars poëtica hat Weissenfels (1880) eingehend analysiert, die Disposition Birt (1897) klarzulegen und die Bevorzugung des Satyrdramas aus einem besonderen, in der damaligen Zeit nicht auffallenden Interesse der Pisonen für diese Gattung zu erläutern versucht.

Zu dem Bilde des Cornelius Gallus hat die dreisprachige Inschrift von Philae neue Züge hinzugefügt (S. B. Berl. Ak. 1896). Über seine Dichtung hat Skutsch Aufschlüss zu gewinnen versucht nicht bloß durch die Zuweisung der Ciris (s. o.), sondern auch durch eine schärfere Interpretation der 6. und 10. Ekloge, wie sie bereits Reitzenstein und Maafs (Herm. 31) angebahnt hatten. Tibullis Kompositionsweise hat Vahlen beobachtet (1878); auf diesem Grunde hat Leo weitergebaut (1881) und sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er Delia als ein Geschöpf der Phantasie erwiesen und so die angebliche biographische Grundlage der Delialieder zerstört hat, die zu weitreichenden Vermutungen Anlaß gegeben hatte und noch gibt. Auf diesem

Kroll, Die Altertumswissenschaft.
Wege ist ihm besonders Wilhelm gefolgt, der unter anderem die Marathuslieder als freie Nachbildungen und Kombinationen älterer Vorbilder erwiesen hat, aber auch sonst den Spuren elegisch-erotischer Motive bei Tibull mit Glück nachgegangen ist (1896 ff.). Diese Betrachtungsweise hat sich auch für Properz fruchtbar erwiesen; hier haben Mallet (1882) und Hoelzer (1900) durch Sammlung eines weiterzustreuten Materials die Herkunft und die Wanderungen der Motive aufgezeigt und dadurch die Untersuchungen über die "Chronologie" der Liebe zu Cynthia gegenstandslos gemacht. Über die mythologischen Anspielungen, die vielfach entlegene alexandrinische Sagen im Auge haben, hat Otto gehandelt (1882—86); über das Verhältnis zu den griechischen Vorbildern Rothstein in der Einleitung seiner sorgfältigen erklärenden Ausgabe (1898) und über ihn hinausgehend Leo in seiner Rezension. Die Berührungen zwischen Properz, Tibull und Vergil sind vielfach und in verschiedenem Sinne besprochen worden (vgl. Reisch 1887); daβ Properz Eklogen und Georgica kennt und nachahmt, ist anerkannt, während er seinerseits die Aeneis beeinflußt haben soll (Rothstein 1889).

Bei Ovid sei zunächst kurz der großen Bereicherung gedacht, welche der Recensio zuteil geworden ist, z. B. der der Metamorphosen, bei denen das Verhältnis der Handschriften noch nicht genügend geklärt ist (vgl. z. B. Magnus 1887 ff.). Echtheitsfragen sind besonders lebhaft bei den Briefen erörtert worden; so hat der Sapphobrief u. a. an de Vries (1885) einen warmen Verteidiger gefunden; für die handschriftlich nicht mehr erhaltenen Verse des 16. Briefes hat Wentzel (1890) den antiken Ursprung erwiesen; im allgemeinen gilt die z. B. von Birt (1877) vertretene Anschauung, daß nur 1—14 echt, die anderen von Nachahmern verfaßt seien. Die Halieutica suchte Birt (1878) als unecht zu erweisen, der auch ihre Abhängigkeit von naturwissenschaftlich-paradoxographischer Literatur dargelegt hat; doch scheint sich die Wagschale jetzt auf die Seite der Echtheit zu neigen. Die literarhistorische Einordnung der Briefe ist H. Peter und R. Bürger (1901) gelungen, die sie als eine Kreuzung der alexandrinischen Liebesellegie mit dem rhetorischen Brief erkannt haben; an dem Beispiele des 14. Briefes, der als Verteidigungsrede entworfen ist, hat Ehwald (1900) die rhetorische Anlage erörtert, nachdem er vorher denselben Nachweis am zweiten Buche der Tristia geführt hatte (1892). Für die Fasten behauptete Hülsen (1880) Abhängigkeit von Varro, Winther (1885) von Verrius Flaccus; durch neuere Untersuchungen, be-
sonders Willers (1898), scheint die Frage zu Varros Gunsten entschieden zu sein. Den Metamorphosen ist die bessere Einsicht in die Geschichte unserer mythographischen Überlieferung zugute gekommen, die besonders durch Bethes Quaestiones Diodoreae (1887) begründet ist; im Anschlufs an ihn hat Kienzle (1903) gezeigt, daß Ovid die Aufreihung und Gruppierung der Fabeln vielfach aus einem mythologischen Handbuch entnimmt. Für die einzelnen Erzählungen dagegen benutzt er nicht wenige Quellen, darunter besonders alexandrinische Dichter, wie Euphorion, Kallimachos und Nikander; welche Quellen es aber im einzelnen Falle sind, läßt sich selten auch nur mit Wahrscheinlichkeit feststellen. So hat Bethe (1903) für den zweiten Teil von V Entlehnung aus Nikander vermutet; sicher ist die Benutzung Vergils in XIV und, wie Schmeckel gezeigt hat (1885), Varros in XV für den Abrifs der pythagoreischen Lehre (wo dieser seinerseits auf Poseidonios fußt). Von den Gedichten der appendix hat sich die consolatio ad Liviam, die man nach Haupt für eine humanistische Fälschung hielt, als antik herausgestellt, und zwar nicht als das Werk eines späteren Rhetors (so Hübner 1878), sondern als das eines Zeitgenossen, desselben, von dem wir die beiden Maecenaselegien besitzen, und der in der Anlage seiner Gedichte durch rhetorische Vorschriften bestimmt ist (Skutsch bei Pauly-Wissowa, Lillge 1901).

Der berühmteste unter den augusteischen Prosaikern, Livius, war schon vor unserer Periode gut durchforscht, und die sehr umfangreiche Literatur über die Quellen, die Soltan (1889) geschickt zusammengefaßt hat, ist an schlagenden Ergebnissen keineswegs reich. So ist die leidige Frage, ob in der dritten Dekade Polybios direkt benutzt ist, auch durch Hesselbarth (1889) und Soltan (1894) nicht entschieden. Für die Rekonstruktion der verlorenen Bücher ist, trotz mancher dafür wichtiger Einzelbeiträge, fast nichts geschehen; über die Benutzung des Livius bei Dio Cassius B. 36—51 handelt kurz, aber lehrreich E. Schwartz (bei Pauly-Wissowa). Weniger für Livius selbst als für seine Benutzer wurde die Erkenntnis fruchtbar, daß früh eine Epitome des Riesenwerkes gemacht und von vielen zu Rate gezogen ist (s. o. S. 13), von der man bei den Ausschreibern sogar im sprachlichen Ausdruck Spuren nachweisen kann (Sanders, Arch. f. Lex. XI). Seine Technik ist in einem Punkte von Bruns (1898) aufgehell, der gezeigt hat, daß er hervorragende Persönlichkeiten niemals direkt charakterisiert, sondern indem er Apophthegmen von ihnen und Urteile von Zeitgenossen mitteilt und ihre Wirkung
auf andere beschreibt; nur beim Tode bedeutender Männer, wie des Scipio und Cicero, bringt er ein Elogium, in dem die Summe ihres Lebens kurz gezogen wird. Es ist die von Thukydides geschaffene Technik.

Von den Grammatikern ist Verrius Flaccus viel behandelt worden. Die Komposition von Festus' Lexikon gibt uns ein großes Rätsel auf, indem die alphabetische Anordnung, die im ersten Teile jedes Buchstabens herrscht, im zweiten verlassen ist. Dafs aber auch diese zweiten Teile auf Verrius zurückzuführen sind, hat gegen frühere Zweifel Reitzenstein (1887) und zugleich über Verrius' Quellen wertvolle Aufschlüsse gegeben; dafs das Nebeneinander der beiden Teile bereits auf Verrius selbst zurückgeht, hat Willers (1898) gezeigt. Die Bedeutung der orthographischen Schrift und ihre direkte oder indirekte Benutzung durch Quintilian und spätere Grammatiker hat Mackensen behandelt (1896). — Was die unter dem Namen des Hygin umlaufenden Schriften angeht, so ist den fabulae die Erkenntnis von dem Bestehen einer im Flusse befindlichen mythographischen Literatur, die für das große Publikum und die Schule berechnet war, sehr zustatten gekommen; die Ähnlichkeit mit Apollodor erklärt sich aus der Benutzung verwandter Handbücher. Die zahlreichen Hypothesen, welche das Verhältnis der fabulae zu den genealogiae und zur astronomia aufhellen sollen, verkennen meist, dafs die fabulae ein Schulbuch gewesen und daher in arg entstellter Form auf uns gekommen sind; Pseudo-Dositheos, die Palimpsestblätter aus saec. V./VI, Kassiodor (Knaack Herm. 16) lassen uns den älteren Zustand des Textes mehr ahnen als erkennen. Die Astronomie ist dadurchverständlicher geworden, dafs Robert die von Eratosthenes ausgehende Katasterismenliteratur, Maafa's die an Arat anknüpfende Literatur aufgearbeitet hat; auch sie erscheint uns jetzt als eine Art erweiterten Aratkommentars (Dittmann 1900), der außer Arat, Ciceros Aratea und astronomischen Elementarbüchern besonders einen ausführlichen, Arats Angaben oft berichtigenden Kommentar heranzieht.

Beide der Behandlung der nachaugusteischen Literatur muß ich mir mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum eine gewisse Beschränkung auferlegen. Unter den Epikern geht Lucan seinen eigenen Weg, indem er auf den herkömmlichen Götterapparat verzichtet (Marx bei Pauly-Wissowa); er bietet einen gewissen Ersatz dafür außer durch die gesteigerte Rhetorik durch die geographisch-ethnographischen Exkurse, die er nach
noten für den Text als eigentlich literarhistorische Fragen erörtert. Die Disposition dieser Gelegenheitsgedichte nach rhetorischen Vorschriften hat Leo (1892) angedeutet und Vollmer in seinem sorgfältigen Kommentar (1898) im einzelnen ausgeführt.


Viel Mühe ist auf die Lehrgedichte des Germanicus und Manilius verwendet worden, da man sich auf den von ihnen behandelten Gebieten eine größere Sachkenntnis zutraute als die vorige Generation. Jenen können wir jetzt in die Zeit des Tiberius setzen und wissen, daß er neben einem kommentierten Arat Globen und vielleicht auch die Katasterismen benutzt hat (Maybaum 1889); dagegen ist das Verhältnis der Fragmente zu der Übersetzung der Phaenomena noch unklar, und die Meinung, daß sie eine Art nachträglicher Ergänzung seien (Maafs 1893; v. Winterfeld Rh. Mus. 58), ist nicht ohne Bedenken. Manilius ist dadurch in ein neues Licht gerückt, daß man seine Weltanschauung aus der des Poseidonios abzuleiten gelernt hat (Diels 1879; zuletzt Edw. Müller 1901), aus dem er z. B. auch die im IV. Buche entwickelte astrologische Geographie entlehnt hat (Boll 1894). Die im V. Buche behandelte Lehre von den Sternbildern außerhalb des Tierkreises und ihrem Einfluß auf das menschliche Leben ist durch Boll aufgehellt (Sphaera 1903); hier ist eine Himmelsbeschreibung benutzt, in der griechische (d. h.


Nachahmung Senecas hat Zimmermann erwiesen (1889). Die Ansichten über den Charakter des Agricola, der eine laudatio funebris, eine Apologie, ein den rhetorischen Vorschriften entsprechendes ἔγγραφον sein sollte, sind von Leo berichtet, der ihn als eine Mischung von Biographie und Geschichtsdarstellung bezeichnet. Ähnlich steht es mit der Germania, die manche für eine moralphilosophische Diatribe, andere für einen politischen Traktat erklärt haben, bis sie uns Mommsen (1886) als einen selbständig gewordenen ethnographischen Exkurs begreiflich gemacht hat; reiches Material zur Erklärung ist aus Müllenhoffs Nachlaß publiziert worden. — Die Quellenuntersuchungen über die großen Geschichtswerke haben sich besonders mit den beiden ersten Büchern der Historiae beschäftigt (zuletzt Borenius 1902), weil hier für die Geschichte des Galba und Otho eine parallele Überlieferung bei Plutarch und Sueton vorliegt. Das Richtige, die Benutzung einer gemeinsamen Quelle durch alle drei Historiker, war längst ausgesprochen, hat aber gegen neue Einwände immer wieder verteidigt werden müssen (am eingehendsten von Fabia 1893); denn wenn dieses Resultat richtig ist, so hat Tacitus seine Aufgabe als eine künstlerische, nicht als eine wissenschaftliche aufgefaßt, und wir dürfen ihn nicht unter die Forscher rechnen — ein Gedanke, an den sich viele nicht gewöhnen konnten. Was die Annalen anlangt, so kann man als sicheres Resultat nur die Benutzung von Plinius’ bella Germaniae bezeichnen (Münzer 1899), während die Benutzung von Plinius’ anderem Geschichtswerk, von Aufidius Bassus, Cluvius Rufus, Fabius Rusticus zwar sicher steht, sich aber nur schwer auf bestimmte Partien der Annalen abgrenzen läßt (Gercke 1896). Dafs die Methode der Charakteristik die indirekte ist, wie bei Livius (vgl. S. 35), hat Bruns an der Behandlung des Augustus, Germanicus und Tiberius dargetan.

Sueton (den man vielleicht richtiger unter den Grammatikern aufzählte) ist von Leo zum Ausgangspunkte seines Werkes über die antike Biographie gemacht worden; es zeigt sich, daß er das Schema des aus der alexandrinischen Philologie stammenden grammatischen πίος, nach dem die Viten seiner ciri illustres angelegt sind, auf die Kaiserbiographien übertragen hat. Das ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil er, eigentlich gegen seinen Willen, das Vorbild für die spätere Darstellung der Kaisergeschichte geworden ist. Die Quellenforschung hat nur da, wo Tacitus zum Vergleich vorliegt, nennenswerte Ergebnisse erzielt (s. o.). Was seine übrigen Schriften angeht, so hat sich das
von Reifferscheid gelegte Fundament als im allgemeinen dauerhaft erwiesen; für die griechisch abgefassten onomastischen Werke ist das Material durch die Auffindung byzantinischer Exzerpte vermehrt worden (Fresenius 1875). Eine von Schanz (1895) über die Anlage des pratum aufgestellte Hypothese kann nicht als wahrscheinlich bezeichnet werden.

Die sogen. Scriptores historiae Augustae gewannen dadurch ein erhöhtes Interesse, daß Dessau (1889) in ihnen Spuren nachwies, die sich mit einer Abfassung in diokletianisch-konstantinischer Zeit nicht vertragen, sondern auf das Ende des 4. Jahrhunderts hinweisen; er lehnte deshalb das ganze, angeblich von sechs verschiedenen Verfassern herrührende Korpus von einem und demselben Fälscher einer späteren Zeit fabriziert sein. Da aber andererseits Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren unzweifelhaft sind — solche stilistischer Art hat Woelflin (1891) aufgezeigt —, so halb's sich Mommsen (1890) mit der Annahme einer späteren Überarbeitung des ursprünglichen Korpus, und mindestens so viel wird heute von den meisten zugegeben; doch hält Peter (1892) an der alten Meinung fest, nach der die Viten so, wie sie sind, aus der Zeit stammen, der anzugehören sie behaupten. Nur kurz andenten will ich, daß die Forschung über Eutropius seit Droysens Ausgabe (1879) wieder in regen Flufs gekommen ist; ebenso haben die Probleme, welche das unter dem Namen Aurelius Victor gehende Korpus betreffen, manngfache Förderung erfahren.


Indem ich sonstige schöne Literatur hier anschließte, habe

Senecae Schriften sind in ihrem Verhältnis zur Biographie des Verfassers von Gerecke untersucht worden (1896), der auch den Versuch einer Chronologie gemacht und andere einschlägige Fragen untersucht hat (z. B. die Beurteilung des Stiles durch Quintilian und Fronto). Für das Verständnis von Standpunkt und Darstellungsweise seiner philosophischen Schriften sind die Einsicht in den aphoristischen Stil der kynischen resp. populären Diatribe, die Annahme eines ziemlich weitherzigen Eklektizismus und die Einsicht von dem überragenden Einfluß poseidonischer Gedanken wichtig gewesen. Für die Trostschriften war Gereckes Skizze einer Geschichte dieses ἰέρος ergiebig (1883), für die Briefe Useners Bemerkung, daß die Sentenzen aus den Briefen Epikurs und seiner Genossen einem Gnomologion entnommen sind; andere Sätze aus griechischen Philosophen hat Thomas (1891) nachgewiesen. Über die Benutzung des Athenodorus in de tranquillitate animi hat Hense (1893) Genaueres festzustellen gesucht. Sehr groß war das Interesse für die quaestiones naturales; so sind über die Reihenfolge der Bücher zahlreiche einander widersprechende Vermutungen aufgestellt worden, z. B.

Die Zeitfolge der Briefe des jüngeren Plinius ist durch Asbach (1881) und M. Schultz (1899) von neuem untersucht worden, die beide im Gegensatz zu Mommsen eine Publikation der Bücher in Gruppen annehmen. Dafs über die Echtheit des infolge theologischer Beklemmungen angezweifelten Briefwechsels mit Trajan auch in unserer Zeit noch hat debattiert werden können, sei als Kuriosum mitgeteilt. Um hier gleich die Panegyriker anzuschließen, so ist die Frage nach der Zuteilung der anonyamen Reden an einen Verfasser (Eumenius) oder mehrere viel verhandelt worden; gewichtige sachliche Gründe für die Abfassung der Reden II—IX durch Eumenius — dem Brandt

Römische Literatur.


Für die Metrik waren von Bedeutung die Einsicht in das von Varro adoptierte metrische System (S. 30) und die Erkenntnis, daß Juba (nicht vor dem Ende des 2. Jahrhunderts) das
von dem varronischen verschiedene System aus Heliodor übernommen hat (Hense 1875); beide Systeme fanden sich dann infolge (teils direkter, teils indirekter) Benutzung des Caesius Bassus, der dem Varro folgt, und des Juba bei Aphonius vereinigt, den der erhaltene Marius Victorinus ausschreibt (G. Schultz 1885).

Um endlich die wichtigsten Kommentatoren zu erwähnen, so sind Donats Terenzkommentar die Bemühungen von Sabbadini und Wefsn er um die Aufhellung der Überlieferung zustatten gekommen; doch wird man heute mit der Herausschälung des echten Donat vorsichtiger sein als je. Die Abhängigkeit seiner Erklärung von alter Grammatikertradition hat Rabbow (1897) dargelegt. Über Servius' Vergilkommentar und seine beiden Fassungen darf jetzt nach E. Thomas (1880) und Thilo (1881) trotz manches erhobenen Widerspruches die Ansicht als die richtige bezeichnet werden, dafs die Erweiterungen nicht als Zusätze aus Servius selbst anzusehen sind. Für das Verständnis des Kommentares sind die Forschungen von Georgii (1897 und 1902) von Belang, der die apologetische Tendenz vieler Scholien erweist, in denen der Dichter gegen Angriffe der obtructatores in Schutz genommen wird. Dafs ein Kommentar zu Ovids Metamorphosen benutzt ist, hat Leuschke gezeigt (1895).

Von Rhetoren sei nur Quintilian erwähnt. Die Zeit der Herausgabe der Institutio suchte Vollmer zu bestimmen, der die Abfassung von X vor Sommer 95 nachweisen wollte (1891). Quintilians stilistische Tendenz — sein Kampf gegen die Auswüchse des Deklamatorenstiles, als dessen gefährlichster Vertreter ihm Seneca erschien, und von dem er doch auch bis zu einem gewissen Grade angesteckt war — ist von Reuter (1887) behandelt, der den Inhalt der Schrift de causis corruptae eloquentiae aus den hierhergehörigen Äußerungen in der Institutio zu ermitteln sucht. Für die Quellenkritik war am fruchtarsten der Nachweis von Woehr (1903), dafs die Rhetorik des Celsus stark benutzt ist; für die literarischen Urteile über die Griechen suchte Heydenreich (1900) wieder Abhängigkeit von Dionys zu erweisen, auf eine stoische Quelle Radermacher (1899) das Kapitel XII 1 zurückzuführen. In I scheint für die orthographischen Partien Verrius, für die grammatischen Palaemon benutzt zu sein; die Gedanken über Erziehung gehen mittelbar auf Chrysipp zurück.

Unter den übrigen Fachschriftstellern ist in erster Linie Plinius zu nennen. Seine Biographie suchte Mommsen zu be-reichern, indem er eine Inschrift aus Arados auf ihn deutete (1884),
begegnete aber lebhaftem Widerspruch. Über seine Kenntnis Germaniens, die für sein Buch über die Germanenkriege von Wichtigkeit ist, und seine amtliche Laufbahn suchte Münzer (1899) Genaueres zu ermitteln. Über die Benutzung seiner historischen Werke ist viel debattiert worden (S. 40). Den nützlichen Versuch einer Rekonstruktion der *libri dubii* von Münzer machte Beck (1894). Viel wertvoller aber war die Förderung, welche die Quellenforschung über die *historia naturalis* in unserem Zeitraum erfuhr; man kann fast sagen, dafs sie überhaupt erst in ihm ernsthaft angefasst wurde, — dies allein schon ein Beweis für die veränderte Richtung unserer Wissenschaft. Erleichtert wurden diese Studien von Mayhoff, der in seiner Ausgabe von Buch XVI an die Parallelüberlieferung anführte; die Zahlenangaben der Indices hat Detlefsen (1899) einer genaueren Betrachtung unterworfen und aus ihnen auf sehr umfangreiche Vorarbeiten des Plinius geschlossen. Den Hauptfortschritt bedeutet das Buch von Münzer (1897)., der, von Plinius' Arbeitsweise ausgehend, zeigt, wie er einen Autor oft zuerst indirekt benutzt, dann aber, durch die Zitate seiner unmittelbaren Quelle veranlaßt, ihn selbst aufschlägt und Zusätze aus ihm macht; auf diese Weise sind z. B. Cato und Theophrast benutzt. Wichtig ist ferner die Erkenntnis, dafs die vielberufenen *indices* nicht eigentlich Verzeichnisse der von ihm benutzten Quellen sind, sondern Verzeichnisse der Literatur über einen bestimmten Gegenstand: so nennt er 21 Schriften über den Bernstein, kennt aber aus eigener Benutzung nur eine davon. Unendlich viel verdankt er in fast allen Büchern dem Varro und gerade ihm besonders viele Namen griechischer wie römischer Autoren, die er selbst nie gesehen hat; neben ihm sind viele jüngere Autoren benutzt, wie Verrius, Fenestella, Melissus, für Landwirtschaft Celsus und Columella, für Auguraldisziplin Umbricius (Detlefsen 1901). Für die physikalische Geographie in Buch II ist Poseidonios die (schwerlich direkte) Quelle; die eigentlich geographischen Bücher III—VI beruhen auf der Weltkarte Agrippas und seinen amtlich-statistischen Material enthaltenden Kommentarien (Detlefsen 1877 ff.; Cuntz 1888). Dafs er für die Zoologie den Aristoteles höchstens gelegentlich neben der lateinischen Bearbeitung des Trogus eingesehen hat, ist besonders von Birt (1878) erwiesen; im VIII. Buche ist für die afrikanischen Tiere Juba stark herangezogen. Dieselbe ist Hauptquelle für die Botanik in Buch XII und XIII (Sprengel 1890 f.); für die späteren botanischen Bücher kommen viele Quellen in Betracht, darunter Varro, und für die medizinische
Botanik Sextius Niger (Wellmann 1889); ob Theophrast hier direkt benutzt oder nur gelegentlich aufgeschlagen ist, darüber gehen die Meinungen auseinander; so hält Abert (1896) für einen wichtigen Vermittler theophrastischen Gutes den Hygin. In den medizinischen Büchern scheint Varro wiederum eine ausgiebige Quelle gewesen zu sein — sicher für die *paradoxa aquarum* in Buch XXXI (Oder 1898) —, während Celsus nur hier und da eingesehen ist. Sehr eingehend hat man sich mit den kunsthistorischen Büchern beschäftigt (Furtwängler 1877; Münzer 1895; Kalkmann 1898); auch sie beruhen hauptsächlich auf Varro, durch den Antigonos und Xenokrates vermittelt sind (während es unklar ist, welcher die vielen Notizen aus Duris verdankt); für die Zeitangaben scheint eine Chronik, etwa Apollodorus, herangezogen zu sein; außerdem ist ein alphabetisches Künstlerverzeichnis mit Angaben über den Standort der Werke benutzt; allerlei Kuriositäten sind aus dem auch sonst oft eingesehenen Werke des Mucianus entnommen.

Der Gesamteindruck, den wir nach den neueren Untersuchungen von seiner Arbeitsweise gewonnen haben, ist nicht ungünstig. Wir sehen, dass er eine große Anzahl von Quellen benutzt und sie bis zu einem gewissen Grade miteinander verarbeitet; er folgt niemals für größere Abschnitte einer und derselben Quelle, ohne sie durch fortwährende Zusätze aus seiner überaus reichhaltigen Lektüre zu ergänzen. Einen Hauptteil seiner Tätigkeit bildete die stilistische Verarbeitung seiner Quellen, die leider eine sehr durchgreifende war; denn er ist ein abgesagter Feind alles Einfachen und Natürlichen und ein blinder Verehrer der modernen Rhetorik, die bei ihm ähnlich wie bei Seneca einer sentimentalalen und moralisierenden Naturbetrachtung dienstbar gemacht wird (Joh. Müller 1883).


Auf anderes einzugehen, verbietet mir der Raum. Für die Juristen kann ich auf Kalbs Berichte verweisen (Bursian 89, 109), für die christlichen Schriftsteller auf die sorgfältigen Referate von M. Schanz und Weyman (Bursian 84, 93, 105). Aber auch aus der kurzen Übersicht, die ich habe geben können, und in der manches Wichtige fehlen mag, wird, hoffe ich, klar geworden sein, daß auch auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten nicht nur ein reges Leben geherrscht hat, sondern der Schwerpunkt sich wesentlich verschoben und die Problemstellungen sich erheblich geändert haben.
Griechische Grammatik.

Von O. Hoffmann, Breslau.

Griechische Grammatik.

51


unter dem Schutze der musikalischen Betonung erhalten war. Und so spielte denn das Griechische auch in der großen Bewegung, durch die das alte Gebäude des Ablautes ins Wanken kam, eine wichtige, ja teilweise die entscheidende Rolle.


falschen Analogie bestand. Gewifs hielt sich die besonnenen Gelehrten zurück, und ein so verständig geschriebenes Werk wie Henrys Étude sur l'analogie en général et sur les formations analogiques de la langue grecque (Lille 1883) brachte die wichtigste Form der Analogie, die Ausgleichung in der Flexion und Stammbildung, zur überzeugenden Darstellung. Im allgemeinen bildete aber der Glaube, daß der Zauberschlüssel der Analogie alle Tore öffnen könne und müsse, geradezu eine Gefahr für die Gründlichkeit und den Ernst der grammatischen Forschung. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Sie richtet sich in den letzten Jahren nicht allein gegen die Auswüchse und Übertreibungen der neuen Lehre, sondern mehr und mehr auch gegen ihren Kern, gegen die These von den ausnahmslosen Lautgesetzen. Wenn Zweifellos auch durch die junggrammatische Schule die Analogie als eine Macht, die Lautgesetze aufhebt, in weitestem Umfange nachgewiesen ist, so lassen sich doch nicht alle Ausnahmen von der Regel auf sie zurückführen. Die Sprache ist ebensowenig blinden, ausnahmslosen Gesetzen unterworfen wie irgendeine andere Funktion des menschlichen Geistes. Die Gleichförmigkeit der Rede, die hervorgewachsen ist aus der Abhängigkeit des Individuums von der menschlichen Gesellschaft, ist doch nie ein Zwang. Die sogenannten Lautgesetze sind also nichts weiter als Formeln, auf die der Usus dicendi bequem gebracht werden kann, ohne daß sie irgendwie den Anspruch auf unbedingte Geltung erheben könnten. Wo der Usus nicht beobachtet ist, da kann Analogie, aber auch ebensogut irgendeine andere individuelle Ursache für die Abweichung von dem Gewöhnlichen maßgebend gewesen sein. Wer jede Ausnahme auf eine generelle Ursache zurückführen will, verschließt sich den Weg, der in die Eigenart der sprachlichen Persönlichkeit hineinführt.

Zu solchen allgemeinen und durchgreifenden Umgestaltungen, die die Darstellung der griechischen Grammatik durch die Sprachwissenschaft in den letzten Jahrzehnten erfuhr, kommt alles das hinzu, was unter die einzelnen Kapitel der Lautlehre, Formenlehre und Syntax fällt. Das Wichtigste davon wird im folgenden noch erwähnt werden. Den reichsten Ertrag hat immer die Lautlehre davongetragen, den geringsten die Syntax. Zwar verdankt auch sie der vergleichenden Grammatik manche neue Erklärung und Berichtigung, die aus dem Griechischen selbst nicht hätte gewonnen werden können — so z. B., um nur eines zu nennen, den Nachweis, daß der Genetiv bei ἄξονω nicht, wie
Griechische Grammatik.

man bisher annahm, ein ablativischer Genetiv, sondern ein echter Genetiv sei —; im allgemeinen aber haben sich die Formen des Satzgefüges erst in der Sonderentwicklung der griechischen Sprache herausgebildet und lassen sich deshalb nur aus ihrer Geschichte heraus verstehen.

Wie die Sprachwissenschaft der griechischen Grammatik ein tieferes Verständniss für den Ursprung der griechischen Sprachformen und für die treibenden Kräfte der Sprachentwicklung erschloß, so wurde durch die fortschreitenden Untersuchungen auf dem Gebiete der griechischen Sprachgeschichte der Stoff der grammatischen Darstellung umgeformt und bereichert.

donen zu führen versucht, auf schwachen Stützen. Ehe nicht die Sprachreste neu bearbeitet sind, wird ein endgültiges Urteil nicht möglich sein.


Die durch die neuen Funde ans Licht tretende überraschende Tatsache, daß der mittelthessalische Dialekt dem lesbisch-äolischen, der arkadische Dialekt dem kyprischen eng verschwistert war, brachte die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der griechischen Dialekte in Fluß. Spiegelt sich in den Dialekten einer Sprache die Geschichte der Volksstämme und Landschaften wider, oder ist die dialektische Gliederung einer Sprache lediglich ein sprachpsychologischer Prozeß, der von den äußeren Geschichten eines Volkes unabhängig ist? Die Schleichersche Stammbaumtheorie, nach der sich eine Sprache dadurch verästelte, daß einzelne Gebiete von ihrer Umgebung losgetrennt und in sich einheitlich zusammengeschlossen wurden, förderte zwar nicht die Abhängigkeit der Dialektentwicklung von der Sondergeschichte der einzelnen Volksstämme, begünstigte sie aber. Dagegen verkündete Johannes Schmidt im Jahre 1871 in seiner Aufsehenerregenden Schrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, daß Dialekte nicht durch die Spaltung einer Spracheinheit in mehrere voneinander unabhängige Glieder entstanden. Vielmehr werde eine Sprache, ohne ihre Einheitlichkeit zu verlieren, durch verschiedenartige Neubildungen, die sporadisch hier und dort aufträten und sich bald stärker, bald schwächer gleich Wellenringen ausbreiteten, in der Art differenziert, daß sich überhaupt nicht geschlossene Dialekte voneinander abgrenzen ließen, sondern vielmehr zwischen zwei entfernt voneinander liegenden Varietäten der Sprache ein allmählicher Übergang der einen in die andere wahrnehmbar sei. Diese Ansicht, die der Geschichte eines Volkes gar keinen oder nur einen geringen Einfluß auf die Gliederung seiner Sprache zugesteht will, versuchte Collitz im Jahre 1885 auf das Griechische zu über-

Weit schwieriger ist es, die sogenannten "dorischen" Dialekte historisch zu gruppieren. Sie haben seit Ahrens keine

Den fünften der Dialekte der antiken Grammatik, die ζωτύρι, suchte die ältere Grammatik wesentlich in der Literatur der hellenistischen Zeit. Diese gibt aber nicht ein reines Bild von der lebendigen Umgangssprache, sondern steht unter dem Baume der klassischen Literatur, deren schulmäfsig erlernte Formen sie mit den Elementen der alltäglichen Volkssprache vermengt. Erst
in den Inschriften und Papyri der hellenistischen Zeit, besonders den privaten Urkunden, haben wir zuverlässige Zeugen der gesprochenen \( \text{zovri} \) kennen gelernt; als grundlegende Arbeiten sind hier Schweizers Grammatik der pergamenischen Inschriften (1898), Witkowskis Prodomus grammaticae papyrorum Graecarum actatis Lagidarum (1897) und Maysers Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit, I Heilbronn 1898, II Stuttgart 1900, zu nennen. Noch bedeutsamer aber war es, daß Hatzidakis „Einleitung in die neugriechische Grammatik“ (1892) das Neugriechische als die unmittelbare Fortsetzung der \( \text{zovri} \) und damit als ihre reichste Quelle nachwies. Seinen Spuren folgend hat Dieterich, Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache (Byzant. Archiv I, 1898), eine Fülle von neugriechischen Eigentümlichkeiten der Laut- und Formenlehre in ihren Anfängen bis in die \( \text{zovri} \), d. h. in die Sprache der hellenistischen Inschriften und Papyri, zurückverfolgt. Wie im Neugriechischen, wo es in abgelegenen, isolierten Gegenden gesprochen wird, noch heute ver einzeltte Reste der alten Dialekte fortleben, so zeigte die \( \text{zovri} \) in noch höherem Grade verschiedenartige lokale Färbungen, die durch den alten dialektischen Untergrund bedingt wurden. Aber die \( \text{zovri} \) selbst war nicht das Produkt einer Mischung aus allen möglichen Dialekten („plurium dialectorum inter se mixtura et conjunctio“ Sturz); wer, wie Kretschmer (Entstehung der \( \text{zovri} \), S.-Ber. Wien. Akad. 1900, Bd. 143), das heute noch zu erweisen sich bemüht, kämpft auf einem verlorenen Posten. v. Wilamowitz hat im Jahre 1877 mit seiner Behauptung, daß die \( \text{zovri} \) ein ionisches Volksidiom sei, dasjenige hervorgehoben, was ihr in der Tat deutlich das Gepräge gibt: die ionische Dialektfärbung. Gewifs ist die \( \text{zovri} \) nicht einfach mit einem ionischen Dialekte zu identifizieren; das Attische bildet unverkennbar ihre Grundlage. Aber dieses Attische steht deutlich unter dem Einflusse des Ionischen. Was sich aus anderen Dialekten der \( \text{zovri} \) noch beigemischt findet, tritt so zurück, daß man es nicht zu den wesentlichen Elementen rechnen kann. Das ist die Anschauung, wie sie von Thumb in seinem Buche „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus“ (1901) im Zusammenhange vorgetragen und begründet ist. Wo lag aber der Ausgangspunkt für diese Ionisierung des Attischen? wann begann sie? welches waren ihre Ursachen? Der attische Wortschatz zeigt schon im 5. Jahrhundert starke Einflüsse des Ionischen. Also liegen die Anfänge der \( \text{zovri} \) weit vor der Zeit Alexanders. Der Gedanke Thumbs, daß der erste attische Seebund, durch den die Ionier
und Athener in engste und dauernde Fühlung miteinander kamen, den Keim zur \textit{zoi\textup{r}i}\textsubscript{1} gelegt habe, ist außerordentlich bestechend. Doch bleibt es künftigen Generationen vorbehalten, diese letzten Fragen mit reiferem Urteile zu beantworten.


Da die lautlichen Veränderungen einer Sprache ihren Ausdruck in der Schrift finden und nur aus ihr zu erkennen sind, so bildet eine Untersuchung des Lautwertes, den die Schriftzeichen darstellen, die Grundlage jeder Lautlehre. Die kleine, scharfsinnige Schrift von Blafs „über die Aussprache des Griechischen“ (2. Aufl. 1882, 3. Aufl. 1888) hat die Übertragung der neugriechischen Aussprache auf die klassische Zeit endgültig
als Irrtum erwiesen und in allen wichtigen Fragen Klarheit geschauffen: es steht fest, daß i je nach dem Dialekte als ē oder ā, ai als ai, av und ev als ai eu, zwenigstens in älterer Zeit als sd (genauer zd), die Aspiratae als Explosivlaute und nicht als Spiranten gesprochen wurden. Freilich wird es noch ein Weilchen dauern, bis die Neuhellenen und ihre begeisterten Freunde sich von der Aussichtslosigkeit der Versuche, den Vater Homer in neugriechischen Lauten reden zu lassen, überzeugt haben: ist doch noch im Jahre 1889 ein 752 Seiten dickes Buch erschienen, das mit profunder Gelehrsamkeit die von Blafs gezogenen klaren und zwingenden Schlufssfolgerungen zu widerlegen glaubt.

Griechische Grammatik.

85


Abgesehen von der oben besprochenen junggrammatischen Lehre von den ausnahmslosen Lautgesetzen, tritt in den neueren Arbeiten über die griechische Lautgeschichte die allgemeine Tendenz hervor, mehr als bisher die Ursachen der lautlichen Entwicklung zu spezialisieren und die Veränderungen eines Lautes auf die verschiedenartigen Einflüsse, die seine Betonung, seine Stellung im Worte und Satze u. a. m. auf ihn ausüben, zurückzuführen. Es ist mir in diesem Rahmen natürlich unmöglich, die zahlreichen feinen Einzeluntersuchungen zu einem Bilde zusammenzufassen. Ich muß mich damit begnügen, einige der wichtigsten Gedanken, die der Forschung neue Wege gezeigt haben, herauszuheben und ihre allgemeine Bedeutung an Beispielen zu zeigen.

Bei der Darstellung des Lautsystems einer toten Sprache entsteht leicht die Gefahr, über dem geschriebenen Worte das gesprochene zu vernachlässigen und das Schriftzeichen mit dem Laut selbst zu identifizieren. Von diesem Fehler hat sich die Grammatik der klassischen Sprachen in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr freigemacht. Wenn wir heute Erscheinungen der Lautgeschichte, für die vor fünfundzwanzig Jahren jedes Verständnis fehlte, begreifen oder doch zu begreifen beginnen, so hat das wesentlich darin seinen Grund, daß wir hinter dem

Kropl, Die Altertumswissenschaft.

Dafs ein Laut nicht nur seine unmittelbare Umgebung beeinflußt, sondern über sie hinweg auch auf fartherstehende

Die lateinische und germanische Grammatik war längst gewohnt, die Lautveränderungen in betonten und in unbetonten Silben auseinanderzuhalten. Für das Griechische hat man aber erst in jüngster Zeit begonnen, die verschiedene Lage des Akzentes für eine verschiedenartige Behandlung eines und desselben Lautes verantwortlich zu machen. Treffend scheint mir Solmsen (I. F. VI, 1896) aus dem Gegensatz zwischen υζοιω und υζοι', υζοιων den Schluß gezogen zu haben, daß or (und ebenso ar) vor Vokalen betont unverändert blieb, unbetont aber des r verlustig ging. Auch bringt das von Wackernagel und Solmsen (K. Z. XXIX u. XXX, 1890) begründete Gesetz, nach dem ρο und ιο hinter betontem Vokale gemeingriechisch erhalten, hinter unbetontem aber zu ρη, ιη assimiliert und unter Ersatzdehnung des vorhergehenden Vokales zu ρι, ιi vereinfacht sein sollen (ζοοη, aber ζοοιζ), noch am chesten Ordnung in die Fülle der Erscheinungen. Und wenn bei der Ersatzdehnung Doppelformen wie ζοοη : ζοο, ξειρος : ξειρος entstehen, so kann...


Griechische Grammatik.


Was die vergleichende Sprachforschung für die Erklärung des griechischen Verbums bis zum Beginne des von uns behandelten Zeitraumes geleistet hatte, wurde von Curtius in sein „Verbum der griechischen Sprache“ (I 1873, II 1876; zweite Auflage I 1878, II 1880) hineingearbeitet. Der grösste Teil dessen,
Hoffmann


Griechische Grammatik.


Für das Verständnis einer syntaktischen Form und ihrer Geschichte kann es von ausschlaggebender Bedeutung sein zu wissen, ob sie erst in der Sonderentwicklung des Griechischen ausgebildet oder ein Erbteil aus vorgriechischer Zeit ist. Hier tritt der historischen Syntax die vergleichende ergänzend zur Seite. Delbrück hat im Jahre 1879 als erster in seinen „Grundlagen der griechischen Syntax“ (Syntakt. Forsch. IV)
Sprachen eigen ist, und daß sie wahrscheinlich auch von dem im Hauptsatze enklitischen Verbum eingenommen wurde!

Kein Gebiet der Syntax zeigt einen so durchgreifenden Um- 

schwung und Fortschritt der Auffassung wie die Tempuslehre. 

Dafs in den sogen. Tempusstimmten die relativen Zeitstufen 

(σαρών) der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (ό ταγόρ 

oder ἴνων, ὃ ταγόμηνἴος, ὃ μίλλον) ausgedrückt seien, war 

eine Lehre der antiken Grammatik, an der die modernen Dar- 

stellungen bis auf Madvig herab festhielten. Ja, es fehlt auch 
in unserem Jahrhundert nicht an vereinzelten Versuchen, sie 

wieder aufzunehmen: so will Pedersen (K. Z. XXXVII, 1901) 
für das Indogermanische wieder „Tempora“ ansetzen, und Meltzer 
(I. F. XVII 217, 1904) nimmt wenigstens für das Präsens die 
zeitliche Bedeutung des „wirklich Gegenwärtigen“ als die ur- 

sprünglichste an. Doch werden diese outsiders schwerlich mit 

Erfolg gegen den Strom schwimmen. Curtius war es, der in 

seinen Erläuterungen zur griechischen Schulgrammatik (3. 

Aufl. 1875, 179 ff.) zuerst die Lehre begründete, daß in den Tempus- 

stimmten nicht bestimmte relative „Zeitstufen“, sondern „Zeit- 

arten“ oder, wie man jetzt sagt, „Aktionsarten“ zum Ausdruck 
kommen: in dem Präsens suchte er die „dauernde“, in dem 

Aorist die „punkttuelle“ oder „eintretende“, in dem Perfekt die 

„vollendete“ Handlung. Die „effektive“ Bedeutung des Aoristes 
glaubte er aus der „ingressiven“ erklären zu können. In dem 

Begriffe der „Zeitart“, den Curtius an die Stelle der Zeitstufe 

setzte, kommen also zwei verschiedene Eigenschaften der Verbal-

handlung zum Ausdruck: der Moment im Gegensatz zur Dauer 

(punkttuell-kursiv) und die Vollendung im Gegensatz zur Nicht-

Vollendung (perfektiv-imperfektiv). Doch versuchte Curtius, wie 

seine Auffassung des Aoristes zeigt, beide in der Art miteinander 

zu vermitteln, daß er die actio perfectiva aus der punkttuellen 

dementsprechend die actio imperfecta aus der kursiven oder 
durativen ableitete. Darin folgt ihm noch heute Brugmann, wenn 
er als die beiden wichtigsten Aktionsarten die „punkttuelle“ und 
die „kursive“ voranstellt, jene vorwiegend im Aoriste, diese im 

Präsens vertreten findet und aus dem ursprünglich „punkttuellen“ 

Aoriste den „ingressiven“, den „effektiven“, den „konstatierenden“ 
ableitet (Griech. Gramm. 3 475 ff.). Auch Mutzbauer. Die Grund-

lagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempus-

gebrauch (1893), vergleicht die Bedeutung des Präsensstammes 
einer Linie, die des Aoriststammes einem Punkte: im Imperfek-
tum soll die Handlung nach ihrem ganzen Verlauf vor unseren

Griechische Grammatik.


schichte eines Wortes und die Entwicklung seiner Bedeutung zu ersehen ist. Man kann es demjenigen, der irgendein einzelnes griechisches Wort in einen etymologischen Zusammenhang rücken will, nicht zuuten, daß er dazu eine vollständige Quellenuntersuchung anstellt. Er wird im allgemeinen den Pape oder Passow, im günstigsten Falle noch den Thesaurus und neuerdings für die dialektischen Formen den Herwerden zu Rate ziehen und sich auf die Form und Bedeutung, die er da findet, verlassen. Das genügt aber nur in den seltensten Fällen. Und es ist deshalb dankbar anzuerkennen, daß Leo Meyer in seinem neuen, vierbändigen Etymologischen Wörterbuche des Griechischen (1901) den Versuch gemacht hat, bei jedem Worte zunächst die ursprüngliche Bedeutung möglichst genau festzustellen und zu belegen. Dabei bildet Homer natürlich den Ausgangspunkt und die wichtigste Quelle. Leider stehen diesem Vorzuge, der einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, erhebliche Mängel gegenüber. Die wunderliche Anordnung der Worte nach dem Sanskritalphabet hätte wenigstens durch einen vollständigen Index wieder gutgemacht werden müssen, und die neuere Forschung ist viel zu wenig berücksichtigt.

Griechische Philosophie.
Von K. Praechter, Bern.

Wenn sich unsere Kenntnis der griechischen Philosophie im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts in erfreulichster Weise nach Tiefe und Breite erweitert hat, so verdanken wir das dem Umstande, dass die wissenschaftliche Arbeit auf philosophischem wie auf philosophischem Gebiete eine Richtung verfolgte, die es den Vertretern beider Disziplinen ermöglichte, in gemeinsamer und sich ergänzender Tätigkeit Hand in Hand zu gehen. Diese Richtung ist nicht den letzten fünfundzwanzig Jahren eigentümlich; sie machte sich schon seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts geltend; aber sie hat allmählich an Kraft und Entscheidung gewonnen und in unserer Berichtsperiode besonders glückliche Ergebnisse gezeitigt. Auf philologischer Seite leitete das Bewusstsein, dass die Philologie sich als grundlegende Methode in den Dienst der gesamten auf das Alteimum gerichteten Geschichtswissenschaft zu stellen und die Rekonstruktion des antiken Lebens in seinem vollen Umfange ins Auge zu fassen habe. Hier hatte aber die Philosophie eine hervorragende Stellung zu beanspruchen, insofern sie für die griechische Kultur von einzigartiger Bedeutung und die Einsicht in ihre Entwicklung für die Erfassung des griechischen Geistes von gleichem Belange ist wie etwa die Kenntnis der römischen Rechts- und Verfassungsgeschichte für die des römischen. Aus der weiten Umgrenzung der Aufgabe folgte ferner, dass auch der von einem unwissenschaftlichen Klassizismus über alle Gebühr vernachlässigten Zeit von Aristoteles bis zum Ausgange des Alters ums eingehende Berücksichtigung zuteil werden müste. Ja, gerade diese spätere Periode griechischen Philosophierens bildet ebenso wie die früheste für die Philologie als Methode ein besonders lockendes und ertragreiches Feld der Betätigung, da ihre Hinterlassenschaft zu einem großen und gerade dem wichtigsten Teile nur in Bruchstücken und Umarbeitungen durch
zweite Hand erhalten ist und die Auffindung und Sammlung, Kritik und Exegese dieser Reste der philologischen Tätigkeit besonders schwierige und reizvolle Probleme stellt. Es ist daher kein Zufall, dass, je mehr sich die Philologie der philosophiegeschichtlichen Forschung zuwandte, desto stärker unsere Kenntnis gerade der vorsokratischen und der nacharistotelischen Philosophie gefördert wurde, und dass diesen beiden Perioden auch an der Errangenschaft des uns hier beschäftigenden Zeitabschnittes der Löwenanteil zugefallen ist.


Vollzog sich in den besprochenen Beziehungen im wesentlichen eine rein innerliche Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit, so sind auch in deren äußeren Bedingungen Veränderungen eingetreten, die der Philologie wie überhaupt so auch in ihrer Richtung auf die antike Philosophie zugute gekommen sind. Der materielle Aufschwung unserer Zeit ist auch für dieses Gebiet nicht ohne Frucht geblieben. Die reicheren von Staat und Privaten für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellten Geldmittel, die wohlorganisierte Ausgrabungstätigkeit in den Ländern der antiken Kultur, die Erleichterung des Reiseverkehrs und der Handschriftenbenutzung haben der Herstellung gesicherter Autorentexte hervorragende Dienste geleistet und manches wichtige neue Material zutage gefördert. Im Vordergrund stehen hier die wundersamen Überraschungen, die uns in Gestalt wertvoller Papyrusfunde der Boden Ägyptens in so freigebiger Weise gespendet hat, und die uns die Hoffnung auf eine neue Renaissance erwecken, bei welcher vielleicht auch das eine oder andere Hauptwerk der antiken philosophischen Literatur wiedererstehen wird. Aber auch die Inschriftenforschung hat uns reichen Gewinn gebracht, und selbst die uns am fernsten stehende Kunstartchäologie hat durch Auffindung, Kritik und Interpretation antiker Philosophendarstellungen die Philosophiegeschichte nach ihrer persönlichen Seite gefördert. Schließlich verdient im Zusammenhange der Bedingungen wissen-
Griechische Philosophie.

schaftlicher Tätigkeit auch der kurz vor Beginn der Berichtszeit begründete Burstansche Jahresbericht Erwähnung wegen seiner die alte Philosophieggeschichte betreffenden Referate, deren Bedeutung für die Konzentration der Arbeit mit der immer wachsenden Ausbreitung der Forschung und der Zersplitterung ihrer Literatur in Buchern, Programmen, Sammelschriften, Dissertationen und Zeitschriftenartikeln von Jahr zu Jahr gestiegen ist.

Ich habe im vorstehenden versucht, die philologische Tätigkeit auf dem Gebiete der griechischen Philosophie, wie sie vor allem durch Usener und seine Schule gepflegt wurde, in ihren Grundzügen zu skizzieren. Dem, was hier ersträbt und geleistet wurde, kam die Arbeitsweise auf philosophischer Seite in erfreulichem Maße entgegen. Es ist Zellers nie genug zu preisendes Verdienst, die Philologie als die grundlegende Methode der Geschichte durch die Tat anerkannt und, indem er durch sein historisches Verfahren einem analogen Schaffen anderer von philosophischem Interesse geleiteter Forscher die Wege wies, die Philosophieggeschichte zu einer ernst zu nehmenden historischen Disziplin erhoben zu haben, deren Feld von Philologen und Philosophen in gemeinsamer Arbeit zu bestellen ist. Äußerungen wie die von der bedauerlichen Okkupation der Geschichte der Philosophie durch die Philologen begegnete heute auch bei wesentlich philosophisch gerichteten Forschern nur einem Lächeln. Bezeichnend ist, daß in dem während der Berichtszeit neugegründeten „Archiv für Geschichte der Philosophie“, soweit das Altertum in Frage kommt, die philologische Mitarbeit in bedeutsamer Weise hervortritt. Werke, in denen ohne historischen Sinn, ohne philologisches Wissen und philologische Methode die Philosophieggeschichte unter dem Gesichtswinkel eines bestimmten Systems oder einer leichthin erhaschten These zurechtgerückt wird, werden nicht aufhören zu erscheinen, aber der Anerkennung ihrer Ergebnisse ist in der zur Herrschaft gelangten gesunden geschichtlichen Auffassung ein fester Daun entgegengestellt.

Wenn ich es nun unternehme über die Fortschritte, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts auf unserem Gebiete gemacht worden sind, einen Überblick zu geben, so kann es sich nicht darum handeln, auch nur die Arbeiten, welche auf irgendeinem Punkte des weiten Feldes wirkliche Förderung gebracht haben, vollzählig zu besprechen. Selbst bei dieser Beschränkung würde der mir zur Verfügung stehende Raum nicht einmal zu einer bloßen Aufzählung der Titel ausreichen. Es ist daher eine engere Auswahl zu treffen,

Griechische Philosophie.


Was in dieser einen Sammlung für Kritik und Exegese der philosophischen Autoren geleistet ist, mag als Beispiel dienen für die Bewegung, die sich im allgemeinen in dieser Richtung vollzogen hat, und uns der Notwendigkeit überheben, auch die anderwärts erschienenen Arbeiten eingehender aufzuzählen. Wir greifen viel mehr hier nur einiges Wichtige heraus, so von Textesbearbeitungen die Platonausgabe von Schanz und die am Schlusse der Berichtsperiode mit einem ersten Bande erschienenen und seitdem fortgesetzte von Burnet, die theophrastische Metaphysik in neuer Bearbeitung von Usener, die pseudaristotelische Abhandlung über Melissos, Xenophanes und Gorgias von Diels. Rühmende Hervorhebung als eine mit misterhafter Gründlichkeit und kritischer Umsicht ausgearbeitete monumentale Edition verdient die Philonausgabe von Cohn und Wendland, die, wie ihre Vorbereitung mit einer Reihe ergebnisreicher Arbeiten über Philon in Verbindung steht, so auch nach ihrer Vollendung der aufblühenden Philoforschung eine zuverlässige Grundlage bieten wird. Von weiteren nacharistotelischen Texten nenne ich noch Ps.-Andronikos $\alpha\beta\gamma\theta\epsilon\nu$ von Kreuttner und Schuchhardt, Senecas Dialoge und Schriften De elementia und De beneficis in Ausgaben von Gertz, den Dion Chrys. v. Arnims, Apuleius' philosophische Schriften von Goldbacher, Galens Protreptikos von Kaibel, desselben Schrift $\pi\varepsilon\rho\iota$ $\tau\epsilon\omega$ $\alpha\beta\gamma\theta$ $\iota\acute{\rho}\omicron\omicron\acute{\omicron}\acute{\omicron}\acute{\omicron} \sigma\tau\omicron\iota\zeta\iota\omicron\omicron\iota\omicron\nu$ von Helmreich, Lamblichs Leben des Pythagoras von Nauck sowie den von Kroll auf Grund einer Kollation Studemunds in wesentlich verbesserter Gestalt herausgegebenen neuplatonischen Parmenideskommentar des Turiner Palimpsestes (Ith. Mus. 47). Höchst fruchtbringend für eine ganze Reihe von Forschungszweigen ist die von der preußischen Akademie der Wissenschaften in der Berichtszeit beschlossene und großenteils auch bereits zur Ausführung gebrachte Herausgabe der griechischen Aristoteleskommentare in einem 23 Bände, zu denen noch die 3 Bände des Supplementum Aristotelicum hinzutreten, umfassenden Korpus. Die von einer größeren Anzahl Gelehrter seit 1878 unter Diels' Leitung bearbeiteten Teile kennzeichnen sich durch gewissenhafte Sammlung und Sichtung des handschriftlichen Materials, durch knappe und klare Berichterstattung über die Grundlagen der
Alter überragt und die Gewähr einer bis auf Andronikos zurückreichenden kontinuierlichen Tradition für sich hat.


Nach dem in der Einleitung Bemerkten ist vorauszusetzen, daß sich der Sammlung der Fragmente verlorenen Schriften in der Zeit, über welche zu referieren ist, besonderes Interesse gewendet habe. In der Tat liegen hier mehrere Werke vor, die zu den glänzendsten Leistungen der Periode gehören und derselben ihren Stempel aufdrücken. Ich zähle hierher Diels' Doxo-
Griechische Philosophie.

graphi Graeci, die zwar in ihrem Hauptbestande nicht eine Fragmentsammlung im engeren Sinne des Wortes darstellen, aber doch insofern in diesen Zusammenhang gehören, als sie sich zum Ziele setzen, die teils in ursprünglicher Form, teils in Auszügen und Umarbeitungen sekundärer Quellen erhaltenen Reste älterer doxographischer Literatur zu sammeln und zur Herstellung des theophrastischen Grundwerkes und seiner nächsten erreichbaren Nachkommen zu verwerten. In Diels' Buche, das nach seinen quellenkritischen Ergebnissen unten zu besprechen sein wird, sind die einschlägigen Texte von den Theophrastfragmenten bis zum falschen Galen und Hermias herab mit umfassender und scharfsinnigster Benutzung des Materials kritisch bearbeitet, eine Leistung, zu deren voller Würdigung die Schwierigkeiten zu bedenken sind, die schon die Beschaffung des handschriftlichen Apparates und die Prüfung der jeweiligen Überlieferungsverhältnisse für diese verschiedenartigen Stücke bereiteten.


Eine dritte ein gewaltiges Gebiet umspannende Sammlung ist zwar erst 1903 erschienen, greift aber mit ihren in zahlreichen Aufsätzen und einer Sonderausgabe niedergelegten Vorarbeiten
in die Zeit unseres Berichtes zurück. Es sind die Fragmente
der Vorsokratiker von Diels, als deren Vorläufer die Ausgaben
des Parmenides und — diesseits der Jahrhundertgrenze — des
Heraklit sowie der Poetae philosophi an die Öffentlichkeit traten.
Alle diese Werke mit Ausnahme des zuletzt genannten sind mit
einer Erklärung in Gestalt einer vorzüglich treuen und zugleich
geschmackvollen deutschen Übersetzung, der Parmenides mit
einem eingehenden Kommentar, die drei späteren mit reichem
biographischem, literarhistorischem und doxographischem Material
ausgestattet. Unter diesem bilden insbesondere die zum ersten
Male in wohlbegründeter Rezension erscheinenden Laertios-
abschnitte eine hochwillkommene Gabe. In diesen Werken von
Diels liegt uns nun unser gesamter Besitz aus der vorsokratischen
philosophischen Literatur in einer Form vor, die, soweit nicht
Neufunde oder gereinigte Texte der Quellenautoren im einzelnen
Verbesserungen ermöglichen, abschließend genannt werden darf.
Dafs dadurch gleichwohl einige treffliche Arbeiten Früherer, wie
die in der Berichtszeit erschienene Ausgabe der Heraklitfragmente
von Bywater, nicht überflüssig gemacht werden, liegt in der Ver-
schiedenheit des Zwecks und der Anlage der Sammlungen. Weit
über den Kreis der hier zunächst beteiligten Studien hinaus sind
aber die Dielsschen Bücher epochenmachend durch ihre Methode.
Wohl selten haben geniale kritische Befähigung und nüchterne
Resignation bezüglich dessen, was in der Rekonstruktion frag-
mentarisch erhaltener Werke auf dem Wege der Kritik zu er-
reichen ist, einen so engen Bund miteinander geschlossen, wie es
in diesen Arbeiten geschehen ist. So ist, um nur zwei Haupt-
punkte zu erwähnen, auf die bis auf wenige Ausnahmen willkür-
lich bleibende Einordnung der Bruchstücke in den Zusammen-
hang der Darstellung im allgemeinen Verzicht geleistet und ebenso
von dem durchaus prekären Versuche einer Wiederherstellung
des ursprünglichen Dialektes Abstand genommen. Über den
Grundcharakter seiner auf Feststellung und Erklärung des er-
reichbaren Tatsächlichen abzielenden historisch-kritischen Methode
im Gegensatz zu den ästhetisch-idealisierenden Tendenzen Früherer
berichtet Diels in der Vorrede seines Parmenides, die zugleich
eine Probe dafür bietet in der Art, wie hier durch eine tief-
gründende literarhistorische Untersuchung der Maßstab für die
Kritik des Parmenides und die Grundlage für Rekonstruktion des
Textes verarbeitet sind.

Durch Usener und Diels ist ein beträchtlicher Teil der uns
angehenden fragmentarischen Literatur bewältigt. Unter dem
noch Fehlenden vermißt man besonders schwer die Bruchstücke de
ster Stoiker. Auch hier ist ein Anfang gemacht. Um von früheren
Arbeiten abzusehen, sind während der hier in Rede stehenden
Zeit die Fragmente des Zenon und Kleanthes durch Pearson, die
physikalischen des Zenon durch Troost, die der chrysippischen
Schriften Ἡ Ἐγκυρίας und Ἡ Ἐπιμνημίας durch Gerecke be
arbeitet worden. Hingewiesen mag hier auch werden auf die erst
später und teilweise erschienenen Stoicorum veterum fragmenta
v. Arnims, deren bis jetzt veröffentlichte Bände (II und III) die
Reste des Chrysippos und seiner vor Panaitios lebenden Nach
folger enthalten. Das Werk wird nach seiner Vollendung nicht
nur die ausdrücklich als solche überlieferten Fragmenten alt
stoiischer Schulhaupter, sondern auch alles das bieten, was
seinem Inhalte nach für die Altstoa in Anspruch genommen
werden darf, und damit im wesentlichen eine Fragmentsammlung
der orthodoxen Stoa überhaupt darstellen. Ungestillt bleibt also
unser Verlangen vorläufig für die späteren Entwicklungsphasen
des Stoizismus. Doch ließt auch hier aus der in diesem Referat
t zu berücksichtigenden Periode eine die Bruchstücke des Panaitios,
soweit sie unter dessen Namen überliefert sind, und des Hekaton
umfassende Teilsammlung vor in der Bonner Dissertation von
Fowler. Für Poseidonios, dessen Nachlaß dem heutigen Stand
punkt der Forschung entsprechend zu sammeln und zu bearbeiten
eine der dringendsten Aufgaben ist, sind Vorarbeiten geleistet,
über die im quellenkritischen Teile zu reden sein wird.
Eine Anzahl kleinerer Sammlungen verdient hier noch an
gefügt zu werden. Wachsmuths rühmliches Werk Sillographorum
Graccorum reliquiae ist jetzt in der Hauptsache durch Diels'
Poetae philosophi überholt. Für Xenokrates danken wir eine
Zusammenstellung des Nachlasses Heinze, für Krantor Kayser,
für Metodor Körte. Sehr verdienstlich ist die mit dem für
Stobaios’ Florilegium gesammelten Material unternommene Sonder-
ausgabe der Reste des Kynikers Teles von Hense. Unter den
Peripatetikern hat Hieronymos von Rhodos durch Hiller, unter den
Neupythagoreern Nigidius Figulus durch Swoboda eine Bearbeitung
erfahren. Endlich mag, insofern Enemeros vielleicht mit der
kyrenaischen Schule in Verbindung zu setzen ist, auch die Samm-
lung von dessen Resten durch Némethy erwähnt sein.
Die bisher besprochenen Arbeiten gründen sich im wesent-
lichen auf schon früher bekanntes Material. Das letzte Viertel-
jahrhundert hat uns aber auch durch Aufdeckung bis dahin ver
borgener oder unbeachteter Reste einen nicht unbeträchtlichen

Griechische Philosophie.


Kroll, Die Altertumswissenschaft.


Von den Texten wenden wir uns zu den Arbeiten, welche litterarischen Problemen, insbesondere der Darstellungsform, der Echtheit oder Unechtheit gewisser Schriften, der chronologischen Reihenfolge der Werke eines Autors und den Quellenbeziehungen innerhalb der philosophischen Literatur gewidmet sind. Nur flüchtig kann hier der grösseren Werke ge-
Griechische Philosophie.

99


Auch aus den Echtheitsuntersuchungen, wie sie namentlich wieder und wieder platonische Dialoge zum Gegenstande gehabt haben, kann hier nur eine knappe Auswahl solcher Arbeiten Raum finden, welche in Hinsicht auf die Methode oder die Wichtigkeit der Resultate besonderen Wert besitzen. Das trifft


Wenn die Usenersche sowie überhaupt die auf Spengels Beobachtungen sich stützende frühe Datierung des Phaidros nicht überall Beifall gefunden hat, so begründet sich der Widerspruch bei einem Teil der Forscher auf die Resultate der sprach-statistischen Untersuchungsmethode, deren immer erweiterte und verfeinerte Ausbildung in der Anwendung auf Platon das prinzipiell Neue bildet, was die Berichtsperiode der Platonforschung geleistet hat. Allerdings war schon früher der Engländer Campbell mit sehr gediegenen Untersuchungen über sprachliche Indizien für die Zeitbestimmung platonischer Dialoge vorangegangen, er hatte aber damit so wenig Beachtung gefunden, daß Dittenbergers Aufsatz „Sprachliche Kriterien für die Chronologie der platonischen Dialoge“, Herm. 16 (1881), als Eröffnung eines neuen Weges erschien und die neuere sprachstatistische Platonliteratur größtenteils an ihn anknüpfte. Es gilt, so führt Dittenberger in seiner bedeutsamen Arbeit aus, die immer der Gefahr einer petitio principii ausgesetzte Anordnung der platonischen Dialoge auf Grund ihres philosophischen Inhaltes einer Kontrolle durch den objektiven Maßstab sprachlicher Kriterien zu unterwerfen. Der Versuch aber, dazu die in den Schriften des Philosophen hervortretenden Wandlungen im Sprachgebrauche zu wertet, verspricht gerade bei diesem Autor besonders günstigen Erfolg, da seine literarische Tätigkeit den Zeitraum eines halben Jahrhunderts umfaßt und mitten in die Entwicklung der attischen
Prosaliteratur hineinfällt. So untersucht Dittenberger zunächst den Gebrauch der Partikelverbindungen \( \pi \nu \eta \nu \ (z. \ \mu, \ \rho \epsilon), \ \bar{\alpha} \bar{\lambda} \bar{\imath} \ \mu \nu \ (\acute{\iota}, \ \mu, \ \rho \epsilon), \ \iota \ \mu \nu, \ \rho \epsilon \ \mu \nu, \ \bar{\alpha} \bar{\lambda} \bar{\imath} \ - \ \mu \nu \) und teilt nach dem Fehlen und dem selteneren oder häufigeren Vorkommen dieser Verbindungen die Dialoge in zwei aufeinanderfolgende Hauptgruppen, deren zweite wieder in zwei Unterabschnitte zerlegt wird. Ein Ausblick auf Xenophon zeigt eine analoge Entwicklung. Das aus den \( \mu \nu \) -Verbindungen abgeleitete Resultat wird bestätigt durch die Prüfung des platonischen Gebrauches von \( \kappa \varsigma \mu \tau \tau \epsilon \eta \) und \( \zeta \alpha \nu \epsilon \lambda \lambda \eta, \ \xi \omega \) (\( \xi \omega \sigma \tau \iota \tau \bar{\gamma} \) und \( \mu \xi \chi \rho \mu \pi \epsilon \) und der pleonastischen Verbindung von \( \tau \zeta \alpha \) und \( \dot{\iota} \sigma \omega \).


Die Sprachstatistik hat nun auf Grund übereinstimmender Ergebnisse auf den verschiedensten Beobachtungsfeldern zu einer Anordnung der platonischen Dialoge geführt, die von der namentlich durch Zellers Vorgang in Aufnahme gekommenen besonders in folgenden sehr wesentlichen Punkten abweicht: Phaidros und Theaitet gehören zu einer mittleren Gruppe platonischer Schriften und sind jünger als das nach allgemeiner Annahme 385 oder 384 anzusetzende Symposium; Parmenides, Sophist, Politikos und Philebos fallen zwischen Republik und Gesetze; Ansätze, die übrigens mit den von manchen Gelehrten nach anderen als sprachlichen Indizien vorgeschlagenen zusammentreffen.

Es ist begreiflich, daß angesichts dieser besonders in die
treffen vieler zum Teil ganz unabhängig voneinander geführter Untersuchungen für die oben berührten Schriften, ferner, was diesen und die anderen Zellerschen Einwände betrifft, auf die Gegenggründe zu verweisen, die Ritter, N. Jahrb. 11 (1903), geltend gemacht hat. Im ganzen fanden die Ergebnisse der Sprachstatistik je länger desto mehr auch bei solchen Gelehrten Anerkennung, die zunächst andere, auf inhaltliche Indizien gestützte Ansätze vertraten. So hat auch v. Wilamowitz seine Zustimmung zu Useners Datierung des Phaidros zugunsten der durch sprachliche Gründe geforderten zurückgenommen.


bei Apollodor nur zu einem Teile auf positiv bekannten Tatsachen, zu einem anderen auf Kombinationen beruhen, so gilt es, nach Möglichkeit diese beiden Elemente zu scheiden und die Methode festzustellen, nach welcher seine Dattierungen zustande gekommen sind. Hier spielen, wie Diels zeigt, zwei Hilfsmittel der Kombination eine Rolle, die Verwertung der in das vierzigsteste Lebensjahr verlegten \( \delta \alpha \alpha \) zur Fixierung des Geburtsjahres und die ausgedehnte Verwendung synchronistischer Bezüge, indem Personen untereinander, z. B. als Lehrer und Schüler, oder mit ungefähr gleichzeitigen Ereignissen in eine bestimmte Verbindung gebracht werden. Der Feststellung dieser Prinzipien der alexandrinischen Chronologie läßt Diels die Ermittlung und Prüfung der apollodorischen Ansätze für die einzelnen Philosophenviten folgen.

Wie dieser Aufsatz der biographischen so ist ein anderes größeres Werk desselben Verfassers der doxographischen Überlieferung gewidmet. In den Prolegomena der oben schon erwähnten Doxographi Graeci ist das ganze weite Gebiet dieser Literatur mit kritischer Meisterschaft in einer Weise behandelt, daß die wesentlichen Beziehungen innerhalb derselben ein für allemal unanfechtbar festgestellt sind. Den Ausgangspunkt dieser ganzen Literatur bildet Theophrasts großes Werk \( \phi \rho \sigma \delta \iota \alpha \varepsilon \rho \iota \alpha \delta \iota \alpha \), dessen Inhalt den Späteren auf verschiedenem Wege zugeflossen ist. So geht z. B. Simplikiös auf das Grundwerk selbst durch Vermittlung des Alexander von Aphrodisias zurück. Der breite Weg führt durch die von Diels so genannten Vetustas placita, deren Zeit dadurch bestimmt ist, daß Poseidonios und Asklepiades ihre jüngsten Quellen, Varro ihr ältester Benutzer ist, zu dem um 100 nach Christo lebenden Aëtios, aus dem Stobaios' Eklogen und die pseudoplutarchischen Placita einander gegenseitig ergänzende Auszüge bieten, und der auch von Theodoret und Nemesios benutzt wurde, während Pseudoplutarch seinerseits von einer Anzahl Späterer, dem Interpolator bei Philon \( \pi. \sigma \iota \eta \gamma \omicron \nu. 1, 22 \), Athenag. \( \pi \omicron \omicron \sigma \omicron \beta \). \( \alpha \nu. \eta \omicron \omicron \), Pseudo-Just. \( \lambda \omicron \gamma \). \( \pi \alpha \alpha \aupsilon \nu. \pi \omicron \omicron \sigma \omicron \beta \). \( \epsilon \ell \nu. \), der wieder Hermeias für den \( \delta \iota \alpha \sigma \nu \chi \eta \mu \omicron \sigma \tau \omicron \varepsilon \nu. \varepsilon \xi \alpha \varepsilon \mu \omicron \omega \omega \omicron \omicron \omicron \omicron \nu. \nu. \omicron \varepsilon \varepsilon \). \( \epsilon \iota \gamma \alpha \gamma \gamma \). \( \kappa \iota \rhy\omicron \nu. \), Kyrillos, Pseudo-Galen \( \phi \iota \lambda \omicron \sigma \). \( \iota \sigma \iota \omicron \sigma \). und Joann. Lyd. \( \pi. \mu \iota \nu \nu \nu \). ausgebeutet worden ist. Außer diesem Hauptwege tritt aber bei Diels' Untersuchung noch eine Reihe vielfach verschlungener Seitenwege zutage, auf welchen das doxographische Material zu unseren sekundären Quellen gelangt ist, und die scharfsinnige Verfolgung dieser Wege führt zu den wichtigsten quellenkritischen


Versuchen wir, in der Forschung nach dem Ursprung des bei

Von der Quellenkritik in ihrer Anwendung auf die biographische und doxographische Überlieferung wenden wir uns zu den Forschungen, die durch Analyse erhaltener philosophischer Schriften deren verlorene Vorlagen zu rekonstruieren bezwecken. Die schon in der Einleitung hervorgehobene starke Betonung der nacharistotelischen Philosophie zeigte sich auch darin, daß die für die Wiederherstellung stoischer, epiktärischer und neukadämisierter Literatur wichtigen philosophischen Schriften Ciceros zu einem Hauptbrennpunkt der wissenschaftlichen Arbeit geworden sind. Grundlegend auf diesem Gebiete waren Hürzels eingehende Untersuchungen, in denen manche Quellenverhältnisse ein für allemal erledigt, in anderen Punkten, in welchen Hürzels
können Bolls Studien über Claudius Ptolemaeus lehren, die wegen der Gediegenheit ihrer Methode und wegen ihres Reichtums an gesicherten Ergebnissen auf einem früher vernachlässigteten Gebiete besonders zu nennen sind. Für die überaus zahlreichen einzelnen Erscheinungen der Poseidoniosliteratur muß im übrigen auf die Jahresberichte verwiesen werden, aus denen hier nur so viel hervorgehoben werden mag, daß sich um die Erforschung der Filiation unserer Quellen für Poseidonios' Lehren in den oben genannten Disziplinen und die Rekonstruktion dieser Lehren u. a. namentlich Diels, Kaibel, Boll, Malehin, Martini, Manitius, Rusch, Oder, Sudhaus und Thiel Verdienste erworben haben. Ihre Forschungen kamen in überwiegendem Maße unserer Kenntnis der poseidonischen Theorien über die Caelestia und Meteorae zugute.

Für die überaus zahlreichen einzelnen Erscheinungen der Poseidoniosliteratur muß im übrigen auf die Jahresberichte verwiesen werden, aus denen hier nur so viel hervorgehoben werden mag, daß sich um die Erforschung der Filiation unserer Quellen für Poseidonios' Lehren in den oben genannten Disziplinen und die Rekonstruktion dieser Lehren u. a. namentlich Diels, Kaibel, Boll, Malehin, Martini, Manitius, Rusch, Oder, Sudhaus und Thiel Verdienste erworben haben. Ihre Forschungen kamen in überwiegendem Maße unserer Kenntnis der poseidonischen Theorien über die Caelestia und Meteorae zugute.


Über dem, was für den Hauptvertreter der mittleren Stoa geleistet worden ist, dürfen aber die Fortschritte nicht vergessen werden, die auch unsere Kenntnis der Altstoa durch quellenkritische Untersuchungen gemacht hat. Von großer Tragweite war hier eine Erkenntnis, die Elter bei der von ihm rastlos gepflegten Florilegienforschung gewann: daß nämlich unsere gesamte Florilegienliteratur in Chrysippos ihren Quellpunkt hat, der in seinen Schriften in Menge Zitate aus der klassischen Literatur verwertete, vielleicht auch, wie Elter annimmt, selbst schon zunächst für seinen eigenen Gebrauch eine Exzerptensammlung anlegte. Die Feststellung dieser Tatsache gibt nicht nur einen überraschenden Einblick in die Entstehungsgeschichte jenes auch für die alte Philosophie hochwichtigen Literaturzweiges, sie führt auch zu einer richtigeren Beurteilung der Arbeitsweise mancher späteren Autoren. So hat sich ergeben, daß Plutarch in seiner Abhandlung Ἡός δέ τὸν νέον ποιημάτων ἓξωίσει eine Schrift des Chrysippos bearbeitet hat.

Beziehungen von Werken des plutarchischen Korpus zur Altstoa, wie sie hier hervortreten, wurden auch sonst in der Berichtsperiode mehrfach nachgewiesen. Wieder auf eine chrysippische Schrift leitete Dyroff (Eth. d. alt. Stoa 239 ff.) in überzeugender Beweisführung die pseudoplutarchische Abhandlung
Griechische Philosophie. 113


Praechter


Wir wenden uns von den Fragen, welche die antike philosophische und philosophiegeschichtliche Literatur und die Beziehungen innerhalb derselben zum Gegenstande haben, zu Leben und Lehre der Philosophen und Philosophenschulen und heben auch hier aus der Gesamtheit der Erscheinungen unseres Zeitalters nur einige der wichtigsten und besonders solche heraus, welche durch den Hinweis auf neue oder zuwenig beachtete
Seite hin macht, die Sophistik aber vom Redner philosophisches Studium verlangt.

Griechische Philosophie.

nur über die Quellenverhältnisse, für welche sie oben bereits erwähnt wurden, sondern auch über die geschichtliche Entwicklung der Systeme und die Bedeutung gewisser Lehren vielfach Licht verbreitet und vor allem auf die Forschung höchst anregend gewirkt. Unter den einzelnen Systemen hat am meisten unstreitig der Stoizismus gewonnen. Mit dem Umstände, daß hier eine Anzahl vollständig oder zu großen Teilen erhaltener Werke, wie diejenigen Senekas, Epiktets, Mark Aurels, wenigstens für eine Phase der Entwicklung des Systems der Untersuchung eine breite und sichere Grundlage bot, vereinigte sich der weitei'e, daß gerade hier die Quellenforschung durch besonders glückliche Erfolge in der Aufdeckung von Zusammenhängen in reichem Maße neues Material verwertbar machte, wofür nur an Poseidonios erinnert zu werden braucht. Dazu kam die Sympathie, die der stoischen Ethik wegen ihres vielfach an christliche Prinzipien erinnernden Inhaltes und ihrer geschichtlichen Bedeutung von jeher bei vielen Neueren zuteil wurde. So ist denn zunächst dreier Hauptwerke zu gedenken, von welchen je eins die alte, die mittlere und die Jungstoa betrifft. In einem gleich sehr durch exakte philologische Methode wie durch reifes historisches und philosophisches Urteil ausgezeichneten Buche behandelte Dyroff die Ethik der alten Stoa, als deren Endpunkt er Chrysippos ansieht. Sein Werk ist für die positive Kenntnis der Lehre der Stoiker dieser Periode wie für die Einsicht in die geschichtliche Stellung der alten Stoa zur Philosophie der vorausgehenden und der folgenden Zeit und für die philosophische Kritik des Systems von hohem Werte. Daraus, daß bei der Verarbeitung zunächst die Untersuchung für jedes Schulhaupt getrennt geführt wurde, erwuchs der Vorteil einer leichteren und gründlicheren Scheidung des dogmatischen Eigentumes eines jeden, soweit eine solche Scheidung der Natur der Sache nach überhaupt möglich ist. Wie das Verhältnis dieser Stoiker untereinander so liegen auch die Beziehungen der gesamten alten Schule zu Platon und Aristoteles jetzt in manchen Punkten deutlicher zutage, und anderseits ist der Weg, der von der Ethik der alten Stoa zu derjenigen der mittleren und jungen Schule führt, schärfer zu erkennen. Für die mit der Ethik in engstem Zusammenhange stehende Pädagogik der Altstoa wurde eine neue, einen breiteren Aufbau ermögliclicliclie Grundlage geschaffen durch den schon oben erwähnten Nachweis, daß die einzige aus dem Altertum unverstümmelt erhaltene selbständige Schrift zur Pädagogik, die pseudoplutarchische Abhandlung Ἡπιτ παῖδων ἀγορῆς,
chrysippisches Gedankengut enthält. Die Beachtung auch weiterer Kreise verdient die Bekämpfung der über manche stoischen Lehren, wie die Apathie des Weisen, infolge Mißverständnissess bestehenden landläufigen Vorurteile.

Doeh ist, was Schmeckel gibt, in hohem Grade dankenswert und vermag zu weiteren Arbeiten anzuregen, wie solche ja auch in der Tat für Poseidonios in den letzten Jahren mit schönstem Erfolge unternommen worden sind.

Von den beiden zuletzt genannten Werken unterscheidet sich dasjenige Bonhöfters dadurch, daß es nur einen einzelnen Philosophen der dritten Entwicklungsperiode der Stoa, nämlich Epiktet, behandelt, der keineswegs als Typus des Stoizismus seiner Epoche betrachtet werden kann, wie ja dieser überhaupt als Produkt einer langen, vielfach von außen beeinflußten Entwicklung kein einheitliches Gepräge zeigt. Aber Bonhöfter hat durch sein überaus gediegenes, vom philologischen wie vom philosophiegeschichtlichen Standpunkte gleich rühmenswertes Werk unsere Kenntnis der Stoa, vor allem nach der psychologischen, erkenntnistheoretischen und ethischen Seite, in so hohem Maße bereichert, daß dasselbe nicht nur als grundlegend für die durch Epiktet vertretene Richtung der Jungstoa, sondern als eines der grundlegenden Werke für die Stoa überhaupt bezeichnet werden muß. Dafs die Arbeit diese Bedeutung für die Gesamtschule gewinnen konnte, verdankt sie zum größten Teile der vom Verfasser in der Hauptsache völlig überzeugend bewiesenen These, dafs Epiktet von dem Eklektizismus der Mittelstoa durchaus unbeinflußt und ein Vertreter der reinen stoischen Lehre ist, eine These, die nur in wenigen Punkten einer Einschränkung bedarf, so namentlich hinsichtlich der die epiktetische Philosophie durchziehenden religiösen Stimmung, die mit ihren theistischen Konsequenzen die orthodoxe Strenge und Einheitlichkeit des stoischen Systems zu sprengen droht. Übrigens erscheint gerade dieser Punkt in Bonhöfters zweitem Bande in richtigerer Nuancierung. Welche Tragweite durch diesen Nachweis Epiktets Lehre und ihre Darstellung durch Bonhöfer gewinnt, liegt auf der Hand. Epiktet wird zur „Hauptquelle der stoischen Lehre, wenigstens was die Psychologie und die Ethik betrifft", da uns hier die aus der alten Stoa oft nur unvollständig und zusammenhanglos überlieferten Dogmen in einer Form vorliegen, die sie geschichtlich verwertbar macht. Bonhöfer hat sich aber nicht damit begnügt, in der epiktetischen Lehre die der orthodoxen Stoa darzustellen. Er hat überall in umfassendster Weise auch die direkte Überlieferung der Lehren der Stoa in

Ich betrachte im folgenden die innerlich und auch durch die äußere Einrichtung gemeinsamer Indices eng zusammengehörigen Schriften „Epictet und die Stoa" und „Die Ethik des Stoikers Epictet" als ein Werk.
allen ihren Entwicklungsstadien herangezogen und besonders in den die gesamte Stoa berücksichtigenden Anhängen über die stoischen Telosformeln, die stoische Lehre vom Selbstmord, das σεβήζον und ταῖοντομα, die stoische Lehre vom Erwerb und den stoischen Pantheismus vielfach das Beste geboten, was für die betreffende Frage bis jetzt geleistet worden ist.


Reiche Frucht trug auch das mehrfach angewandte Verfahren, einzelne Disziplinen der Philosophie oder Hauptprobleme und Hauptrichtungen in ihrer Entwicklung durch die gesamte Geschichte der griechischen

Griechische Philosophie.

127


Unter den in der Berichtsperiode erstmals erschienenen Werken gebührt unstreitig die Palme Gomperz' „Griechischen Denkern“, einer Arbeit, die freilich zu einem großen Teile erst diesseits der Jahrhundertwende veröffentlicht und auch jetzt noch unvollendet ist. Die auf jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Gegenstande beruhende, oft neue und überraschende Auffassung und Kritik der philosophischen Lehren, die sorgsame Kennzeichnung des allgemeinen geistesgeschichtlichen Untergrundes, auf welchem sich die philosophische Bewegung vollzieht, die Verfolgung der Beziehungen zwischen der Philosophie und anderen Wissensgebieten, wie z. B. der Medizin, und die steten Ausblicke auf die moderne Forschung auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften machen das Werk zu einer hochbedeutsamen Erscheinung, der eine weitgehende Wirkung auch dadurch gesichert ist, daß die in glänzender Form gebotene Darstellung mit möglichstem Hintergrund des gelehrten Details überall die großen charakteristischen Züge herauszuarbeiten sich bestrebt und damit den Interessen eines weiteren, über die Zunft der Fachgenossen hinausgehenden Leserkreises entgegenkommt. Ein nützliches Hilfsmittel zur Einführung in die Geschichte der alten Philosophie lieferte Windelband im fünften Bande des Müllerschen Handbuches der Altertumswissenschaft; nur ist hier die hellenistisch-römische Philosophie zu schließlich als bloße Nachlese der griechischen aufgefaßt und dengemäfs zu knapp bedacht. Einen bemerkenswerten Unterschied in der Anordnung des Stoffes zeigt diesem Werke gegenüber die umfassendere Geschichte der Philosophie desselben Verfassers, insofern hier die Entwicklung nicht nach den einzelnen geschlossenen Systemen, sondern in doxographischer Weise nach Problemen behandelt ist, ein Prinzip, das freilich mit Recht da, wo die Verfolgung der einzelnen Probleme den organischen Zusammen-
hang großer Systeme zu zerreißen droht, in seiner Durchführung eine Abschwächung erfährt.


Die für die Ausgaben notwendigen Handschrifteneinzelstudien haben auch neue Texte ans Licht gebracht. Außerhalb des noch wenig bebauten Gebiets der byzantinischen Fachwissenschaft, wo die Qualität der Ernte zur Qualität in umgekehrtem Verhältnis steht, sind hinzugekommen eine ursprünglichere Fassung der Sphärik und der Phainomena Euklids (Heiberg, Literargeschichtliche Studien über Euklid, 1882), Bruchstücke einer Schrift über parabolische Brennspiegel, wahrscheinlich von Anthemios (Belger, Herm. XVI) und der sonst nur lateinisch erhaltenen Schrift des Ptolemaios De analemmate (Heiberg, Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik VII), beides aus einem Palimpsest der Ambrosiana, und besonders die echte und vollständige Fassung der Metrika Herons, die R. Schöne in einer Hs. zu Konstantinopel fand; sie beweist, daβ die bisher bekannten geometrischen Schriften unter Herons Namen (gesammelt von Hultsch, nach späten Hss., 1864) byzantinische Auszüge und Bearbeitungen sind; jedoch sind einige darunter für die Herstellung des Textes unentbehrlich, und die ganze Frage ist noch nicht aufgeheilt. Die neue Hs. hat nebenbei


Die Frage über Zeitalter des Geminos und über die Art des unter seinem Namen erhaltenen astronomischen Werkehens
hat Manitius im Anhang seiner Ausgabe behandelt, wo man auch die ziemlich umfangreiche Literatur über die noch nicht endgültig gelöste Frage verzeichnet findet. So viel steht fest, daß wir nur den späten Auszug eines Werkes haben, das im 1. Jahrhundert v. Chr. von einem stoischen Philosophen Geminus, wahrscheinlich in Anschluss an Poseidonios, verfasst war.


Die von Bartholin 1655 herausgegebene Erweiterung des unter dem Namen eines Heliodoros erhaltenen Schriftchens über Optik, die der Textkritik der Euklidischen Optik große Schwierigkeiten bereitete, hat sich als eine Fälschung des Angelus Vergetius herausgestellt (Tannery, Arch. d. Missions, 1889).

Eine erschöpfende Bibliographie für Euklid besitzen wir von P. Riccardi (Bologna 1887—93).


Mathematik, Mechanik und Astronomie.

(Euklid, Elem. II, VI u. X) wird lichtvoll und überzeugend dargelegt.


Was Zeuthen für die Lehre von den Kegelschnitten geleistet hat, ist für die Syntaxis des Ptolemaios durch das ausgezeichnete Werk Tannerys: Recherches sur l'histoire de l'astronomie ancienne (Paris 1893) in ebenso glänzender Weise erreicht. Durch eine Analyse des Hauptwerks des Ptolemaios unter Heranziehung der sonstigen historischen Zeugnisse wird der Anteil seiner Vorgänger am Ausbau der astronomischen Berechnungen und Theorien ausgeschieden; besonders ragen hervor Eudoxos und Hipparchos, aber auch Apollonios hat sich um die Astronomie verdient gemacht; ihm gehört die Theorie der Epizyklen. Ptolemaios hat
zwar auch persönlich etwas geleistet, er hat selbst beobachtet und gerechnet, aber hauptsächlich ist er doch, wie es im 2. Jahrhundert n. Chr. nicht anders zu erwarten war, ein Sammler und Bearbeiter, dem nur der Verlust der Originalwerke zu seiner weltgeschichtlichen Rolle verholfen hat, und der zuweilen, auch in der Benutzung der Resultate seiner Vorgänger, die echt wissenschaftliche, exakte Denkweise eines Hipparchos nur zu sehr vermissen läßt. Über das Verhältnis seines Fixsternkatalogs zu dem Hipparchischen s. Boll, BM., 1901; ebenda trägt Björnbo auf Grund einiger Stellen bei Al Battani die Vermutung vor, daß auch Menelaos einen solchen Katalog herausgegeben hat.

Das Verständnis der älteren astronomischen Systeme war schon vorher sehr gefördert durch die Arbeiten von Th. H. Martin (u. a. die Pythagoreer, BB. V; Eudoxos, Mém. Acad. Inser., 1881) und besonders von Schiaparelli (I precursorsi di Copernico, 1873; Le Sfere omocentriche di Endosso, 1875). Über das heliozentrische System des Aristarchos herrscht Einigkeit (Hultsch in Pauly-Wissowa); dagegen ist die Stellung des Herakleides Pontikos zur heliozentrischen Hypothese noch kontrovers (Staigmüller, Arch. f. Gesch. Philos. XV, wo die neuere Literatur über die Frage angeführt ist). Im allgemeinen ist zu vergleichen die Übersicht in Pauly-Wissowa, Art. Astronomie (Hultsch).

An die Syntaxis des Ptolemaios knüpfen die Untersuchungen über die Trigonometrie der Griechen an, die A. v. Braunmühl (Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie I., Lpz. 1900) erfolgreich weitergeführt hat; eine wichtige Berichtigung dazu gibt Zeuthen, BM., 1900, wo nachgewiesen wird, daß ein Fortschritt, den Braunmühl noch der indischen Trigonometrie zuschreibt, den Griechen gehört.

Auf das neubelebte Studium der griechischen Astrologie, das sehr zweckmäßig mit einem energisch geförderten Catalogus codicum astrologorum Graecorum (Bruxelles 1898 ff., von Boll, Cumont, Kroll und Olivieri) angefangen hat, soll hier nur hingewiesen werden. In einer gewissen Verbindung damit stehen die Arbeiten über die Sternbilder, die viel neues Material gebracht haben (G. Thiele, Antike Himmelsbilder, 1898); besonders hervorzuheben ist das ergebnisreiche Werk: F. Boll, Sphaera, 1903. Hier sei auch der umfangreichen Literatur gedacht, die sich mit den Katasterismen des Eratosthenes beschäftigt; Robert hatte diese zu rekonstruieren versucht (1878), aber Maas (1883) glaubte die Unechtheit erweisen zu können. Gefördert hat die Frage namentlich Rehm (z. B. Eratosthenis Catasterismorum
Mathematik, Mechanik und Astronomie.

fragm. Vaticana, 1899), der einen alten, wirklich auf Eratosthenes zurückgehenden Kern anzunehmen geneigt ist.


Die Bedeutung Demokrits für die Mathematik, die in unseren Quellen ganz vernachlässigt wird, hat Allman durch sehr wahr scheinliche Kombinationen beleuchtet.

Die genannten Werke von Allman und Tannery geben auch Aufschlüsse über die älteste Entwicklung der höheren Geometrie, die im 5. Jahrhundert an die drei Probleme geknüpft ist, die elementargeometrisch nicht gelöst werden können: Quadratur des Kreises, Verdopplung des Würfels und Dreiteilung des Winkels. Die Kurven höherer Ordnung, auf die man durch diese Probleme geführt wurde, behandelt im Zusammenhang Tannery, BSM., 1883—84. Dafs Platon auf diese Entwicklung großen Einflufs geübt hat, ist sicher, wenn er wohl auch mehr nur die Ziele und Wege angewiesen hat; in der Akademie ward die analytische
Mathematik, Mechanik und Astronomie.


Über die Anfänge der griechischen Mathematik ist durch den Papyrus Rhind (Eisenlohr 1877) indirekt Licht verbreitet, insofern, als wir daraus entnehmen können, was die Griechen von den Ägyptern lernen konnten, und den Abstand ermessenen zwischen der erstarrten Formelroutine ägyptischer Feldmesser und der von den Pythagoreern geschaffenen mathematischen Wissenschaft. Hierbei wird auch die Vermittlerrolle des Thales klarer; er hat nichts hinzuverfunden auf mathematischem Gebiet, sondern einige praktische Fertigkeiten in Ägypten gelernt (Tannery, Pour l’histoire de la science hellène, 1887).

Die genannten zusammenfassenden Darstellungen einzelner Abschnitte der Geschichte der alten Mathematik sind die reifen Früchte des schon erstarkten Wissenschaftzweiges. Im Anfang hielt die Forschung sich wesentlich an einzelne Probleme, die das Interesse der Mathematiker fesselten. Ein solches, das viel Staub aufgewirbelt, aber auch nützliche Untersuchungen über Zahlzeichen und Rechnen veranlaßt hat, die Verbreitung des Positionssystems, scheint für das Altertum aus, seitdem es trotz vereinzeltem Widerspruch feststeht (H. Weissenborn, AGM. II, Heiberg, Philol. XLIII), daß die „Geometrie des Boetius“, worin die arabischen Ziffern vorkommen, eine mittelalterliche Fälschung ist und somit den abenteuerlichen Hypothesen, wodurch man dem späteren Altertum die Bekannchaft mit indischen Rechenmethoden hat vindizieren wollen, der Boden entzogen ist. Sehr ergebnisreich sind die Untersuchungen über Wurzelausziehung gewesen, die von den Näherungswerten für \( \sqrt{3} \) in der Kreis-


Zu erwähnen ist noch das groß angelegte und auf staunens-
werter Literaturkenntniss beruhende Werk von G. Loria: Le scienze esatte nell' antica Grecia (Modena 1893—1902); es gibt mit selbständiger Kritik eine klare und ausführliche Übersicht des gegenwärtigen Standes der Forschung.

Griechische Medizin.

Von Max Wellmann, Potsdam.

sondern auch inschriftliche Funde zutage gefördert (vgl. v. Wilamowitz, Isyllos von Epidaurus), die einen tieferen Einblick in das Wesen der griechischen Tempelmedizin gestattet und uns von dem alten Vorurteil befreit haben, daß die griechische Medizin als Wissenschaft aus der Tempelmedizin hervorgegangen sei.


Mit der Sammlung der Bruchstücke der verloren gegangenen Autoren der medizinischen Literatur ist gleichfalls


Bei diesem Stande der Forschung haben sich denn auch die meisten der modernen Kritiker darauf beschränkt, die Schriften des Corpus nach Form und Inhalt zu analysieren, ihre Zeit und Tendenz zu bestimmen sowie ihre Zugehörigkeit zu einer der damals herrschenden Ärzteschulen (Kos — Knidos) zu erweisen. Was sich auf diesem Wege der Analyse erreichen läßt, das haben für die Schrift περὶ τέχνης Theodor Gomperz, wenn auch nicht stichhaltig im Resultat, für die Schrift περὶ διάτεκτι, die für die Arbeitsweise jener Zeit des Synkretismus gegen Ende des 5. Jahrhunderts höchst lehrreich ist, C. Fredrich, und zuletzt v. Wilamowitz mit kurzen, aber vortrefflichen Bemerkungen für die Schrift περὶ ἀέγων, ἱδατον, τόλων gezeigt. Auch die zweite der von Menon zitierten Schriften des Corpus, die Schrift περὶ γράμτων ἀντιγόνων, welche er als polybisch aufführt, hat Anlaß zu lebhaften Erörterungen gegeben. Mit großem Aufwand von Scharfsinn suchte C. Fredrich die Glaubwürdigkeit des Menon hinsichtlich dieser Schrift zu erschüttern. Indessen hat der von ihm versuchte Nachweis, daß die Schrift kein einheitliches Ganze sei, sondern ein aus den heterogensten Bestandteilen zusammengesetztes Schriftstück, die weder unter sich noch mit Polybos etwas zu tun hätten, der Kritik nicht standgehalten. Es darf heute als ausgemacht gelten, daß diese Schrift in der uns vorliegenden Gestalt eine Auslese von Bruchstücken eines größeren Werkes ist, das zur Zeit des Aristoteles — Menon den Namen des Polybos (ob des Schwiegersones des Hippokrates, muß fraglich


Für Galen ist in dem letzten Jahrzehnt viel geschehen. Viele Hände rühren sich, um die vielen Probleme, die dieser zweifellos bedeutende Arzt uns stellt, zu lösen. Es bricht sich immer mehr die Überzeugung Bahn, dafs er nicht als der große Bahnbrecher anzusehen ist, für den ihm das ganze Mittelalter gehalten hat, sondern dafs seine Bedeutung in seiner ungewöhnlichen Bildung, seiner geschickten Dialektik und einer fast übermenschlichen, zum größten Teil allerdings kompilatorischen Produktionsfähigkeit liegt. Die Lebensgeschichte und

Die nachgalenische Medizin ist in der jüngsten Zeit verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt worden. Von den Autoren dieser Periode liegen nur Oribasius und Alexander von Tralles

Griechische Geschichte.
Von Th. Lenschau, Berlin.

orientieren, und zugleich haben sie uns eindringlich den gewaltigen Fortschritt zum Bewußtsein gebracht, den die Wissenschaft seit Grotes, Curtius' und Dunckers Tagen gemacht hat.


Womöglich noch bedeutsendere Resultate haben dann die letzten Jahre auf Melos (Phyláki, Annual of the Brit. institute 1896–99) und Kreta erbracht: hier hat Evans auf der bereits von Schliemann vorgemerkten Stelle in der Nähe des alten Knossos einen prähistorischen Königspalast von wunderbarer Ausdehnung und Pracht gefunden, während die Italiener gegenwärtig in Phaístos eine nicht minder bedeutende Anlage aufdecken. Es ist danach erwiesen, daß Mykene keineswegs das einzige Zentrum der ägäischen Kultur gewesen ist; und wenn auch bis jetzt endgültige Berichte über diese neuen Ausgrabungen noch nicht vorliegen, so ist doch so viel schon jetzt klar, daß hier noch die wichtigsten Aufschlüsse über die Urzeit zu erwarten sind. Nichts dagegen haben alle diese Forschungen für jene wichtige Periode ergeben, welche man als den Anfang des griechischen Mittelalters bezeichnen kann, für das neunte, achte und siebente Jahrhundert, die wohl immerdar eine der dunkelsten Partien der griechischen Geschichte bleiben werden. Erst mit der Mitte des sechsten Jahrhunderts beginnen die Inschriften, die zuerst als spärliches Bäch-
256

Lenschau

Masse von Briefen, Akten und Urkunden ans Licht gebracht haben: in ihrer Veröffentlichung wetteifern die größeren Museen miteinander, wobei Einzelausgaben wie die von Grenfell und Hunt (Greek Papyri 1897), Grenfell, und Mahaffy (Revenue laws 1896), U. Wilcken (Griechische Ostraka 1898–99) nebenher gehen.

Verglichen mit der ungeheuren Menge des neuen Inschriften- und Aktenmaterials erscheint der Zuwachs literarischer Quellen, die für die griechische Geschichte in Betracht kommen, verhältnismäßig gering, besonders wenn man von solchen Entdeckungen absieht, die wie die Dichtungen des Bakchylides, die Bruchstücke Menanders und die Mimiamben des Herondas vor allem die Literaturgeschichte bereichern. Vielmehr ist hier außer der Auffindung geringer Reste von Arrians Diadochengeschichte in einem vatikanischen Palimpsest durch Reitzenstein (1892) und des sog. Anonymus Argentinensis durch Bruno Keil (1901) nur eines Fundes zu gedenken, der allerdings ersten Ranges genannt zu werden verdient: die Entdeckung der verloren gegangenen Ἀθηναῖον πολιτεία des Aristoteles in ägyptischen Papyri (erste Ausgabe von Kenyon 1894), die unsere Kenntnis der athenischen Verfassungsgeschichte in manchen Punkten revolutioniert und für sich allein eine ganze Literatur hervorgerufen hat. Ungleich bedeutsamer aber als diese freilich äußerst wertvolle Erwerbung ist es, daß fast die gesamte literarische Geschichtsüberlieferung in der Zeit von 1875–1900 eine vollständige kritische Durcharbeitung erfahren hat, die an Schärfe und Umfang alle früheren Versuche weit hinter sich läßt. Sie beginnt mit Homer, der ersten literarischen Quelle für die ältesten Kulturzustände des griechischen Volkes: und wenn auch die eindringenden Untersuchungen von Niese (1882), Seeck (1886), Wilamowitz (1887), Cauer und Erhardt (1894) gezeigt haben, daß die homerische Frage in dem Sinne, in dem sie ursprünglich gestellt war, mit unseren Mitteln nicht zu lösen ist, so haben sie doch, wie z. B. auch Rohdes Psyche und Pöhlmanns Arbeiten, die Erkennung der verschiedenen Kulturschichten gefördert, die in den homerischen Dichtungen übereinandergelagert sind, und damit den Grund zu einer wahrhaft historischen Verwertung der Epen gelegt; allmählich verschwindet der Mißbrauch, der früher mit Ausdrücken wie homerisch und vorhomerisch auch in historischen Werken getrieben ward. Sodann hat sich die Forschung den großen griechischen Geschichtsschreibern zugewandt, die die Geschichte ihrer eigenen Zeit oder die der jüngsten Vergangenheit geschildert

Es folgt jene klafigende Lücke in der griechischen Geschichtsschreibung, wo uns von den großen Historikern nur Polybios erhalten ist, und hier tritt natürlich vor allem die Quellenkritik in den Vordergrund, die sich die Rekonstruktion der verlorenen Werke zur Aufgabe macht. Auch in dieser Beziehung ist ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen: jene Untersuchungen einzelner Lebensbeschreibungen des Plutarch auf ihre Quellen hin, wie sie noch im Anfang der Periode beliebt waren, sind nach und nach völlig ausgestorben, da man ihre Wertlosigkeit erkannt hat, und allmählich gewinnen die Grundsätze von Gutschmids Geltung, der mit Recht bei Quellenuntersuchungen nicht bloß Berücksichtigung des ganzen Schriftstellers, sondern auch des gesamten Nachrichtenmaterials verlangte. Darin liegt schon die Förderung beschlossen, daß man vor allem die Eigentümlichkeiten, die künstlerische Persönlichkeit des zu untersuchenden Schriftstellers zu erkennen sucht, ehe man an die Quellenfrage herantritt: selbst an einer so unbedeutenden Schriftstellerindividualität, wie Diodor es ist, hat Holm gewisse eigentümliche Züge aufgezeigt, die bei der Quellenuntersuchung die größte Aufmerksamkeit verdienen. Vielleicht am weitesten ist die Quellen-

Das zweite, was neben der ungemeinen Vermehrung des Materials und seiner kritischen Durchdringung die neueren Forschungen über griechische Geschichte charakterisiert, ist die Ausdehnung ihres Wissensgebiets in räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Das Beispiel Dunckers, der zuerst die Geschichte der Griechen im Zusammenhang der Geschichte des Altertums betrachtet hatte, blieb zunächst ohne Nachfolger: auch war die relative Unsicherheit der erzielten Ergebnisse, die in der damals doch noch recht lückenhaften Kenntnis der orientalischen Geschichte begründet lag, nicht geeignet, zu einer Erneuerung der Versuche zu ermuntern. Da war es von großer Wichtigkeit, dass ziemlich im Anfang unserer Periode ein Werk erschien, welches die griechische Geschichte von neuem in den universalgeschichtlichen Zusammenhang eingliederte: Rankes Weltgeschichte,
die in ihren ersten Bänden auch die Entwicklung des griechischen Volkes darstellen mußte. So weit Ranke als Historiker Duncker überragte, so viel mehr hat sein Werk der griechischen Geschichte genützt, und noch heute wird jeder, der von ihren Problemen herkommt, die Weite des Horizonts und die Größe der Auffassung bewundern, die alles sub specie aeternitatis betrachtet, wohingegen die wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse in exakter Hinsicht fast ganz zurücktritt. So ist Rankes Werk von unberechenbarer Wirkung gewesen. Der Zug ins Große, der universalgeschichtliche Zusammenhang ist den Darstellungen der griechischen Geschichte eigen geblieben, und auch diejenigen Forscher, die sich auf die Entwicklung des Griechenvolks beschränkt haben, können nicht umhin, überall die universalgeschichtlichen Zusammenhänge zu betonen. Dafs bei der Aufdeckung dieser Beziehungen zwischen den Kulturvölkern des Altertums vielfach der Hypothese ein zu breiter Raum gelassen wird, das liegt in der lückenhaften Natur unserer Überlieferung begründet: wesentlich ist doch dabei die Überzeugung, dafs zwischen den Völkern des Altertums von den entlegensten Zeiten her die engsten Berührungen und Einflüsse hin und her gegangen sind, und dafs das wenige, was wir davon erkennen, nur ein geringer Bruchteil ist, dessen Vermehrung auch auf die Gefahr allzu kühner Vermutungen hin immer aufs neue wieder versucht werden muß.


Neben diesen mehr äußerlichen Veränderungen in der Masse des verfügbaren Materials und der Abgrenzung des Wissens-
Griechische Geschichte.

163

gebiets hat sich aber auch ein innerlicher Wandel in den Anschauungen über alte Geschichte vollzogen, wie er gleichzeitig in dem großen Streit über die Prinzipien der Geschichtswissenschaft überhaupt zutage tritt, der, an Lamprechts Namen anknüpfend, sich im letzten Jahrzehnt erhoben hat. Indem Lamprecht die Aufgabe der Geschichte nicht mehr in der Darstellung des Einzelvorganges sieht, sondern in der Aufdeckung der unabänderlichen Gesetze, nach denen alles historische Geschehen sich vollzieht, verschiebt sich ihm der Schwerpunkt der Forschung überhaupt nach der kulturgeschichtlichen Seite hin; die Phasen der Kulturgeschichte oder, wie L. sich ausdrückt, „die sozialpsychologischen Entwicklungsstufen sind die Entwicklungsstufen des geschichtlichen Lebens im Verlauf der nationalen Geschichte überhaupt; sie sind typisch, und darum liegt in ihnen allein und niemals in den Perioden der sogenannten politischen Geschichte eine wahrhaft wissenschaftliche Periodisierung der nationalen Geschichte vor. Und noch mehr, da die sozialpsychischen Entwicklungsstufen das Typische der Entwicklung zur Darstellung bringen, so ist es klar, daß sie bestehen und erforscht sein müssen, ehe man das Singulare, das eminent Individuelle wahrhaft geschichtlich, d. h. vom allgemeinsten und dauerndsten Standpunkt aus, zu verwerten vermag.“ Man kann diesen Lamprechtschen Forderungen ruhig beistimmen und dennoch ihre Anwendbarkeit auf die griechische Geschichte bestreiten. Denn aus der lückenhaften Beschaffenheit unseres Materials ergibt sich ohne weiteres, daß eine Erkenntnis der sozialpsychischen Entwicklungsstufen aus ihr selber nicht zu gewinnen ist; denn nach würde jede Darstellung der griechischen Geschichte im Lamprechtschen Sinne bestenfalls nichts andres sein können als die Anwendung eines anderweit gewonnenen Stufenschemas auf die Entwicklung des Griechenvolkes. Tatsächlich ist denn auch eine derartige Behandlung der griechischen Geschichte bisher nicht durchgeführt, und Ed. Meyer hat Gelegenheit genommen, seinen grundsätzlich abweichenden Standpunkt in einer kleinen Schrift zu motivieren (Zur Theorie und Methode der Geschichte, 1902), in der er gegenüber den ausnahmslos wirkenden Gesetzen Lamprechts das Moment des Zufalls und mit nicht ganz demselben Glück auch das Moment des freien Willens in der Geschichte zur Geltung bringt. Trotzdem ist der Einfluß Lamprechtscher Anschauungen auch in den neueren Forschungen über griechische Geschichte nicht zu verkennen: sie gibt sich vor allem in dem Interesse kund, das der wirt-
Darstellungen einzelner großer volkswirtschaftlicher Gebiete, die den ganzen geschichtlichen Verlauf in Betracht ziehen: für die Landwirtschaft hat Guiraud (La propriété foncière, 1893) einen Anfang gemacht, und über die Handelsbewegung im Altertum haben Wachsmuth und Beloch in Einzelaufsätzen behandelt, dieser besonders im Gegensatz zu K. Bücher, der über Umfang und Bedeutung der antiken Handelstätigkeit eine wenig haltbare Ansicht geäußert hatte. Kürzere Zusammenfassungen über einzelne Zweige der griechischen Volkswirtschaft haben Weber (Landwirtschaft) und Meyer (Bevölkerung, Finanz- und Münzwesen) für das Conradische Handbuch der Staatswissenschaften beigetragen. Dagegen hat die griechische Industrie kurz nacheinander zweimal eine ausführliche Behandlung erfahren, die erste durch Guiraud (La main d’œuvre industrielle dans l’ancienne Grèce, 1900), die zweite, ausführlichere und bedeutendere durch Francotte (L’industrie dans la Grèce ancienne, 1900 01), die zwar zum Teil in Bücherschen Anschauungen befangen ist, aber doch mit Recht vor einer Überschätzung der antiken Industrie und vor falschen Rückschlüssen aus der Geschichte unserer modernen industriellen Entwicklung warnt. Überhaupt ist das ja die Gefahr, die allen derartigen Arbeiten droht: Verallgemeinerung einzelner Daten, die oft nur örtlich und zeitlich eng begrenzte Gültigkeit haben, und die Versuchung, wo die Kenntnis einmal nicht ausreicht, Analogien aus der modernen, ja für frühere Perioden aus der Entwicklung anderer indogermanischer Völker herbeizuziehen, die notwendig etwas Trügerisches haben. Dennoch wird es nie ohne sie abgehen, da sie in der Lückenhaftigkeit des Materials begründet sind: nur ihre Überreibung, wie sie sich in Mahaffys Arbeiten findet, wird man ablehnen müssen. Endlich aber ist hier noch auf ein Werk hinzuweisen, das wie wenige mit verjährten Irrtümern aufgeräumt und uns zum Teil erst den richtigen Maßstab für die Schätzung der Ereignisse in die Hand gegeben hat: ich meine Belochs Bevölkerung der griechischen und römischen Welt (1886). So problematisch im einzelnen die Ergebnisse sind, was übrigens der Verfasser selber zuerst rückhaltlos anerkannt hat, so haben sie sich doch allmählich immer mehr Geltung errungen, sofern sie eben das mit den Mitteln der neueren Bevölkerungsforschung Erreichbare darstellen, und nur wenige Ansätze Belochs sind ernstlich und mit Erfolg angefochten worden, wie seine Schätzung der attischen Bevölkerung zur Zeit des Perikles (durch Meyer, Forschungen z. Gr. Gesch. II). Überhaupt ist Beloch unter den gegenwärtigen Vertretern der
griechischen Geschichte derjenige, der den wirtschaftlichen Problemen das meiste Interesse entgegenbringt: davon zeugen nicht bloß die einschlagenden Kapitel seiner griechischen Geschichte, sondern auch manche Arbeiten, welche wie die von Corsetti über antike Getreidepreise seiner Schule entstammen; die große Preisrevolution im 4. Jahrhundert ist von Beloch zuerst erkannt und in ihren wichtigen geschichtlichen Folgerungen dargestellt worden. Im allgemeinen aber — und das ist ein großer Fortschritt, den die Forschung in den letzten Jahren gemacht hat — ist es heute für eine Darstellung der griechischen Geschichte unmöglich, an den wirtschaftlichen Problemen stillschweigend vorüberzugehen.

Und in diesem Zusammenhang ist endlich noch ein Vorgang zu erwähnen, der sich ebenfalls nach und nach in den letzten dreißig Jahren vollzogen und die Forschungen über griechische Geschichte mannigfach beeinflußt hat: jener Wechsel in der politischen Beurteilung, der dem freilich in letzter Linie auf einem Umschwung in den politischen Grundanschauungen beruht. Die ältere Generation der Historiker, die Grote, Curtius, Duncker wurzelten alle noch in der vormärzlichen Zeit, da in kraftvollem Aufstreben der Liberalismus nacheinander in Frankreich, England, Deutschland die Oberhand gewann, und die damals empfangenen liberalen Grundanschauungen sind wie für ihre Parteinahme in den politischen Kämpfen der fünfziger und sechziger Jahre, so auch für ihre Auffassung der griechischen Geschichte durchaus maßgebend gewesen. Daher die Unterschätzung dessen, was die Periode der Adelsherrschaft den Griechen gebracht hat, daher die Begeisterung für die athenische Demokratie, die nun doch einmal die zentrale Erscheinung der griechischen Geschichte bleibt, und mit deren Auffassung meistens die Stellungnahme zu den übrigen Problemen bereits gegeben ist. Schon rein äußerlich trat diese Parteinahme durch die Begrenzung der Darstellung mit der Schlacht von Chaeroneia oder mit Alexanders Tod hervor, gleichsam als ob mit der Vernichtung der demokratischen Freiheit die Welt zum Viehstall geworden und mit der Einordnung der griechischen Freistaaten in den Verband des makedonischen Reiches die eigentümlich hellenische Entwicklung abgeschnitten sei. Dabei ist es für das Unhistorische dieser Betrachtungsweise bezeichnend, daß gerade da der Einschnitt gemacht ward, wo das Griechentum im Begriff stand, die Welt für seine Kultur zu erobern: gegen die allgemeine Auffassung, daß der Hellenismus eine Zeit des Verfalls sei, hat auch
anderes Beispiel anzuführen: wenn Beloch unter dem Beifall Meyers und anderer über Perikles das bekannte Wort geprägt hat, daß er ein großer Parlamentarier gewesen sei, so würde freilich auch die ältere Auffassung dem aus vollem Herzen zustimmen: allein der Sinn ist doch ein vollkommen verschiedener, sofern jenes Wort für uns kein uneingeschränktes Lob mehr bedeutet und vielmehr bezeichnen soll, daß Perikles auf den Ruhm des Staatsmannes zugunsten des größeren Themistokles zu verzichten hat. Es hat keinen Zweck, die Beispiele zu häufen, wo die Verschiedenheit des politischen Standpunkts fast auf jeder Seite in die Augen springt: nur so viel mag hier noch gesagt sein, daß die neuere Auffassung, die in Deutschland zuerst entstanden ist, neuerdings auch in England Boden gewinnt, wo Gutes Autorität länger als bei uns die Geister beherrscht hat.

Griechische Geschichte.


Ein Ergebnis aber haben die Ausgrabungen doch bereits gehabt, dessen geschichtliche Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen ist: sie haben gezeigt, daß der Sage vom troischen Krieg, um die sich wie um das Zentralmassiv alle übrigen griechischen Heldensagen lagern, eine geschichtliche Tatsache zugrunde liegt: die Heerfahrt eines argivischen Königs mit seinen Männern nach Troja, die mit der Vernichtung der sechsten Stadt von Hissarlik endete. Damit sind die früheren Deutungsversuche, die nahezu alle Helden der Sage als einstige Götter zu erweisen suchten, stark diskreditiert, und an sich liegt es näher, auch in anderen Sagen, wie in dem Kampf um Theben, einen geschichtlichen Kern zu vermuten. Selbstverständlich ist eine historische Verwertung im einzelnen unmöglich: da zwischen der mykenischen Zeit, deren Blüte jetzt allgemein um 1400 bis 1500 v. Chr. angesetzt wird, und der Entstehung der homerischen Gedichte in der uns vorliegenden Form rund sechs bis siebenhundert Jahre verflossen sind, so kann man ermesen, wie gründlich der Umbildungsprozeß gewesen sein muß, dem die Sage unterlegen ist, und so wenig es möglich ist, aus dem Nibelungenlied die Tatsachen der Völkerwanderung mit annähernder Genauigkeit herauszukonstruieren, so wenig werden Versuche, den historischen Kern aus den griechischen Sagen herauszuschälen, jemals irgendwelchen Anspruch auf Allgemeingültigkeit ihrer Ergebnisse erheben können. Sicherlich sind auch spätere Kämpfe in die ursprüngliche Sage verwoben; doch verdient es im Zusammenhang hiermit hervorgehoben zu werden, daß die zuerst von Ed. Meyer 1891 geäußerte Ansicht, wonach die sog. ionische Besiedlung der kleinasiatischen Westküste noch in die mykenische Zeit fällt, nach und nach immer mehr an Boden gewinnt und
gegenwärtig wohl von den meisten Forschern geteilt wird. Damit ist Curtius' Ionenhypothese, die hin und wieder noch immer Verteidiger gefunden, wohl für immer der Boden entzogen.

Am Anfang der eigentlichen Geschichte des Griechenvolks steht die dorische Wanderung; aber mit Recht gilt die Periode, welche sie eröffnet, als die dunkelste der griechischen Entwicklung, und die Forschung hat wenig tun können, das Dunkel zu lichten, das über den Anfängen des hellenischen Staatsystems lagert. Vielmehr zeigt sie die unverkennbare Tendenz, noch die wenigen Nachrichten, die uns das Altertum über diese Zeit überliefert hat, als spätere Rekonstruktionsversuche zu erweisen, die natürlich historisch wertlos sind. Daß bietet zuerst die Pelasgerfrage ein gutes Beispiel. Bei ihrer Prüfung der Grundlagen für die älteste griechische Geschichte ist die neuere Forschung zu dem Ergebnis gekommen, daß etwa über 700 hinaus überhaupt kein sicheres einwandfreies Material mehr vorliegt: höher hinauf reichen nur die Angaben des Epos, die Genealogien und einzelne schon ziemlich ausgebildete Gründungssagen. Nun könnten ja diese für die Geschichte unzweifelhaft verwertet werden, wenn sie uns in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten wären, allein davon kann keine Rede sein: bereits die ältesten Logographen, Hekataios und vor allem Hellanikos, haben das unendliche Gewirr der verschiedensten Sagen, Genealogien und sonstigen Lokaltraditionen rationalistisch und chronologisch zu klären versucht, und wo einzelnes nicht in das festgelegte Schema hineinpassen wollte, da wurde frischweg korrigiert. Dabei war es nun von großer Bedeutung, wie Meyer (Forschungen zur alten Gesch. I, 1893) gezeigt hat, daß die ältesten Logographen der vielleicht damals allgemein verbreiteten Ansicht huldigten, daß vor den Griechen eine Urbevölkerung vorhanden gewesen sei, die den Namen Pelasger führte, und daß sie dieser Ansicht bei der Redaktion der älteren Sagenüberlieferung vielfach Ausdruck gaben. Hierauf also beruht die weite Verbreitung, die der Name der Pelasger in der griechischen Urgeschichte gefunden hat: mafsgebend sind allein die Angaben des Epos, das die Pelasger nur an ganz wenigen Stellen, wie z. B. in Dodona, Thessalien und Kreta, erwähnt. Als eine ebensoleiche Konstruktion hat dann Beloch die dorische Wanderung zu erweisen gesucht (Rh. Mus. 45; Histor. Zeitschr. N. F. 43); sie ist nach ihm aus späterer Spekulation entstanden, die die Verschiedenheit der historischen Völkerverhältnisse von den homerischen sich durch die Annahme eines Durcheinander-
schröbuchs der früheren Stämme zu erklären suchte. So scharfsinnig diese Hypothese auch durchgeführt ist, so hat sie doch wenig Anklang gefunden, und im allgemeinen hält man auch jetzt noch den Einbruch nördlicher Gebirgsstämme für das erste einigermaßen sichere Faktum der griechischen Geschichte. Ob dagegen ihr Verlauf in der uns überliefernten Form vor sich gegangen ist, das ist eine ganz andere Frage, die nach dem jetzigen Stande der Forschung verneint werden muß. Die in den Berichten aus dem Altertum vorliegende Darstellung, wonach der Einbruch in die Peloponnes von Norden her über den Golf von Korinth vor sich gegangen sein soll, verwickelt den späteren Lageverhältnissen der peloponnesischen Völker gegenüber in unlösbare Schwierigkeiten: diese stimmen vielmehr aufs beste zu der von Wilamowitz vorgetragenen Theorie (Eurip. Herakles, 1889), wonach die Dorer, zu Schiff von Naupaktos ausfahrend, erst die südägäischen Inseln besetzten und sodann vom Meere und vom Südosten her die Peloponnes eroberten.


In der Zeit der Adels herrschaft bis herab zu den Perserkriegen haben bei der äußerst mangelhaften Kenntnis der Geschichte Ioniens und den zumeist äußerst unsicheren Kom-
binationen, welche Licht in die Beziehungen Griechenlands zu den Großmächten im Osten und Süden zu bringen versuchen, hauptsächlich zwei Probleme von jeher das Interesse der Historiker gefesselt: die Entstehung des großen Peloponnesischen Bundes, auf dem Spartas Vormachtstellung beruht, und die Entwicklung des athenischen Stadtstaates. Jene hat in Busolts bekanntem Werk: Die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen (1878), eine ausführliche Darstellung gefunden, die jetzt jedoch in ihren älteren Partien durch die oben geschilderten Forschungen über die älteste Geschichte der hellenischen Staaten mannigfach überholt ist; für die Kenntnis der EntwicklungAthens bildet den Markstein die Auffindung der aristotelischen ΑΘΗΡΑΪΟΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑ, die nahezu alle Fragen der älteren attischen Geschichte in Fluss gebracht, manche alten Zweifel gelöst und eine Menge neuer Probleme geschaffen hat. Dazu gehört in erster Linie - die von Aristoteles überlieferte Verfassung Drakons, sofern sie mit der Bemerkung des Philosophen in der Politik in Widerspruch steht, wonach Drakon nur Gesetze und keine Verfassung gegeben habe. Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, beides in Einklang zu bringen, und hierin stehen sich noch heute zwei Richtungen gegenüber: die einen halten jene Bemerkung in der Politik für apokryph und sehen in der Verfassung des Drakon, wie sie im Anfang der ΑΘΗΡΑΪΟΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑ überliefert ist, ein echtes Stück, dessen Auffindung dem Spürsinn oder dem Findergluck des Aristoteles zu verdanken ist (Wilamowitz); die anderen halten sie für einen jener späteren Konstruktionsversuche, der wahrscheinlich 411 als Programm der extremen Oligarchen entstand und damals, als alles unter der Flagge der παύρος πολιτεία segelte, mit Drakons Namen etikettiert ward (Meyer u. a.). Auch der kylonische Aufstand kann wesentlich als zeitlos überliefert gelten, und mehrfach sind Versuche gemacht, ihn chronologisch einzugliedern: bald hat man ihn vor Drakon verlegt (Busolt), bald hinter die solonische Verfassung (de Sanctis), wo er denn mit dem Unternehmen des Damasias in eine Reihe tritt. Vor allem hat Aristoteles über Peisistratos' Regierung keine Klarheit gebracht: in den betreffenden Kapiteln der Verfassungsgeschichte herrscht eine chronologische Verwirrung, die noch weit von ihrer Lösung entfernt ist, obwohl eine Unzahl von Forschern ihren Scharfsinn aufgeboten und eine ganze kleine Literatur über diese Frage entstanden ist. Wichtig darin und weiterführend erscheint allein die Bemerkung Belochs, daß die zweimalige Verbannung des Peisistratos als eine jener historischen Dittographien aufzufassen

Meyers (Forschungen II, 1899), Herodots Bericht als eine vollständig im athenischen Sinne gefärbte Darstellung eines für die Größe des attischen Reiches begeisterten Bündners erkannt worden, und wir haben gelernt, nicht bloß das Athen in übertriebenem Grade zugemessenene Verdienst auf sein richtiges Maß zurückzuführen, sondern auch einzelne, lange unbedenklich angenommene Erzählungen, wie z. B. der Stellungswechsel bei Plataiai, die angebliche Flucht der Korinther bei Salamis, als böswillige athenische Mache zu erkennen. Das ist natürlich im wesentlichen der spartanischen Politik zugute gekommen, die Nordin (1895) und besonders Meyer (1902) als zielbewußt und patriotisch erwiesen haben: während der Freheitskriege selber stimmt sie durchaus mit den Plänen des Themistokles überein, dessen überragende, von Herodot nach Kräften zurückgesetzte Größe als Staatsmann immer deutlicher hervortritt. — In der Folgezeit, der Pentekontaetie, liegt bekanntlich die Chronologie sehr im argen, während die Ereignisse selber ziemlich klar vor Augen stehen; doch sind auch hier nicht wenige feste Punkte hinzugekommen. Freilich die von A. Wilhelm ausgesprochene Hoffnung, es würde sich einmal, wenn die athenischen Verlustlisten in leidlicher Vollständigkeit vorhanden wären, daraus eine sichere Chronologie der fünfzig Jahre entwickeln lassen, hat sich bis jetzt nicht erfüllt; doch hat die Auffindung der Ἀθηναίων πολιτεία die Fixierung einiger Daten ermöglicht, so z. B. die Gründung des Seebundes auf das Jahr des Timosthenes 478/7. Allerdings ist auch damit die im Anfang der Berichtsperiode besonders von Kirchhoff und Leo, später von Beloch u. a. behandelte allmähliche Entstehung des Bundes noch nicht geklärt. Als falsch dagegen hat sich Aristoteles' ganz bestimmmt auftretende Angabe erwiesen, wonach Themistokles noch 462/1 in Athen war: selbst Bauer, der, auf diese Nachricht gestützt, das ganze bisherige Gebäude der Chronologie der Jahre bis 449 umzustürzen unternahm (Lit. u. hist. Forsch. zu Aristot. Αθ. πολιτ. 1891), hat schließlich einsehen müssen, daß Aristoteles' Angabe Truggold ist und keinerlei Beachtung verdient. Neugewonnen ist dagegen die Datierung der Schlacht von Oinoe, die Robert in die Jahre von 462—458 gesetzt hat, und vor allem die des Vorstofses der Spartaner auf Thessalien, den Meyer auf Grund seiner Forschungen über die spartanische Königsliste (Forsch. II, 1899) mit gutem Grunde ins Jahr 470/69 statt des früheren Ansatzes 476 verlegen konnte. Während hierdurch für die erste und dunkelste Periode der fünfzig Jahre eine neue Grundlage ge-

Die Zeit der Kämpfe um die Hegemonie, die mit dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges beginnt und mit Chaeroneia endet, ist von jeher am besten bekannt gewesen.

Stärker noch als die letztgenannte wird die folgende Periode von dem Streit der Auffassungen beherrscht: Philosophs und Alexanders Politik ist in den letzten Jahren mehrfach Gegenstand eingehender Studien geworden, und immer deutlicher ist dabei der Unterschied hervorgetreten, der sich nicht bloß auf die Ziele, sondern vor allem auf die von beiden zu ihrer Erreichung angewandten Mittel erstreckt. Um so schärfer scheint sich in beiden ein politischer Gegensatz zu verkörpern, und dadurch rücken unter anderem auch die Vorgänge bei Philosophs Ermordung in ein eigentümliches Licht: trotz einzelner Versuche,

Endlich mögen, wenn auch nur kurz und anhangsweise, die Ergebnisse der chronographischen und chronologischen Forschung erwähnt sein. Zu der großen Ausgabe des Eusebios von Alfred Schoene ist als neues Hilfsmittel die durch A. v. Gutschmid (1886) herausgegebene syrische Epitome hinzugekommen; vor allem aber ist das Verhältnis der Chronographen, insbesondere das des Julius Afrikanus und des Eusebios, durch
Beamten: eine solche hat Unger für die Strategen des Achäischen Bundes (Münch. Sitz.-Ber. 1879) gegeben, die aber nicht ohne Widerspruch geblieben und noch kürzlich von Beloch einer Revision unterzogen worden ist. Dagegen hat Bruno Keil (Herm. 29) erwiesen, daß in Athen im 5. Jahrhundert Amtsjahr und bürgerliches Jahr nicht zusammenfielen, jenes vielmehr nach einem bestimmten, auf Kleisthenes zurückgehenden System festgesetzt wurde, und hiermit allgemeinen Beifall gefunden; im wesentlichen stimmen seine Resultate mit den Ansätzen Ungers überein, was um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, je seltener bei chronologischen Fragen eine derartige Übereinstimmung vorkommt.

Hier aber zum Schlusses, nachdem ich im vorhergehenden ein gedrängtes Bild der einzelnen Bestrebungen und Ergebnisse zu zeichnen versucht habe, erscheint es angemessen, kurz noch diejenigen Werke zu besprechen, die die helle[nische] Ge[schichte] in ihrer Totalität zum Gegenstande haben. Unter ihnen ist die von Adolf Holm (1886—1894) die erste und, äußerlich nach der Grenze, die sich seine Darstellung setzt, betrachtet auch die umfassendste. Mannigfache Vorarbeiten, darunter die ausführliche Geschichte Siziliens im Altertum, gingen dem Hauptwerk voraus, und schon in ihnen zeigte sich einer der Hauptvorzüge von Holms Geschichte, die sachgemäße und sehr ausgiebige Verwendung der Münzen, die jetzt durch zusammenfassende Werke, wie Heads Historia numorum und Imhoof-Blumers Porträtköpfe auf griechischen und römischen Münzen, erleichtert ist. Der große Wert der Griechischen Geschichte Holms steckt in den Anmerkungen, die eine Fülle feiner und treffender Be merkungen enthalten und durchweg die neueste Literatur verwerten. Doch ist auch nicht zu vergessen, daß Holm wenigstens für eine Gesamtperiode der griechischen Geschichte einer neuen Auffassung die Bahn gebrochen hat. Der weitverbreiteten Ansicht, daß das 4. und 3. Jahrhundert eine Zeit der Entartung gewesen sei, ist er zuerst mit Erfolg entgegengetreten; und wenn er auch, durch den Gegensatz zu Droysen gedrängt, zuweilen die Wertschätzung dessen übertreibt, was die griechischen Freistaaten noch in hellenistischer Zeit leisten, so ist doch die Berechtigung seiner Ausführungen jetzt wohl allgemein anerkannt. Allein diesen Vorzügen stehen andere schwere Mängel gegenüber: ein sehr geringes Interesse für die wirtschaftlichen Grund-

Ganz andere Zwecke verfolgt die Griechische Geschichte von Busolt, die, in einem ungünstigen Zeitpunkt unternommen, bald nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände (1885-88) infolge der Entdeckung der ΑΘΡΑΙΩΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑ einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen ward; bis jetzt sind vier Bände erschienen (1893—1904), die die griechische Geschichte bis zum Ende des 5. Jahrhunderts hinaufführen. Die Absicht des Verfassers war, ein vollständiges Repertorium der gesamten auf die griechische Geschichte bezüglichen Literatur zu schaffen, und dies ist ihm in ganz hervorragendem Maße gelungen: geradezu unerschöpflich sind die in den Anmerkungen gegebenen Nachweise, die die ganze Geschichte der Einzelprobleme in überblicklicher Weise darlegen und dadurch das Buch zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden machen, der sich mit dem

Der Zeit nach am nächsten steht Busolts Werk Poehlmanns bis zur Regierung Vespasians reichender Abriss der griechischen Geschichte (2. Aufl. 1896), den er für Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft beigesteuert hat. Es ist natürlich, daß in ihm die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren haben, und zwar geht P. nicht sowohl auf die Ermittlung der wirtschaftlichen Zustände im einzelnen aus, sondern er sieht die sozialen Theorien, vor allem die Platons, als Spiegelungen der vorhandenen wirtschaftlichen Zustände an, um aus ihnen dann seine Rück-
Schlüsse zu ziehen. Die Verhältnisse der ausgehenden Adels-
herrschaft und besonders die meisterhafte Schilderung der inneren
Zersetzung im 5. und 4. Jahrhundert sind es, an denen sich
Poehlmanns Kunst beweist. Doch kommt überall auch die
politische Geschichte zu ihrem Recht; den einzelnen Abschnitten
sind Quellennachweise voraufgeschickt, die in aller Kürze das
Wesentliche bieten, und überall in den Anmerkungen finden sich
reichliche Literaturnachweise, die zur Einführung in die einzelnen
Fragen vorzüglich geeignet sind.

An Bedeutung dagegen werden alle die bisher genannten
Werke von Belochs Griechischer Geschichte überragt. Bisher
(1893, 1897, 1904) sind drei Bände erschienen, von denen der
letzte die Darstellung bis zum Friedenskongreß zu Naupaktos
herabführt, bis zu jenem Augenblick, wo durch das Bündnis
Philipps mit Hannibal Rom gezwungen wird, sich mit den Ver-
hältnissen des Ostens zu befassen; die zweite Hälfte des dritten
Bandes gibt in einzelnen Abhandlungen die Begründung der
Ansätze des Hauptwerks. Das Werk hat auf der einen Seite
laute Zustimmung, auf der anderen scharfe Widerspruch er-
fahren, und das ist kein Wunder, insofern überall wie in
Mommsens römischer Geschichte der subjektive Standpunkt
einer eigenen Persönlichkeit scharf hervortritt. Beloch ist
der Überlieferung gegenüber einer der schärfsten Kritiker, die
wir haben, und sicherlich ist es seinem Scharfsinn zu danken,
daß die Forschung eine ganze Menge verjüchter Irrtümer und
falscher Vorstellungen einfach hat über Bord werfen können.
Allein zweifellos geht seine Skepsis hier und da zu weit; ich
erinnere an seine Leugnung der dorischen Wanderung, und nicht
anders liegt die Sache, wenn er allen und jeden Einfluß fremder
Völker auf die Griechen in vorhistorischer Zeit, insbesondere den
der Phönizier, gleich Null ansetzen möchte. Bleibt diese An-
nahme auch verständlich als Reaktion gegen die frühere Manier,
auf Grund jeder späten Sagenkombination Spuren fremder
Siedelungen in Griechenland anzunehmen, so setzt sie sich doch
nicht bloß mit der Gesamtüberlieferung, sondern auch mit offen-
kundigen Tatsachen der Ausgrabungen in Widerspruch, die un-
leugbar orientalische Einwirkungen erweisen. Solche Skepsis ist
aber auch deshalb einigermaßen bedenklich, weil Beloch selten
den Gegner zu Worte kommen läßt, sondern in den Anmerkungen
meist autoritativ entscheidet; andererseits hat die Geschlossenheit
der Darstellung dadurch sicherlich gewonnen. Ein weiterer Vor-
zug des Werkes ist die Berücksichtigung der wirtschaftlichen
Zustände, wie sie sich aus den Inschriften und gelegentlichen Zeugnissen der Überlieferung ergeben, und hier auf diesem schwierigen Gebiet, wo unsere Kenntnisse oft die stärksten Lücken aufweisen, leistet der Verfasser Erstaunliches, so daß die wirtschaftlichen Übersichten unstreitig zu den besten Kapiteln seines Werkes gehören, obwohl er die sozialen Theorien nicht in vollem Umfang ausnutzt und im besonderen der Bedeutung Platons nicht ganz gerecht geworden ist. Dazu kommt nun ein scharfer Sinn für politisches Geschehen überhaupt: die reale Größenverhältnisse, die Beloch, gestützt auf seine Bevölkerungsforschung, zugrunde legt, ermöglichen oft eine ganz andere Schätzung politischer Vorgänge wie die früher übliche; man vergleiche in dieser Hinsicht einmal den detaillierten Überblick über die Machtmittel der Diadochenstaaten mit den vagen Vorstellungen, die früher über diese Dinge herrschten. In der Theorie huldigt ferner Beloch unzweifelhaft kollektivistischen Anschauungen; er selber sagt in der Einleitung, wer in den großen Männern die treibende Kraft der Entwicklung sehe, nicht in den Volksmassen, deren Bestrebungen sich in jenen verkörpert, der tue besser, seine Hände von der griechischen Geschichte zu lassen. Allein in der Praxis macht sich die Sache doch wesentlich anders, weil unser Material nicht ausreichet. Geschichte in kollektivistischem Sinne zu schreiben: so enthält die Diadochengeschichte eine glänzende Reihe historischer Porträts, und auch in der früheren Zeit kommen Gestalten wie Themistokles, Perikles, Philipp durchaus zu ihrem Recht; sie bilden auch bei Beloch die treibenden Faktoren der Geschichte. Es ist die Gabe der gegenständlichen Darstellung, die hier als Korrektiv wirkt, und durch die Beloch alle übrigen Mitforscher überragt: unzweifelhaft ist sein Werk in stilistischer Hinsicht die glänzendste Darstellung griechischer Geschichte, die wir bisher besitzen. Wenn man seine Gesamtauffassung als die des radikalen Liberalismus bezeichnet hat, für den andere ideale Güter als die Errungenschaften der Forschung und Wissenschaft nicht existieren, so ist das im allgemeinen richtig; allein es bleibt zu bedenken, daß dies Gebiet doch auch das einzige ist, auf dem die hellenische Entwicklung einen lückenlosen und stetigen Fortschritt zeigt, während die politische Geschichte schwere Rückschläge und endlich ein Aufgeben der hellenischen Sonderexistenz aufzuweisen hat. In der Tat liegt die Bedeutung des Hellenenvolks eben darin, daß es der Lehrer der Menschheit geworden ist. Die letzte unter den Behandlungen, die die griechische Ge-
schatzte erfahren hat, ist zugleich die umfassendste: im Zu-
sammenhang mit der Gesamtgeschichte hat Eduard Meyer sie in
seiner Geschichte des Altertums dargestellt, von der bisher fünf
Bände erschienen sind. Die Anfänge des Griechenvolks schildert
der zweite Band (1891) bis auf die Perserkriege; dann wird in
den drei folgenden (1901-2) der Gang der Ereignisse bis zur
Auflösung des zweiten attischen Seebundes und der Militär-
monarchie des Dionysios herabgeführt. Meyer ist zugleich der
einzige, der sich über seine Grundsätze in der schon oben er-
wähnten kleinen Schrift (S. 103) ausgelassen hat. Er stellt sich
darin als einen scharfen Gegner der Lamprechtschen Geschichts-
auffassung dar, sofern sie auf die Entdeckung der historischen
Gesetze abzielt, deren Existenz er nicht anerkennt. Vielmehr
hält er die Feststellung des geschichtlichen Vorgangs für das
Wichtigste — es ist Rankes Grundsatz, der damit wieder zur
Geltung kommt —, und somit bleibt ihm die politische Geschichte
das Zentrum der geschichtlichen Darstellung überhaupt. Den-
noch hat selten ein Historiker die wirtschaftlichen, sozialen und
vor allem die geistigen Bewegungen mit solcher Ausführlichkeit
behandelt wie Meyer: nur Beloch steht ihm hierin einigermaßen
gleich. Vielleicht tritt sogar bei Meyer das wirtschaftliche Mo-
ment in den drei letzten Bänden zurück, was aber wohl darauf
zurückzuführen ist, daß die Darstellung der ökonomischen Ver-
hältnisse im 5. und 4. Jahrhundert in ihrer Gesamtheit dem
sechsten Bande aufbehalten ist. Um so stärker steht in der
gegenwärtigen Gestalt des Werkes das kulturgeschichtliche Ele-
ment in dem Vordergrund: die Schilderung der Kultur des perik-
kleischen Zeitalters, der Sophistik und die geistigen Kämpfe des
ausgehenden 5. Jahrhunderts, die Kultur der Reaktionszeit im
4. Jahrhundert und endlich vor allem die Darstellung Platons
sind von einer geradezu hervorragenden Bedeutung. Und so
vollzieht sich bei Meyer der umgekehrte Vorgang wie bei Beloch;
Gegner der Lamprechtschen Geschichtsauffassung, hat er doch
die kulturgeschichtlichen Erscheinungen in einem Umfange berück-
sichtigt wie wenige vor ihm, während Beloch, trotz seiner Ab-
neigung gegen die großen Männer in der Geschichte, doch immer
wieder dazu getrieben wird, ihre Wirkung zu schildern. So trägt
auch bei Meyer die natürliche Veranlagung zum Historiker den
Sieg über seine Theorien davon. Dazu verleiht ihm seine
universalgeschichtliche Auffassung jene Weite des Blicks, die
besonders seine Darstellung der griechischen Urgeschichte aus-
zeichnet. Gleichweit entfernt von der Unkritik der früheren
Forschung, der jede spätere Sage zur Annahme auswärtiger Einflüsse auf Griechenland dienen mußte, wie von der Skepsis der Neueren, die die Griechen am liebsten sich rein aus sich selbst entwickeln lassen möchten, hat er mit sicherer Hand den orientalischen Einschlag in der ältesten griechischen Kultur aufgezeigt und die kleinasiatischen Völker einerseits, andererseits zur See die Phönizier als die Vermittler bezeichnet. Mustergültig ist auch die Art und Weise, wie in der ältesten Geschichte die Analogieschlüsse aus der Entwicklung der stammverwandten Völker verwandt werden; obwohl er sich ihrer problematischen Gültigkeit bewußt ist, hat Meyer sie um so mehr heranziehen müssen, als er einer der ersten war, der die antike Tradition über jene Zeiten als spätes Machwerk erkannte (S. 171). Auch in der Darstellung nimmt das Werk einen hohen Rang ein, obwohl die Paragrapheineinteilung dem Eindruck der Geschlossenheit nicht gerade günstig ist; dafür ermöglicht sie am Schlufs jedes Abschnitts die, wenn auch kurze, so doch größtenteils erschöpfende Rechenschaftsablage über die Grundlagen der Forschung. Wo die Rechtfertigung so umfänglich ausfiel, daß sie den stetigen Verlauf der Darstellung gesprengt haben würde, da hat Meyer sie in einzelne selbständige Abhandlungen ausgestaltet, die in den Forschungen zur griechischen Geschichte (bisher zwei Bände, 1893 und 1899) vereinigt sind. Alles in allem genommen, bezeichnet Meyers Werk den Höhepunkt dessen, was die Darstellung der griechischen Geschichte heute erreicht hat.

Es ist charakteristisch und verdient hervorgehoben zu werden, daß diesen bedeutenden Erscheinungen, die die deutsche Gelehrsamkeit in der zweiten Hälfte der Berichtsperiode hervorgebracht hat, die übrigen Kulturrnationen nichts Ähnliches an die Seite setzen haben. Sieht man von einzelnen groß angelegten Spezialgeschichten, wie Freemans Geschichte Siziliens und Pais Geschichte Italiens und Großgriechenlands ab, so bleibt nur Burys History of Greece (1900) übrig. Und doch reicht sein Werk nicht an die letztgenannten heran. Trotzdem es die Arbeit eines gehärteten und selbständig denkenden Mannes ist, hat er doch wenig mehr tun als die Ergebnisse der deutschen Forschung seinen Landsleuten in handlicher Form vermitteln können: auch das ein unleugbares Verdienst, zumal in England Grotes Autorität, die Bury so oft bekämpfen muß, noch schwer auf der Forschung lastet. Wir dürfen dies Verhältnis wohl als einen Beweis für den hohen Stand der Altertumswissenschaft in Deutschland betrachten. Immerhin ist ja auch hier unzweifel-
Römische Geschichte.
Von Ludwig Holzapfel, Gießen.

Wenn wir die Tätigkeit auf dem Gebiet der römischen Geschichte während des letzten Vierteljahrhunderts überblicken, so können wir zunächst mit Befriedigung konstatieren, daß das Interesse an historischer Forschung eine wesentliche Steigerung erfahren hat. Einen augenscheinlichen Beweis hierfür liefert die Begründung von zwei Zeitschriften, die ausschließlich der alten Geschichte gewidmet sind, nämlich der Rivista di Storia antica (1895 ff.) und der Beiträge zur alten Geschichte (1901 ff.).

Holzapfel


Römische Geschichte. 195

(1900) zusammengefasst hat, durch die kolonisatorische Tätigkeit der Franzosen neue Impulse gegeben worden. Insbesondere ist man dort bemüht, die für die Landeskultur so wichtigen Wasserbauten der Römer aufzusuchen und wiederherzustellen, welche Arbeiten von Gauckler, dem Generaldirektor der archäologischen Studien in Tunis, geleitet und in einem seit 1897 erscheinenden Werke bekanntgegeben werden. Hervorhebung verdienen ferner die an der Stätte des alten Karthago auf Tissots Anregung von S. Reinach, Babelon und Delattre unternommenen Ausgrabungen, bei denen römische und punische Bauten und Nekropolen aufgedeckt worden sind.


Als zwei grofsartige, aus den umfassendsten Studien hervorgegangene Repertorien sind ferner zu nennen das seit 1877 erscheinende und bis jetzt bis zum Buchstaben M vorgerückte Dictionnaire des antiquités grecques et romaines von Daremberg und Saglio und das überraschend gründliche, nunmehr bis zum Artikel
Holzaptel

angenommenen Stande der Überlieferung dürfte es fraglich erscheinen, ob die Rekonstruktion der wirklichen Geschichte, die er sich zur Aufgabe gemacht hat, überhaupt möglich wäre.

Während diese radikale Ansicht wenig Beifall gefunden hat, ist doch andererseits die Auffassung weit verbreitet, daß man wohl schon in den ersten Dezennien der Republik die Namen der Konsole aufgezeichnet, die Hinzufügung gleichzeitiger Begebenheiten dagegen erst um das Jahr 400 ihren Anfang genommen habe. Hier drängt sich doch wohl von selbst die Frage auf, wozu denn das Verzeichnis der Konsole dienen sollte, wenn es nicht die Bestimmung hatte, gewisse Ereignisse, die für das Staatsinteresse von Wichtigkeit waren, zu datieren, was doch bei dem Abschluß eines auf eine bestimmte Anzahl von Jahren eingegangenem Friedensvertrages jedenfalls von Wichtigkeit war.

Jahre 436—432 mit den später in Rom herrschenden chronologischen Systemen nicht stimmt, sehr wenig Wahrscheinlichkeit.


Eine andere Frage ist es nun aber, inwieweit dies noch von den kapitolinischen Fasten gelten darf, die nach Mommsens Darlegungen (1871) von späteren Interpolationen keineswegs freigeblieben sind. Cichorius ist in seiner bereits erwähnten Dissertation zu dem Ergebnis gelangt, daß die im kapitolinischen Verzeichnis bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. vorkommenden cognomina in der ursprünglichen Liste gefehlt hätten; doch kann
Römische Geschichte.

201


Was die Methode der Quellenforschung betrifft, so war die-

selbe vor etwa 30 Jahren fast noch gänzlich beherrscht von der
für Nissen in seinen Kritischen Untersuchungen über die Quellen

der 4. und 5. Dekade des Livius (1863) und für Nitzsch in seiner
Römischen Annalistik maßgebenden Auffassung, dafs Livius und

die meisten anderen alten Historiker ebenso wie die Chronisten
des Mittelalters die Gewohnheit gehabt hätten, für längere Ab-
schnitte nur eine einzige Quelle zu benutzen, welches Verfahren
schon durch die Unbequemlichkeit des eine Vergleichung mehrerer
Berichte kaum zulassenden Rollenformats geboten gewesen sei.
Es ist ein Verdienst v. Gutschmids, in seiner beim Antritt seiner
Professur in Jena (1877) gehaltenen Rede hiergegen zuerst ent-
schiedenen Widerspruch erhoben zu haben. Er wies darauf hin,

daß die Alten vielfach nach Exzerpten arbeiteten, wie es Plinius
für seine Naturgeschichte getan hat, und sich der Beihilfe von
Sklaven in der umfassendsten Weise bedienen konnten. C. Peter
hat sodann 1879 in einer eingehenden Untersuchung an zahl-
reichen Beispielen gezeigt, daß das Einquellenprinzip auf die für

die ältere römische Geschichte hauptsächlich in Betracht kommen-
den Autoren keineswegs angewandt werden darf.

Wenn nun aber auch dieser Grundsatz heutzutage als be-
seitigt zu betrachten ist, so macht sich seine Einwirkung auf die
und Soltau (1894) geführten Untersuchungen kann es keinem
Zweifel unterliegen, daß Livius in der 3. Dekade bei der Dar-
stellung des in Italien und Spanien mit den Karthagern ge-
führten Krieges in zahlreichen Abschnitten von Polybius ab-
hängig ist. Andererseits hat Zieliński (1880) dessen direkte Be-
nutzung in einem beträchtlichen Teile der im 29. und 30. Buche
gegebenen Darstellung des afrikanischen Krieges nachgewiesen,
und sie wird auch von Nissen und Soltau selbst für ver-
schiedene Berichte über griechische Begebenheiten vom 24. Buche
an zugegeben. Gleichwohl glaubt Soltau die in Frage kommen-
den Berichte über die Kriegereignisse in Italien und Spanien,
in denen die polybianische Darstellung mit Zusätzen aus anderen
Quellen verschmolzen ist, nicht auf Polybius selbst, sondern auf
eine Mittelquelle zurückführen zu müssen. Im Gegensatze zu
ihm ist namentlich Hesselbarth für eine direkte Benutzung des
Polybius in diesen Abschnitten eingetreten. Ein Bedenken gegen
die Annahme einer solchen Arbeitsmethode scheint allerdings
darin zu liegen, daß Livius in der 4. und 5. Dekade für die
Begebenheiten des Ostens in der Regel Polybios als alleinige Vorlage wählte. Man hat jedoch andererseits mit Recht geltend gemacht, dass er der Schilderung eines für die Weltstellung Roms entscheidenden Krieges sehr wohl größere Sorgfalt zugewandt haben kann als den späteren Teilen seines Werkes, deren Ausarbeitung schon durch eine gewisse Erhärzung und das Be streben, das große Werk in absehbarer Zeit zu Ende zu führen, beeinträchtigt worden sein mag.


Von diesem Fehler ist auch nicht frei das die Ergebnisse fremder und eigener Forschungen über Livius zusammenfassende Buch von Soltau (1897), das im übrigen in mancher Hinsicht einen bemerkenswerten Fortschritt aufweist. Insbesondere ist es Soltau gelungen, überall in den auf die Stadtchronik zurückgehenden Mitteilungen die älteren Bestandteile von den jüngeren zu scheiden und innerhalb der 1. Dekade mehrfach das Vorhandensein von Schilderungen nachzuweisen, die den in den letzten Zeiten der Republik bei den Demokraten oder den Opti maten herrschenden Anschauungen entsprechen. Es ist zu bedauern, dass wir über die Darstellung der römischen Geschichte bei Diodor, Dionys, Appian und Cassius Dio noch keine umfassenden Arbeiten dieser Art besitzen. Das Beste, was neuerdings über diese Autoren und ihre Quellen im allgemeinen geschrieben worden ist, sind die von Schwartz verfassten Artikel in Pauly-Wissowas R.-E., in denen die einzelnen Abschnitte einer eingehenden Analyse unterzogen werden und zugleich die neuere Literatur in angemessener Weise berücksichtigt wird. Die große Menge der von Schwartz in gedrängter Übersicht zusammen gestellten Konkordanzen zwischen Dio und der livianischen Überlieferung für die Zeit von 69 bis 30 v. Chr. läßt keinen Zweifel mehr daran bestehen, dass Livius hier als Hauptquelle Dios zu betrachten ist. Über das Verhältnis beider Autoren zueinander wird man aber erst dann völlig ins reine kommen, wenn ein-


Von der geschichtlichen Literatur der gesamten Kaiserzeit bis auf Theodosius I. hat H. Peter (1901) eine umfassende Darstellung in zwei Bänden veröffentlicht, die sich nicht bloß mit den einzelnen in Betracht kommenden Schriften, sondern auch mit den für die Gestaltung der Tradition hauptsächlich maßgebenden Verhältnissen und Bestrebungen, insbesondere mit den Einwirkungen des Hofes, eingehend beschäftigt.


Sehr willkommen ist die Unterstützung, die neuerdings von astronomischer Seite der chronologischen Forschung wiederholt zuteil geworden ist. Eine gute Anleitung für den Historiker, den Eintritt von Finsternissen sowie auch den Auf- und Untergang der für die Zeitrechnung wichtigen Fixsterne unter Benutzung astronomischer Tafeln zu berechnen, bot 1895 Wislicenus in seiner Astronomischen Chronologie. Diese Arbeit wird indessen
Römische Geschichte.

207

für die Sonnen- und Mondfinsternisse überflüssig durch Ginzel's Speziellen Kanon (1890), der sich auf das Ländergebiet der klassischen Altertumswissenschaften und die Zeit von 9000 v. Chr. bis 600 n. Chr. erstreckt. Es wird hier unter Anwendung neuer empirischer Korrekationen, die teils aus mittelalterlichen, teils aus hinlänglich sichergestellten antiken Finsternissen gewonnen sind, für sämtliche in die angegebenen Grenzen fallenden Finsternisse eine genaue Darstellung der Sichtbarkeitsverhältnisse gegeben, wobei namentlich Rom, Athen, Memphis und Babylon berücksichtigt sind. Um den Verlauf der zentralen Sonnenfinsternisse zu verschaulichen, sind am Schlusse 15 Karten beigefügt, von denen jede ein Jahrhundert umfasst. Eine wertvolle Beigabe bildet die in einem besonderen Abschnitt gegebene Besprechung der von den Historikern erwähnten Finsternisse, in der nicht nur die auf ihre Beobachtung bezüglichen Nachrichten, sondern auch die Ergebnisse der modernen Forschung unter genauer Verweisung auf die Literatur zusammengestellt sind. Die für die römische Chronologie in Betracht kommenden Finsternisse hat Ginzel bereits 1887 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie in gleicher Weise behandelt.

So wenig verlockend eine erneute Beschäftigung mit den Problemen der römischen Chronologie im Hinblick auf die große Verschiedenheit der bisher gewonnenen Resultate erscheinen mag, so bietet sich doch vielleicht von hier aus noch der sicherste Weg, um die Frage nach der Glaubwürdigkeit der über die ältere Geschichte vorliegenden Tradition einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Indem wir uns nunmehr der römischen Geschichte selbst zuwenden, konstatieren wir zunächst, daß man begonnen hat, den wirtschaftlichen Verhältnissen, für die das Interesse durch die auf diesem Gebiete in unserer Zeit entbrannten Kämpfe wesentlich gesteigert worden ist, ein angelegentlicheres Studium zu widmen, das durch die bereits erwähnten Papyrusfunde erleichtert wird. Nachdem Pöhlmann 1884 die namentlich in der Höhe der Häuser und der enormen Steigerung der Bodenpreise zum Ausdruck kommende Übervölkerung der antiken Großstädte, insbesondere Rom, unter eingehender Darlegung ihrer Ursachen in anschaulicher Weise vor Augen geführt hatte, erschien 1886 Belochs Buch über die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, worin zum erstenmal unter umfassender Verwertung der antiken Zeugnisse der Versuch gemacht wird, auf dieses Gebiet zu annähernd richtigen Ergebnissen zu gelangen.

Schlachtfelderforschung, wenn sie mit den Schilderungen der Quellen übereinstimmen, mit Recht ein Kriterium der Glaubwürdigkeit.


Kroll, Die Altertumswissenschaft.
die ältere Geschichte wird mit Recht den Berichten Diodors hoher Wert beigelegt, doch urteilt Niese über die Beschaffenheit der annalistischen Überlieferung wohl zu ungünstig, wenn er die von den Pontifices gemachten Aufzeichnungen erst in einer Zeit beginnen läßt, in der die Römer bereits entlegene oder gar überseeische Kriege zu führen hatten.

Unvollendet ist leider geblieben das wohl noch auf lange Zeit den ersten Platz behauptende Werk von Mommsen, worin sich in bisher noch nie erreichtem Maße umfassende und tief eindringende Forschung mit glänzender Darstellung vereinigt. Die drei ersten Bände (1854—1856) hatten die Geschichte Roms von ihren Anfängen bis zu der den Untergang der Republik besiegelnden Schlacht bei Thapsus behandelt. Dann trat eine lange Pause ein, die in erster Linie jedenfalls durch das Bedürfnis, zunächst das für die Bearbeitung der Kaiserzeit notwendige Inschriftenmaterial zu beschaffen, veranlaßt war. Im Jahre 1885 folgte sodann unter Übergehung des vierten Bandes, der den Kampf der Republikaner gegen die Monarchie und ihre definitive Feststellung sowie die allgemeinen Regierungsverhältnisse der folgenden Zeit behandeln sollte, sogleich der fünfte, der die Schicksale der Provinzen, die daselbst bestehenden politischen, wirtschaftlichen und Kulturverhältnisse und die Rückwirkung der dortigen Zustände auf das römische Staats- und Heerwesen in meisterhafter Weise vor Augen führt. Das Verständnis wird wesentlich gefördert durch zehn vorzügliche Karten, die Kiepert hinzugefügt hat.


Die Römische Geschichte von Ihne, die überall ein selbständiges Quellenstudium erkennen läßt und durch ausgedehnte Verweisungen auf die öfter im Wortlaut zitierten antiken Be-


Eine Geschichte Italiens von den ältesten Zeiten bis zu den Punischen Kriegen hat sich der Italiener Pais zur Aufgabe gesetzt. Bis jetzt sind von diesem Werke drei Bände erschienen, von denen der erste (1894) die ethnologischen Verhältnisse Siziliens und Unteritaliens und die griechische Kolonisation in diesen Gebieten bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts behandelt, während die beiden folgenden (1898 99) eine Kritik der über die römische Geschichte vorliegenden Tradition von den ältesten Zeiten bis zur Ankunft des Pyrrhus enthalten. Pais bemüht sich hier an-

Ein verhältnismäßig knapper Raum kommt auf Rom und Italien in E. Meyers Geschichte des Altertums, die bis jetzt fünf Bände (1884—1902) umfasst. Die römische Geschichte wird derselbst bis auf die gallische Katastrophe hinabgeführt. Die Darstellung ist in Paragraphen von mäßiger Ausdehnung gegliedert, in denen der sich als wirklich oder wahrscheinlich ergebende Sachverhalt kurz dargelegt wird. In der Regel schließen sich an diese Ausführungen noch Anmerkungen an, die die Belege aus den Quellen und häufig auch eine eingehendere Begründung der im Texte aufgestellten Ansicht enthalten. Trotz ihres geringen Umfangs verdient Meyers Bearbeitung der römischen Geschichte in hohem Maße Beachtung. Ein Hauptvorzug des Werkes besteht darin, daß die Entwicklung des römischen Staates nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit den sich im übrigen Italien abspielenden Begebenheiten ins Auge gefaßt und demgemäß, im Gegensatz zu Mommsen, die nach der Tradition eine Zeitlang von den Etruskern über Rom ausgeübte Herrschaft an-
erkannt wird. Hervorzuheben ist ferner das mit Konsequenz durchgeführte Bestreben, für die Rekonstruktion des wirklichen Sachverhalts, die ja häufig hypothetisch bleiben muß, wenigstens ein solides Fundament zu gewinnen. Als Grundlage dienen daher die aus älterer Zeit stammenden Traditionen, unter denen die bei Diodor überlieferten Nachrichten in der Regel die erste Stelle einnehmen. Im Gegensatz zu Pais hält Meyer an der Zuverlässigkeit der Konularfasten im wesentlichen fest, bestreitet jedoch für die ältere Zeit das Vorhandensein sonstiger gleichzeitiger annalistischer Aufzeichnungen.


Die durch Mommsens Römische Forschungen wieder in Fluß gekommene Frage nach der Entstehung und Zusammensetzung der altrömischen Volksversammlungen ist von Soltau einer umfassenden und gründlichen Untersuchung (1880) unterzogen worden. Nachdem bereits von Mommsen bewiesen worden ist, daß die Kurien in republikanischer Zeit nicht bloß die Patrizier,

Sehr wertvolle Beiträge zum römischen Staatsrecht hat auch A. Nissen (1885) geliefert, indem er die Bedeutung des Pomerium und der lex curiata de imperio richtiger definierte, als es bisher geschehen war. treffend wird der vom Pomerium umschlossene Raum als ein templum bezeichnet, in welchem die Versammlung eines Heeres oder der ein solches darstellenden Zenturiatkomitien untunlich war. Was die lex curiata de imperio betrifft, so gelangt Nissen im Gegensatze zu Mommsen durch eine ebenso gründliche wie vorurteilsfreie Prüfung der hierüber vorliegenden Nachrichten zu dem wohlbegründeten Resultat, daß dieselbe keineswegs als eine bloße Formalität zu betrachten ist, die dem Oberbeamten etwas gewährt, was er schon hatte, sondern tatsächlich für den Besitz des imperium eine unerläßliche Bedingung war.

Ein sehr wesentliches Verdienst um die Kenntnis der „Römischen Altertümer“ hat sich Lange dadurch erworben, daß er in seinem nicht bloß für das gelehrte Studium, sondern auch für weitere Kreise bestimmten Werke auf geschickte Weise die systematische Darstellung mit der historischen verband. Es ist zu bedauern, daß diese überall vom gründlichsten Quellenstudium zeugende Bearbeitung, die außer der Verfassung der Republik...
von denen die erste das Prinzipat des Augustus, die zweite das mit Recht als Tyrannis im griechischen Sinne betrachtete Regiment seiner Nachfolger bis auf Domitian, die dritte die verfassungsmäßige Kaiserfolge von Nerva bis Commodus und die vierte die durch Usurpation jeder Art gekennzeichneten Ausgänge des Prinzipats umfasst. Was den von Oktavian geführten Titel princeps betrifft, so ist Herzog der Ansicht, daß derselbe aus seiner Stellung als princeps hervorgegangen sei. Eher wird man aber mit Mommsen unter dem fraglichen Ausdruck den ersten Bürger überhaupt zu verstehen haben, in welchem Sinne diese Bezeichnung auch schon auf Pompeius und Caesar (Hor. carm. II 1, 4. Cic. fam. I 9, 11. Att. VIII 9, 1) angewandt worden ist.


Die Verfassung und die Verwaltung des römischen Staates sind zusammen von Madvig in einer auf zwei Bände beschränkten Darstellung (1881 82) behandelt worden, die sich durch Klarheit und zweckmäßige Anordnung des Stoffes auszeichnet und ebenfalls aus unmittelbarer Benutzung der Quellen hervorgegangen ist. Ein wesentlicher Vorzug liegt in dem Bestreben, die überliefernten Angaben von den bloß auf Vermutung beruhenden Ansichten zu scheiden; doch geht Madvig in dieser Richtung wohl zu weit, wenn er sich gegen den von Mommsen mit so großem Erfolg durchgeführten Versuch, die für die republikanische Magistratur
und das Wesen des Prinzipats grundlegenden Begriffe aus der Tradition heraus zu gewinnen, völlig ablehnend verhält.

Römische Geschichte.

219


In die ältere Geschichte Roms schien ein Lichtstrahl zu fallen, als Anfang 1899 auf dem Comitium ein schwarzes Marmorplaster von quadratischer Form gefunden wurde, das man mit dem nach der Angabe der Alten das Grab des Romulus bedeckenden lapis niger identifizierte, und sodann einige Monate nachher unter diesem Plaster ein vermutlich ein Heiligtum darstellender Bau und daneben eine oben abgebrochene Pyramide zum Vorschein kam, deren sämtliche vier Seiten eine hocharchaische Inschrift enthielten. Nach der Ansicht der bestenKenner darf diese Inschrift, deren Züge ein vertikales Bustrophedon darstellen, in die erste Hälfte des 5. oder vielleicht gar in das 6. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden und ist demnach die älteste römische Steinschrift, die wir besitzen. Wie nicht anders zu erwarten war, hat der überraschende Fund zahlreiche Untersuchungen hervorgerufen, jedoch die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, in keiner Weise verwirklicht. An die Herstellung eines zusammenhängenden Wortlautes war nicht zu denken, da die Hälfte oder vielleicht noch ein größerer Teil der Inschrift verloren ist, und außerdem setzte die Sprache, die an die des ersten, von Polybius erwähnten Handelsvertrages mit Karthago


In der Frage, ob der erste Vertrag der Römer mit Karthago nach der Vertreibung der Könige oder erst 348 geschlossen wurde, ist man auch jetzt noch zu keiner Einigung gelangt. Aus der problematischen Beschaffenheit der Angaben über die

Burger hat 1891 die auf uns gekommenen Berichte über sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms (418—358) einer einschneidenden Kritik unterzogen. Als reinst Quelle wird die Darstellung Diodors betrachtet, die auf zwei verschiedene Annalenwerke zurückgehen soll. Die Jahre 423—419, die man bei Diodor vermißt, sind nach Burgers Ansicht nicht etwa von ihm gestrichen worden, sondern haben auch schon in seiner Quelle gefehlt. Die fünfjährige Anarchie wird zurückgeführt auf das Bestreben, einen Ersatz für fünf gestrichene Konsularkollegien zu gewinnen, die bei dem Chronographen von 341 n. Chr. überliefert und mit einer einzigen Auswahl bereits sämtlich patrizisch-plebejisch gewesen seien. — Über die gallische Katastrophe hat
Samnium bis zum vollständigen Siege Roms (312) eine sorgfältige Untersuchung gewidmet. Beide Forscher gelangen unabhängig voneinander zu dem wohlbegründeten Resultat, daß der im Jahre 321 geschlossene Caudinische Friede keineswegs von den Römern sofort kassiert, sondern bis zum Jahre 315 eingehalten wurde, in dem alsdann die Samniten ihrerseits die Feindseligkeiten wieder eröffneten.


nachgewiesen, daß die hierüber vorliegenden Berichte von Fälschungen durchsetzt sind, die darauf berechnet waren, den Ausbruch des zweiten punischen Krieges auf einen von den Karthagern begangenen Vertragsbruch zurückzuführen. Einen wesentlichen Anteil an diesen Entstellungen glaubt Gilbert dem Polybius zuschreiben zu müssen, der die in Frage kommenden Angaben aber sehr wohl schon in seinen Quellen vorgefunden haben kann.


Mit der Überlieferung über den Römerkrieg des Antiochus haben sich Mommsen (Röm. Forsch. II) und E. Meyer (Rh. Mus. 1881) beschäftigt. Lehrreich sind Mommsens Ausführungen über die Art und Weise, wie Livius die Polybianischen Berichte wieder-


Aus den zahlreichen Schriften, die sich mit Tiberius be-

In Hinsicht auf Domitian wird eine empfindliche Lücke ausgefüllt durch die eingehende Schilderung seiner Regierungstätigkeit, die der mit dem epigraphischen und numismatischen Material aufs beste vertraute Franzose Gsell (1894) gegeben hat. In der Darstellung der Kriege wird auf die Chronologie und die Ermittlung der in den einzelnen Provinzen stehenden Legionen besondere Sorgfalt verwandt. Mit Vergnügen liest man die Charakteristik Domitians, in der seine absolutistischen Neigungen stark hervortreten und teils durch seinen Charakter, teils durch die entweder der Monarchie überhaupt oder wenigstens seiner Person ungünstige Gesinnung der Senatoren erklärt werden. Für Trajan ist von hervorragender Wichtigkeit das große Werk von Cichorius über die Reliefs der Trajanssäule, die den Verlauf der beiden Dakerkriege (101/2, 105/6) vor Augen führen. Bis jetzt sind von diesem Werke zwei Tafelbände, welche Photographien

Wie der Trajans-Säule, so ist auch der Marc Aurel-Säule, auf der die Feldzüge des Kaisers gegen die Quaden, Marcomannen, Sarmaten und Jazygen dargestellt werden, eine sorgfältige Bearbeitung zuteil geworden, der eine nur unter großen Schwierigkeiten bewerkstelligte photographische Aufnahme des Originals selbst zugrunde liegt. Bei dieser Publikation, die aus einem Textbande und zwei Mappen mit 128 Tafeln in Lichtdruck (1896) besteht, haben der Archäologe Petersen, der Historiker Domaszewski und der Architekt Calderini zusammengewirkt. Unter

Einheit des Staates, der Kirche und des Rechtes erhalten sollten.

Wir können diesen Bericht nicht schließen, ohne des empfindlichen Verlustes zu gedenken, den die wissenschaftliche Forschung durch das Dahinscheiden Mommsens erlitten hat. Die Impulse, die er nicht bloß durch seine eigenen Arbeiten, sondern auch durch seine eminente organisatorische Tätigkeit gegeben hat, sind indessen solcher Art, daß sie noch auf lange Zeit hinaus nachwirken werden.
Griechische Staatsaltertümer.

Von Heinrich Swoboda, Prag.

Wenn die törichte, leider nicht bloß bei Laien, sondern auch in manchen gelehrtet Kreisen verbreitete Ansicht, daß die klassische Altertumswissenschaft ein erschöpfter Boden sei, der nichts Neues mehr hervorbringen könne, durch den großartigen Aufschwung der Forschung in den letzten Dezennien bündig widerlegt wird, so gilt dies vielleicht am meisten für denjenigen Zweig derselben, der im folgenden behandelt werden soll: die Disziplin der griechischen Staatsaltertümer, welche in dem Vierteljahrhundert 1875–1900 fast nach ihrem ganzen Umfang eine Verjüngung erfahren hat. Wie immer, wenigstens bei den philologisch-historischen Wissenschaften, wurde dieselbe zunächst bewirkt durch die gewaltige Vermehrung an Material, speziell durch die täglich anwachsende Masse der Inschriften, und den Fortschritt, welcher sich stetig in deren Nutzbarmachung vollzieht; und eine seltene Gunst des Geschicks bewirkte es, daß dem urkundlichen Material ein literarischer Fund ersten Ranges sich anreihete, derjenige der Attischen Politie des Aristoteles. Dafs aber auch das zweite Moment, das in Betracht kommt, die Verfeinerung der Methode, einen gewaltigen Schritt nach vorwärts gemacht hat, dies zu zeigen wird ebenfalls Aufgabe der folgenden Auseinandersetzung sein. In welcher Richtung die Ausbildung der Disziplin sich zu vollziehen hat, dies wurde gewissermaßen symbolisch durch zwei Werke gezeigt, die zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig erschienen und von welchen, obwohl sie um etwas dem gewählten Anfangspunkt dieser Übersicht vorausliegen, unsere Betrachtung billigerweise den Ausgangspunkt zu nehmen hat. Im Jahre 1873 wurde als Beginn einer neuen Publikation der gesamten griechischen Inschriften der erste Band des Corpus inscriptionum Atticarum herausgegeben, und von da ab erhielten die antiquarischen Studien die feste Grundlage eines kritisch
gesichertem Bestandes an Urkunden; schon vorher, 1871, war der erste Band von Th. Mommsens Römischem Staatsrecht veröffentlicht worden, und diese gewaltige, in ihrer Art unvergleichliche Leistung wies auch der griechischen Forschung das Ziel: die Ersetzung der Antiquitäten durch ein System des griechischen Staatsrechts. Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind nicht gering, und in dem verflossenen Vierteljahrhundert wurde erst der Anfang dazu gemacht; es gilt, das Staatsrecht aus den griechischen Begriffen heraus zu konstruieren und dabei der Vielfältigkeit des Staatslebens gerecht zu werden, gegenüber welcher die Rekonstruktion des römischen Staatsrechts den Vorteil der einheitlichen Betrachtung für sich hatte. Wie wenig damit getan ist, die Kategorien des römischen Staatsrechts auf das griechische Gebiet zu übertragen, zeigte der erste Versuch einer staatsrechtlichen Auffassung, an dem sich Gustav Gilbert (Beiträge zur inneren Geschichte Athens 1877) wagte und der deswegen notwendigerweise scheitern mußte.

sich ebenfalls vielfach mit dem öffentlichen Recht berühren, hinzu, so kann man sagen, daß es kaum auf einem zweiten Gebiet eine ähnliche Fülle von Hilfsmitteln gibt, die nicht bloß den Anfänger in daselbe einführen, sondern auch dem Fachmann in strittigen Fragen die Bildung des Urteils erleichtern.


Bevor ich in die Einzelbetrachtung eintrete, möchte ich hervorheben, daß die Grundlage für eine breitere Betrachtung des griechischen Staatslebens die wichtigen Forschungen über die Natur des älteren griechischen Staats bilden, wie wir sie vorzüglich Ed. Meyer (Forsch. z. alten Gesch. I. II, G. d. A. II) verdanken; durch ihn sind Probleme, die früher Emil Kuhn (Entstehung der Städte der Alten 1878) untersucht hatte, in den großen historischen Zusammenhang eingereiht worden. Entgegen der früheren, wesentlich auf Aristoteles' Konstruktion sich stützenden Ansicht hat Meyer darauf hingewiesen, daß zu Beginn seiner Geschichte das griechische Volk in lockere Gruppen (kleinere Stammeinheiten) zerfiel, in welche sich die ursprünglich größeren Stämme aufgelöst hatten; innerhalb derselben waren alle Freien rechtlich gleich. Die Anfänge des Adels fallen in sehr frühe, wohl schon mykenische Zeit. Die älteste Gliederung der griechischen Nationalität, erwachsen aus den Tisch- und Zeitgenossenschaften, war die Bruderschaft, die auf der Idee der Blutverbrüderung beruhte; das Geschlecht ist viel später entstanden (vgl. unten), die Phylen waren nichts anderes als Ver-

von Issa nach Korkyra melaina, welche einen klaren Einblick in die Zuweisung des okkupierten Landes an die Kolonisten gewährt und den Grundsatz der Unveräußerlichkeit des προσώπου τῆς πόλεως (wenigstens eines Teiles desselben) aufstellt.

unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit ihres Gemeinwesens in Athen einzubürgern, was Szanto passend als „einsitzige Iso-
politie“ bezeichnet hat. Dagegen stehen in der Frage nach dem
Alter der vorkleisthenischen Phylen die Ansichten einander noch
immer schroff gegenüber, vielleicht aus dem Grunde, daß man erst
in der letzten Zeit dazu gelangte, das Problem der griechischen
Phylen im Gesamtzusammenhang zu untersuchen. Ein bedeutender
Fortschritt der Erkenntnis, hauptsächlich von Ed. Meyer betont, be-
stand darin, daß die Phylen keine ursprünglichen Volksabteilungen,
sondern späterer Entstehung sind, sowie daß sie das Gesamtvolk,
mit bloß die Adeligen, umfassen; daher kommen v. Wilamowitz
und Szanto zu dem richtigen Schluß, daß die Phylen in Athen
erst mit der Bildung des Gesamtstaats eingerichtet wurden. Dieser
Erkenntnis gegenüber kann die andere, von Busolt und De Sanctis
vertretene Meinung, daß die attischen Phylen etwas ursprüngliches
gewesen seien, nach Busolt die gentilizische Gliederung der „Ja-
tones“, sich nicht behaupten. Allerdings gehen die erstgenannten
Forscher in ihren Anschauungen auseinander; während v. Wilamow-
itz glaubt, daß die Phylen aus Milet entlehnt wurden, verfehlt
Szanto die auf breiteres Material sich gründende und darum
wahrscheinlichere Anschauung, daß sie in Athen selbst zuerst er-
richtet und von da nach auswärts verpflanzt wurden. Dafs die
Namen der altattischen Phylen mit Götternamen zusammengingen,
ist eine schöne Vermutung Toepffers (Pauly-Wiss. u. „Aigikoreis“),
die durch eine ähnliche Erscheinung in Tegea (Sohmse, Rh. Mus.
LIII, 1898) eine Stütze erhält. Gleichwie bei den Phylen so ist
es auch bei den „Geschlechtern“ die nicht bloß auf Athen sich
beschränkende Forschung gewesen, welche einen Fortschritt an-
bahnte und zu dem Ergebnis kam, daß die Geschlechter eben-
falls nicht ursprünglich, sondern ein späteres Produkt der Adels-
zeit seien. Ed. Meyer, dem diese Einsicht verdankt wird, hat
allerdings nach einer anderen Richtung hin die Sache nicht richtig
aufgefaßt, indem er die Ansicht aufstellte, daß die gesamte Be-
völkerung in die „Geschlechter“ eingereiht wurde, welche An-
schauung dann M. Wilbrandt (Philol. Suppl. VII, 1899) in Zu-
sammenhang mit eigentümlichen Annahmen über das attische
Güterrecht vor Solon eingehend zu begründen versuchte. Viel-
mehr sind die Geschlechter als ein spezielles Distinktiv der
griechischen und damit auch der attischen Adeligen zu betrachten.
Diese Erkenntnis verdanken wir Dittenberger (Herm. XX, 1885)
und Toepffer (Att. Geneal. 1889), die zugleich, besonders der
erstere, die rechtliche Grundlage des Geschlechts dahin auf-
gab darüber Haussoulier 1884, die neueste und beste Darstellung stammt von V. v. Schöffer (Pauly-Wiss., R.-E. IX Halbb. 1903); Milchhöfer hat (a. O.) den Versuch zu einer vergleichenden Statistik der Demen gemacht. Von Wichtigkeit für die Demen, besonders deren finanzielle Verwaltung und die Rechenschaftsablage der Beamten, ist die neue Vergleichung und Ergänzung der Inschrift IG. II 1, 571 (Dekret wahrscheinlich von Halai) durch Wilhelm (Bull. hell. XXV. 1900). Für die Geschichte und Bildung der nachkleisthenischen Philen, die zuerst Dittenberger (Herm. IX. 1875) behandelte, haben wir durch neue Urkunden, besonders durch IG. II 5, 385, eine feste Grundlage erhalten. Es war hier Belochs Verdienst (Jahrb. f. Philol. CXIX. 1884), zuerst aus den Archontenlisten erkannt zu haben, daß die Antigonis und die Demetrias nicht, wie man früher glaubte, im chremonideischen Kriege abgeschafft wurden. Die zitierte Inschrift zeigte nun, daß die Ptolemais begründet wurde und trotzdem die beiden genannten Philen bestehen blieben, so daß zu einer bestimmten Zeit (229/8—200) in Athen 13 Philen existierten (in diese Zeit gehört IG. II 5, 385). Mit größter Wahrscheinlichkeit hat dann Bates (Cornell Stud. in class. Phil. VIII, 1898) die Geschichte dieser Philen dahin rekonstruiert, daß die Errichtung der Antigonis und der Demetrias zu Ende 308/7 be- schlossen wurde und ihre Abschaffung im Jahre 200 erfolgte; die Ptolemais wurde 229/8 errichtet (wogegen Beloch, Beitr. z. alten Gesch. I, ihre Errichtung in 225/4 versetzt), die Attalis im Jahre 200, die Hadrianis im Jahre 125 n. Chr. Bezüglich der Zuweisung der Demen an die neuen Philen hat ebenfalls Bates nachgewiesen, daß von den bestehenden Philen je ein Demos für die neuen Philen abgetrennt ward, daß aber die praktischen Verhältnisse eine reine Durchführung dieses Prinzips nicht immer ermöglichten. — Auch den anderen Klassen der attischen Be- völkerung hat die Forschung ihre Aufmerksamkeit zugewandt, besonders den Metöken. Nachdem schon H. Schenkl (Wien. Stud. II. 1880) und Thummer (ebenda VII, 1885) es versucht hatten, ihre rechtliche Stellung zu ergründen, wurde dann durch Wilamowitz (Herm. XXII, 1887) eine entschiedene Förde- rung des Problems bewirkt; eine zusammenfassende Behandlung des Themas gab Clerc 1893. Vor allem ist man dazu gelangt, den wichtigen Unterschied zwischen Metöken und ξήρατ (d. h. den Angehörigen einer Stadt, mit welcher Athen ξενοθεία abgeschlossen hatte) zu statuieren. Dafs der Stand der Metöken aus der Klientel hervorging, ist eine richtige Beobachtung von
eingesetzt wurden, ist kaum zu bestimmen. Dafs aristoteles die Kreierung der thesmothetem mit dem einjährigen archontate verbindet, ist grundlos, obwohl diese ansicht von busolt verteidigt wurde, der annimmt, dafs die thesmothetem um die mitte des siebenten jahrhunderts eingesetzt wurden und ihre hauptaufgabe schon vor drakon war, die rechtssatzungen schriftlich aufzuzeichnen, was eine schwächung der adelsherrschaft bedeutete. Jedesfalls war die rechtsprechung von anfang ihre wichtigste funktion (wilamowitz i 218), während die drei übrigen oberbeamten, speziell der archon, die verwaltung des staates in ihren händen hatten (thuk. i 126; aristot. c. 13, 2), daneben aber als einzelrichter fungierten; gegen ihre rechtsprechung und diejenige der thesmothetem gab es keine appellation. Eine weitere streitfrage ist, ob die nachricht des aristoteles c. 8, 1 richtig ist, dafs solon für die Wahl der beamten ein Verfahren einführte, wonach speziell für die archonten jede phyle zehn kandidaten durch Wahl bestimmte, aus welchen dann die neun archonten ausgelost wurden. Auch diese meldung kann nur als kombination angesehen werden. Vielmehr weisen die geschichtlichen vorgänge, dafs vor kleisthenes die archonten jedesfalls gewählt wurden (busolt 2 ii 276); wie es mit den übrigen beamten früher gehalten wurde, ist nicht sicher zu entscheiden, doch mit rücksicht auf das von aristoteles angeführte gesetz über die schatzmeister loswahl, vielleicht ein kombiniertes verfahren wahrscheinlich, und letzteres mag auch kleisthenes für den von ihm geschaffenen rat akzeptiert haben (busolt 2 ii 431). Für den archontat erfolgte die einführung des gemischten verfahrens erst im Jahre 487/6 (aristot. c. 22, 5); wann die vorwahl beseitigt ward und an deren Stelle die im 4. jahrhundert übliche besetzung sämtlicher ämter, mit Ausnahme der militärischen, durch einfache oder doppelte losung trat, ist nicht überliefert; busolts Vermutung (III 293), dafs es durch Ephialtes' reform geschah, hat die Tatsache gegen sich, dafs noch 157/6 die vorwahl zu den archonten bestand (arist. c. 26, 2). Für eine gewisse Anzahl von ämtern fand anfangs eine Erlösung durch die demoten statt (arist. 62, 1); doch wurde den demen später dieses vorrecht im allgemeinen entzogen und nur für die Ratsherren und die Werftwächter gelassen. seit der abschaffung der vorwahl erfolgte die losung aus den sich meldenden kandidaten. In diesen Sätzen sind zum größten Teil busolts ansichten wiedergegeben, der die sache am meisten gefördert hat. Nachdem man öfter den Charakter der loswahl zu bestimmen suchte, ohne sich von der äußerlichkeit, ob das los aristokratische
Frist Klagen gegen die Beamten entgegen, prüften sie und gaben sie eventuell an die Thesmotheten weiter. Bei der Iterierung des Amts war die Rechenschaft offenbar suspendiert und wurde wohl erst dann durchgeführt, wenn der Beamte nicht mehr gewählt ward. Die Epicheiriontonie der Beamten hat Wilamowitz (1880) für die Zeit vor dem 4. Jahrhundert geleugnet, aber dies später (Ar. und Athen II) widerrufen; doch ist noch immer ein wesentlicher Unterschied zu konstatieren, da die Epicheiriontonie in früherer Zeit die Absetzung bedeutete und keine gerichtliche Verhandlung zur Folge hatte, wie dies zu Aristoteles' Zeit der Fall war (c. 61, 2), wo sie den Charakter einer Suspension hatte (vgl. Swoboda, Herrn. XXVIII. 1893, und Busolt, GG. III 2, 1903). Das die Euthyne der Strategen von besonderer Form war, erkannte schon Wilamowitz (1880); durch Aristoteles c. 59, 2 ist dieselbe dahin festgestellt, daß die Rechenschaft der Strategen unmittelbar von den Thesmotheten an das Geschworenengericht gebracht ward. Auch über die Besoldung der Beamten gibt Aristoteles c. 32, 2 Aufschluß; im 5. Jahrhundert waren viel mehr besoldete Beamte, doch ist Aristoteles' Angabe (c. 24), daß es damals 20 000 Soldempfänger in Athen gegeben habe, wie zuerst Köhler (S.-Ber. Berl. Ak. 1892) erkannte, eine tendenziöse Überreibung und trotz der Verteidigung, welche Wilamowitz versuchte, nicht aufrechtzuhalten. Die Bedeutung der Soldwesens für die attische Demokratie hat am besten Ed. Meyer (G. d. A. III) gewürdigt; daß dessen Einführung mit der Reform des Ephialtes zusammenhing, erkannte Busolt (GG. III 1).

Auch für die Volksversammlung erscheint wieder eine Meldung des Aristoteles (c. 43) als grundlegend, da sie nähere Bestimmungen über die Tagesordnung der vier Volksversammlungen jeder Prytanie bietet und eine Tatsache bestätigt, die schon früher A. Reusch (Dissert. Argentor. III, 1880) nach den Inschriften festgestellt hatte: das durchaus nicht immer die erste Volksversammlung der Prytanie die Bezeichnung zwopia führte, wie man auf Grundlage der unrichtigen Meldung bei Pollux VIII 95 annahm. Dafs die Nachricht über die Tagesordnung der Volksversammlungen dahin zu verstehen sei, das die von Aristoteles aufgezählten Gegenstände nur in erster Linie auf die Tagesordnung gesetzt wurden und noch über anderes verhandelt werden konnte, lehren, wie schon Reusch ausgeführt hat, die Urkunden; aus ihnen geht noch hervor, das im allgemeinen keine bestimmten Tage für die Volksversammlungen fixiert waren, sondern deren Bestimmung dem Ermessen der

Kroll, Die Altertumswissenschaft.

Nicht minder erfolgreich war die Forschung, was den Rat anlangt. Dafs die Zusammensetzung des Rates mit Berücksichtigung der Deme erfolgte, erkannte bereits Hauvette (Bull. hell. V. 1881); die Tatsache wurde durch Aristoteles c. 62, 1 bestätigt. Dagegen erweist die Inschrift IG. I, 1888, dafs dessen Nachricht (c. 43, 2), die ersten vier Prytanien des Jahres hatten 36 Tage, die anderen 35 Tage gezählt, für das fünfte Jahrhundert nicht gilt (B. Keil, Herm. XXIX, 1891); vielmehr scheint Kleisthenes 10 Prytanien zu 36 Tagen eingerichtet zu haben. Aber auch für das vierte Jahrhundert trifft diese Ordnung nicht zu, wie die von Ad. Schmidt (Handb. d. griech. Chronol. 1888) gesammelten Belege zeigen. Was das Präsidium anlangt, so hat Hartel darauf hingewiesen, dafs die Proedren zur Leitung der Volksversammlungen seit 378/7 nachweisbar sind; Kölders Schlufs (Ath. Mitt. V. 1886) aus der Urkunde IG. II 737, dafs der gesamte Wirkungskreis der Epistaten der Prytanen auf die Epistaten der Proedren überging (den schon Dittenberger beanstandete, Syll. 3, 181) ist durch Aristot. c. II, 1—3 vollends widerlegt worden. Die Sitzordnung des Rates, wie sie Philochoros Fgm. 149 bezeugt, hat G. Gilbert (Beitr. 1877) überzeugend dahin erklärt, dafs seit 410 die Ratsherren einer Phyle beisammensassen. Die Lehre von dem Schreiber des Rates, mit welcher sich früher Hille (Leipzig. St. 1, 1878), C. Schäfer (Greifsw. Diss. 1878) und Wilamowitz (Herm. XIV, 1879) befafsten, ist durch Aristoteles c. 54, 3, 1 auf eine neue Grundlage gestellt worden, welche Penndorf (Leipzig. St. XVIII, 1897) formuliert hat; es stellte sich heraus, dafs von den Früheren nicht die von den meisten bevorzugten Aufstellungen Schäfers, sondern diejenigen Hilles der Wahrheit nähergekommen waren. Wir wissen jetzt, dafs der nach Prytanien wechselnde und daher „Prytanienschreiber“ genannte Sekretär, welcher stets den wichtigsten Platz einnahm, anfangs gewählt wurde und Rats-
mitglied war. Durch die Änderung in den Jahren zwischen 368—363 wurde er jährig, behielt aber seinen Namen; seitdem wurde er erlost und war gleich den beiden folgenden nicht mehr Bulent. Er blieb bis in die Kaiserzeit bestehen. Wahrscheinlich seit 368—363 trat ihm ein nach Prytanien wechselnder „Rats-

schreiber“ an die Seite, den Aristoteles nicht erwähnt; dann gab es noch einen jährigen Schreiber ἐκ τοις νόμοις und einen Sekretär zum Vorlesen der Aktenstücke. Wie Ferguson (Cornell Stud. VII, 1898) gesehen hat, wurde von 352/1 ab durch zwei Jahrhunderte der Prytanischreiber Jahr für Jahr nach der offiziellen Reihenfolge der Phylen erlost; doch hat Beloch (Beitr. z. alten Gesch. II, 1902) darauf aufmerksam gemacht, daß im dritten Jahrhundert viele Störungen dieser Ordnung vorkamen. Um vieles klarer ist man über die Rolle des Rates geworden; was aus Inschriften zu folgern ist, stellte V. Heydemann (Dissert. Arg. IV, 1880) zusammen, seitdem hat auch Aristoteles' Darstellung c. 43 weitergeholfen. Wichtige Beobachtungen ver
danken wir bereits Hartel (1877) durch die schon berührte Er-

kenntnis von der doppelten Art des Probuleuma und die weitere, daß das Recht, im Rate Anträge einzubringen, nur dessen Mitgliedern zustand. Die Mitwirkung des Rates an der Gesetzgebung wurde schon berührt; auf seinen Anteil an der Festsetzung des Bundestributs kam ich später. Wir besitzen eine urkundliche Festsetzung der Kompetenzen des Rates IG. I 57, zweifelhaft, ob aus Ephialtes' Zeit oder später, leider ver-

stimmelt, die durch Gantzer gute Erläuterung fand. Durch sie und besonders durch Aristoteles hat sich die Stellung des Rates als Mittelpunkt der Verwaltung klar herausgestellt: er hatte die Oberaufsicht über die Beamten und speziell über die Finanz-

verwaltung (vgl. bes. Wilamowitz II), die Teilnahme an der Rechenschaft durch die monatliche Prüfung der Rechnungen seithin seiner Logistenkommission und dadurch, daß die Eu-

thynen Ratsmitglieder waren, die Dokimasia nicht nur der neuen Buleuten, sondern auch der Kavallerie, der Epheben, der ἀδείατοι und die Aufsicht über die Flotte und die Bauten; für diese Kompetenz kommt jetzt ebenfalls die Inschrift Journ. des Sav. 1902 in Betracht. Zur Zeit des Aristoteles ist die Straf-
gewalt des Rates beschränkt und seine Vorerkenntnisse bedürfen der Bestätigung durch ein Gericht. Dafs sie früher viel aus
gedehnter war und der Rat auch die Todesstrafe verhängen konnte, geht aus Aristot. c. 45 hervor; doch ist der Zeitpunkt, wann sein Strafrecht eingeschränkt wurde, kontrovers. Während
Wilamowitz den Rat in dieser Hinsicht als Erben des Areopags ansieht und die Reform in die Zeit zwischen 386—352 setzt, halte ich (Herm. XXVIII, 1893) die Nachricht des Aristoteles über Lysimachos für eine ätiologische Anekdoten ohne Wert und setze die Einschränkung in frühere Zeit (so auch Gantzer und Ed. Meyer).

Was die einzelnen attischen Behörden anlangt, so sind natürlich die Funktionen des Archontats durch Aristot. c. 56 ff. im einzelnen besser präzisiert worden, wenn auch gerade diese Partie durchaus nicht als erschöpfend angesehen werden kann; danach haben besonders Lipsius und Wilamowitz sie umgeschrieben. Dafs der Archontat ursprünglich die wichtigste Behörde des attischen Staates war, aber durch die Umgestaltung zu einem Losamt im Jahre 487/6 (Aristot. 22, 5) jeder politischen Bedeutung entkleidet wurde, hat Ed. Meyer (G. d. A. III) mit vollem Recht hervorgehoben. Die Bemerkung des Aristoteles (c. 22, 2), dafs der Polemarch zur Zeit der Marathonschlacht noch den Oberbefehl des Heeres führte, ist mit Herodots Darstellung nicht zu vereinbaren und zum mindesten ungenau; wahrscheinlich wurden seine Befugnisse mit der Einsetzung des Strategenkollegiums vermindert. Doch ist Herodots Angabe (VI 109), der Polemarch sei damals schon erlost worden, endgültig als irrig erwiesen. Von den übrigen Magistraten haben sich die Strategen mit Rücksicht auf die politische Wichtigkeit des Amtes einer besonderen Bevorzugung seitens der Forschung erfreut; eine zusammenfassende, heute schon überholte Behandlung gab Hauvette 1885. Besonders Beloch (Att. Politik 1884) wollte in ihnen die eigentliche Regierung des attischen Staates im fünften Jahrhundert sehen; eine Ansicht, die entschieden zu weit geht. Die Einsetzung der Behörde, die manche (Ed. Meyer, De Sanctis) für älter halten, fällt nach der chronikalischen Nachricht des Aristoteles (c. 22, 2) wohl in das Jahr 502/1; ihre Umgestaltung aus dem Kommando der Taxeis zu dem eigentlichen Feldherrenamt setzte Wilamowitz (Kydathen 1880) in die Zeit nach 460, doch ist sie entschieden höher hinaufzurücken. Viel verhandelt wurde die Frage nach der Wahl der Strategen, die mit der anderen nach dem Vorsitz des Kollegiums innig zusammenhängt. Aus den Inschriften ist zu erschen, dafs bei derselben eine Berücksichtigung der Phylen eintrat, in einer Reihe von Fällen aber zwei Strategen eines Jahres derselben Phyle angehörten. Daraufhin hat J. G. Droysen (Herm IX. 1874) zuerst die Ansicht aufgestellt, dafs das Volk nicht aus jeder Phyle,
und die Atelie durch Thunser's Dissertation (1880) eine erschöpfende Darstellung erfahren; dann wurde seit Dittenbergers Anregung (Rudolstadt'ser Programm 1872) die rechtliche Bedeutung der Antidosis eifrig erörtert. Für Dittenbergers Ansicht, daß die Antidosis nur eine gerichtliche Formalität gewesen sei und es zu keinem wirklichen Vermögenstausch kam, sind M. Fränkel (Herm. XVIII, 1883 und in der Neubearbeitung Böckhs) und Blaschke (De antidosi 1876) eingetreten, während Thalheim (Jahrb. f. Phil. CXV, 1877) der Urheber einer vermittelnden Ansicht ist, der sich auch Lipsius anschloß und welche am wahrscheinlichsten ist: auf die Provokation hin konnte die Übernahme der Leistung seitens des Provozierten oder ein freiwilliger Tausch des Vermögens erfolgen; wenn der Provozierte es auf eine gerichtliche Verhandlung ankommen ließ, so ging der Richterspruch nicht auf den Tausch, sondern nur auf die Leistung.

Auch das letzte Kapitel der attischen Staatsaltertümer, die Gerichtsverfassung und besonders die Organisation der Volksgerichte, erfreute sich eingehender Berücksichtigung. Ihr widmete M. Fränkel 1877 ein Buch (Die attischen Geschworenengerichte), dessen Ergebnisse heutzutage wohl alle als widerlegt angesehen werden können. So vor allem seine Ansicht, daß es in Athen nicht 6000 Geschworene (wie Aristoph. Vesp. 660 ff. sagt) gegeben habe und zur Zeit des Aristophanes die Zahl der Heliasten nicht fest abgegrenzt war, vielmehr jeder Athener über 30 Jahre sich bei der Behörde zu melden hatte, um in die Geschworenennliste eingetragen zu werden. Lipsius erhob sogleich (Att. Proz. 2) gegen Widerspruch (ebenso R. Schöll 1887) und wollte die Zahl 6000 wenigstens zeitweise festgehalten wissen, wenn sie auch seit der sizilischen Katastrophe nicht mehr erreicht worden sei. Da bezeugte Aristoteles' Politie (c. 24, 3) für die perikleische Zeit die Zahl von 6000 Geschworenen, worauf Lipsius (S.-Ber. sächs. Ges. 1891) seine einschränkende Ansicht zurücknahm. Die Organisation der Geschworenengerichte wurde von verschiedenen Seiten erforscht, so besonders von Teusch (De sortitione iudicum, Götting. 1894), Bruck (Philol. LII, 1893, LIV, 1895) und Lipsius (GA. I). Im 5. Jahrhundert wurden die Geschworenen nach Phylen erlost (1G. I Suppl. 35 b, z. 11); ob sie von den Demen präsentiert wurden (Lipsius, Teusch), erscheint als zweifelhaft. Über die Bildung der Geschworenengerichte im 5. Jahrhundert wissen wir nichts, nur daß die einzelnen Gerichtsvorstände bleibende Lokale hatten und ihnen im voraus bestimmte Kollegien
zugewiesen wurden. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts waren Richter alle diejenigen, welche sich meldeten; das damals eingeführte Verfahren für die Bildung der Gerichtshöfe hat um die Mitte desselben Jahrhunderts nicht mehr bestanden, und auch in Aristoteles' Zeit ist dasselbe wieder anders geregelt, was in dem letzten, stark verstümmelten Teile der Politie (c. 63 ff.) ausführlich geschildert wird. Den Namen der ἴλουαία wollte Wilamowitz (Kydathe 1880) auf das Amtslokal der Thesmotheten deuten, wurde aber durch Lipsius widerlegt, der nachwies, daß diese Bezeichnung sich nicht bloß auf den Ort, sondern auch auf die Richter, zunächst auf diejenigen des ἴλουαία genannten Gerichtshofs, dann allgemein bezog; Ed. Meyer liess seine Behauptung, der Name sei aus Argos nach Athen übertragen worden, später fallen (G. d. A. II). Von großer Wichtigkeit ist der durch Aristoteles c. 9 angebahnte Fortschritt in der Geschichte der attischen Volksgerichtsbarkeit, da durch dessen Nachricht die Ansicht Grotes, welche noch Fränkel verteidigte, die Errichtung der Volksgerichte falle erst in die perikleische Zeit, endgültig widerlegt und ihre Einsetzung durch Solon als Appellationsinstanz von dem Urteil der Einzelrichter, wie es seinerzeit C. F. Hermann und Schömann vermutet hatten, bestätigt wird. Durch Aristoteles (besonders c. 53) wurde auch unsere Kenntnis der Geschichte und Organisation der Demenrichter bereichert und sind die von Lipsius (Att. Proz.) in dieser Hinsicht schon früher ausgesprochenen Ansichten bestätigt worden. Ganz neu ist, was Aristoteles c. 53, 4 über die Bestellung der Diäteten dahin berichtet, daß sämtliche Bürger, die im sechzigsten Lebensjahr standen, als solche Schiedsrichter zu fungieren hatten.

geführt wurde, den das Vertrauen des Volkes zu diesem Posten
designierte; daneben bot noch die Bekleidung der Strategie die
Möglichkeit, auf die Regierung Einfluß zu gewinnen. In dieser
Weise haben Themistokles und Perikles den attischen Staat ge-
lenkt; seit dem Sturz und Tode des letzteren hat Athen bis auf
Eubulos keine einheitliche Leitung mehr besessen, wenn auch
eine Zeitlang Kleon und Alkibiades eine ähnliche Stellung inne-
hatten wie er. Grobes Verdienst um unser Urteil über die
attische Demokratie hat die historische Forschung, besonders
durch Beloch und Ed. Meyer. Wie sehr sich die Ansichten ge-
ändert haben, zeigt ein Vergleich mit der idealisierenden Auf-
fassung Grotes; freilich hatte nicht bloß die gelehrte Arbeit
daran Anteil, sondern ebenso die Wandlung in den politischen
Maßstäben, wie sie die Folge der neuen, seit 1870 anhebenden
politischen Entwicklung und der sozialpolitischen Auffassung der
Gegenwart war. Die historische Betrachtung ist da die not-
wendige Ergänzung und der Hintergrund für die antiquarisch-
staatsrechtliche Einzelarbeit.

Gegenüber Athen ist Sparta sehr im Hintertreffen geblieben,
wie auch dieser Staat an der Vermehrung der monumentalen
Überlieferung vielleicht am wenigsten Anteil hatte. Der Fort-
schritt für Sparta liegt auf dem Gebiet der Verfassungsgeschichte
und knüpft da besonders an die in vielen zusammen treffenden
Forschungen von Wilamowitz (Homer. Unters. 1884) und Ed.
Meyer (Rh. Mus. XLI, 1886, XLII, 1887 = Forsch. I, 1892) über
Lykurg und die lykurgische Staatsordnung an. Durch sie ist
der späte Ursprung der Lykurglegende im vierten Jahrhundert
bewiesen worden, woran sich die Folgerung anreihte, daß es nie
eine lykurgische Gesetzgebung gegeben habe, die spartanische
Verfassung vielmehr das Ergebnis eines längeren geschichtlichen
Prozesses ist. Ed. Meyer (G. d. A. II) sieht mit Triebel in
einem guten Teil der spartanischen Ordnungen die Reste der
primitiven Ordnung der Griechen überhaupt; Pöhlmann (Gesch.
des antiken Kommunismus I) erklärt sie für den Typus des
Kriegerstaats. In der wichtigen Frage nach dem Ursprung des
Ephorats hat Ed. Meyer gewiß damit recht, daß er diesen
Magistrat für sehr alt ansieht und die Behauptung von dessen
jungem Ursprung als Produkt einer bestimmten Tendenz auf-
faßt; dagegen nimmt Wilamowitz an, daß um die Mitte des
8. Jahrhunderts in Sparta durch einen bestimmten Akt eine
Auseinandersetzung zwischen dem König und der Adelskaste
stattfand, durch welche der Übergang der Staats souveränität auf

Obwohl das Gesetz von Gortyn selbst wenig für das öffentliche Recht enthält, so gab dessen Auffindung doch den Anstoß, die Staatsaltertümer Kretas neu zu behandeln, was im Jahre 1893 gleichzeitig durch Cicotti (in: Studi e documenti di storia e diritto XII. XIII, mir unzugänglich) und A. Semenoff (Antiquitates iuris publici Cretensium) geschah. Besonders war man
(natürlich auch die Erklärer des Gesetzes) bestrebt, die literarischen Nachrichten über die Bevölkerungsklassen Kretas mit dem, was das Gesetz darüber brachte, auszugleichen; doch ist man noch zu keiner Übereinstimmung weder über die Qualität der Φουζές, welche eine bevorzugte Rechtsstellung innehatten, noch darüber gekommen, ob es Periöken (in spartanischem Sinn) in Kreta gegeben hat. Dafs als δυκάτοι die Minderjährigen, als τρίνυτοι die Volljährigen, als δεξιόσελις die Volljährigen, als φωτισταί die Volljährigen, als Κελάιοι die Minderjährigen bezeichnet wurden, steht sicher. Ebenso existiert noch eine Differenz über die Gliederung des Volkes; ob die Hetairien den attischen Phratrien gleichzustellen sind (so Zitelmann), und ob, wie Szanto glaubt, nur die drei dorischen Phylen in Kreta existierten, weigern Lipsius und De Sanctis (Amer. Journ. of Arch., N. S. V. 1904) meinen, daß die in den Präskripten der Urkunden mit den Kosmien auftretenden Bezeichnungen (Aithaleis, Echinoreis usw.) ebenfalls Phylen bedeuten. Die ηξιοκτοι werden gewöhnlich als Geschlechter („Adelssippen“) angesehen (so Lipsius, Busolt; De Sanctis hält sie wenig wahrscheinlich für Kollegien. Außerdem wies ich nach (Gr. Volksbeschl. 1890), daß die geringe Macht der Ekklesie in Kreta in früherer Zeit, welche Aristoteles behauptet (Pol. 1272*), durch die Urkunden nicht bestätigt wird (dazu Am. Journ. of Arch. N. S. I 195), und daß die Umwandlung der Aristokratie zur Demokratie nicht um das Jahr 200 fällt, wie Höck annahm, sondern um 300.


Kroll, Die Altertumswissenschaft. 18
Griechische Staatsaltertümer.


Auch die Kenntnis des zweiten attischen Seebundes, dem Busolt 1874 ein Buch widmete, hat seitdem große Fortschritte
gemacht. Während man früher fast nur auf die Inschrift IG. II 17 angewiesen war, kam eine Fülle von Urkunden dazu, die eine feste Grundlage für die Kenntnis der Organisation schufen: die Inschriften über Chios (IG. II 15), Chalkis (II 17b), Methymna (II 5. 18b), Korkyra (II 49b), nutzbar gemacht durch Foucart, Bull. hell. XIII, 1889), Keos (II 5. 54b). Allerdings, was in den siebzigern und achtzigern Jahren auf diesem Gebiet produziert wurde, wie die Dissertation von E. Lenz über das Bundessynedrion (1880) und Höcks Abhandlung (Jahrb. f. Phil. c. XXVII, 1883), kann heute als überwunden gelten. Eine wichtige Förderung bedeutete die Prüfung des Verzeichnisses der Bundesgenossen auf IG. II 17 durch E. Fabricius (Rh. Mus. XLVI, 1891), allerdings mehr für die Geschichte des Bundes. Zuletzt wurden die auf dessen Organisation sich beziehenden Probleme von Szanto (Ath. Mitt. XVI, 1891), mir (Rh. Mus. XLIX, 1894) und Lipsius (S.-Ber. sächs. Ges. L, 1898) geprüft, wozu noch Ed. Meyers Bemerkungen (G. d. A. V, 1902) hinzukommen. Der Bund beruhte auf Einzelverträgen der zutretenden Staaten mit Athen, für welche das Prinzip der Epimachie maßgebend war; doch hat Lipsius mit seiner Annahme gewißs recht, daß die Grundlage des Bundes zwischen Athen und dessen ältesten Bundesgenossen vereinbart wurde. Als maßgebender Ausdruck des neuen Bundesrechts galt der von Athen kurz vor der Bildung der Symmachie abgeschlossene Vertrag mit Chios. Als sicher darf gelten, daß Athen im Synedrion keine Vertreter hatte. Bei der Aufnahme neuer Mitglieder wurde nach meiner Ansicht zuerst ein Vertrag zwischen der betreffenden Stadt und Athen abgeschlossen, dann ein Votum des Synedrions eingeholt und endlich der Sondervertrag von dem attischen Demos genehmigt; dagegen ist nach Lipsius von einer Mitwirkung des Synedrions abzusehen. Das Synedrion hatte in Bundesangelegenheiten eine mit dem attischen Rate konkurrierende und ihm gleichartige Kompetenz; es konnte an die attische Ekklesie Anträge richten, doch nur durch das Medium des Rates. Was die Beiträge der Bundesgenossen anlangt, so hat Panske (Stud. f. Lipsius, 1894) gezeigt, daß deren Höhe zwischen Athen und den Bündnern vereinbart ward, die Einhebung und Verwendung aber durch Beschlüsse des Synedrions bestimmt wurden. Das Gerichtswesen hat besonders Lipsius aufgeklärt: Bundesgericht gab es keines; die Jurisdiktion der mit Waffengewalt unterworfenen Bundesstädte wurde so weit beschränkt, daß vom Urteilsprüfung ihrer Gerichte Appellation nach Athen gestattet war; sonst scheint den Bündnern kein Gerichts-


Auf die landschaftlichen Staatenvereine (Stammbünde) lenkte zuerst W. Vischer (Kl. Schr. I) die Aufmerksamkeit; eine gute Übersicht nach dem neueren Material gibt Busolt (Gr. Staatsaltert. 2). Dafs der Ursprung des thessalischen Gesamtstaates und einer Gesammtageia sehr spät und die Überlieferung bei Aristoteles (Fgm. 497, 498 R. 2) über die Gliederung des Landes durch Aleuas den Rotschopf nur eine Spiegelung der späteren Verhältnisse ist, erkannte Hiller v. Gärtringen (Aus der Anomia, 1890); anderseits hat Gilbert (Gr. Staatsalt. II) das Verdienst, ge-

Die späteren Bünde, der achäische und der ätolische Bund, haben die Aufmerksamkeit schon lange auf sich gezogen, nicht zum mindesten deswegen, weil sie noch am ehesten mit den modernen Bundesstaaten zu vergleichen sind; mehr als für andere Staaten hat man auch für sie die Münzen herausgezogen, so R. Weil diejenigen des Achäerbundes (Berl. Zeitschr. f. Numism. IX, 1882). M. Dubois hat der Geschichte und der Verfassungseinrichtungen beider Bünde ein Buch gewidmet (1885); ohne ungerecht zu sein, kann man sagen, daß die Einsicht in deren staatsrechtliche Grundlagen viel weniger ihm verdankt wird als den Erörterungen Szantos (Gr. Bürgerrecht 1892) über die Natur der Sympolitie. Szanto hat nachgewiesen, daß der achäische Bund das bedeutendste Beispiel einer bundesstaatlichen


Am wichtigsten ist es, daß in unserem Zeiträume sich Ansatze in der Richtung zeigen, nach welcher sich, wie schon be-
und Begriffe der Griechen über öffentliches und, was damit verbunden ist, privates Recht herauszuarbeiten, wozu nicht bloß die Institutionen selbst, sondern auch das, was die Philosophen, Platon und Aristoteles lehren, herangezogen werden müssen. Eine wichtige Frage, diejenige, wie weit Athen auf die Verfassungen und das Recht der griechischen Städte Einfluß genommen hat, ist kaum noch anerkannt.

nicht im Gesetz begründet, kam aber faktisch öfter vor. Von einer Polygamie kann rechtlich nicht gesprochen werden, denn wenn auch der König Nebenfrauen hatte, so gab es doch nur eine Königin. Wichtig sind die an den römischen Prinzipateninnernden Fälle der Mitregentschaft und Samtherrschaft, welche verschieden abgestuft waren. Bei der Thronbesteigung wurde die Anerkennung seitens der Heeresversammlung eingeholt, wenn dieser Akt auch meist nur formelle Bedeutung hatte. Die Herrscher sind durch bestimmte Insignien ausgezeichnet, sie haben ihre Leibgarde und ein Pagenkorps, bei ihrer \( 

tums ist diejenige von Beloch, Griech. Gesch. III 1. Auf Grund der pergamenischen Urkunden konnte ich zeigen (Rh. Mus. XLVI. 1891), wie die pergamenischen Herrscher durch die von ihnen ernannten Strategen die Volksversammlung leiteten, und wie die königlichen Erlasse mit den Volksbeschlüssen konkurrier ten; eine solche „gemischte“ Regierungsform, wie wir ihr hier begegnen, ist schon vorher in Halikarnass unter Maussollos und unter Dionys von Syrakus vorgekommen, der auch darin ein echter Vorläufer der hellenistischen Fürsten war. Das Verhältnis der freien griechischen Städte zu den Fürsten muss in großem Zusammenhang untersucht werden; ein weiteres Problem ist die rechtliche Stellung und die Verwaltung der von den Herrschern selbst begründeten Städte und der Militärkolonien, welche Frage zuerst, aber nicht einwandfrei G. Radet (De colonis a Macedonibus in Asiam cis Taurum deductis 1892) in Angriff nahm; gegen zu hastige Aufstellungen A. Schultens (Herm. XXXII, 1897) wandte sich mit Recht Ed. Meyer (ebenda XXXIII, 1898).

er hat in einleuchtender Weise die Umwandlung dargelegt, welche die Ekklesie in ihrer Zusammensetzung erfuhr, und daß sie mehr und mehr eine passive Rolle spielte; bei den Wahlen der Beamten beschränkte sich diese auf die Akklamation der von dem Rate präsentierten Kandidaten. Die eigentliche Gewalt konzentrierte sich im Rate, dessen Mitgliedschaft lebenslänglich ward; aber auch dessen Beschlüsse mußten oft dem römischen Prokonsul zur Bestätigung vorgelegt werden. Die weitere Ansicht Lévy’s, daß an der Spitze der Stadtverwaltung ein regierendes Direktorium der höheren Beamten ohne bestimmte administrative Funktionen stand, erscheint ebenso zweifelhaft als die Behauptung Vollgraf’s (in der oben zitierten Arbeit), daß die Bularchen die Vorsitzenden der (nicht bezeugten) Räte der 44 Regionen von Asia waren. Auch die vielverhandelte Frage über Ursprung und Rolle der Gerusia kann noch nicht als gelöst angesehen werden; hoffentlich bringt auch da neues Material Aufklärung. In Liebenam’s Buch (Städteverwaltung im römischen Kaiserreich 1900) findet man eine bequeme Zusammenstellung der Forschungen über die Verwaltung der griechischen Städte in der Kaiserzeit.
Römisches Staatsrecht.
Von Arthur Stein, Prag.

Das römische Staatsrecht als festgefügtes System begründet zu haben, ist das Werk Theodor Mommsens und, wie er selbst erkannt hat, das Hauptwerk seines Lebens. Der kühne Gedanke, aus den zahllosen Splittern der Überlieferung den staatlichen Bau eines Staatsrechts herzustellen, das komplizierte Räderwerk des Staatsmechanismus nicht nur zu erkennen und zu rekonstruieren, sondern auch anschaulich darzustellen, konnte nur von dem gewaltigen, universalen Geiste des verewigten Meisters gefaßt und durchgeführt werden. So war seit mehr als drei Jahrzehnten der Rahmen geschaffen, innerhalb dessen sich dieser Zweig der Altertumswissenschaft weiterentwickeln konnte, eine feste Grundlage für alle folgenden Untersuchungen und damit ein sicherer Ausgangspunkt zu reicher Ausgestaltung und wohl auch zur Berichtigung einzelner Teile dieses bewundernswürdigen Systems geboten, wie sehr auch gleich anfangs viel lautender Widerspruch gegen die neue, geradezu umwälzende Methode erhoben wurde. 1871 war die erste Auflage des ersten Bandes von Mommsens Staatsrecht erschienen und vor Allem dieser Band hat die schöpferische Kraft der neuen Betrachtungsweise sofort schlagend erwiesen. Hier ist zum erstenmal der Versuch unternommen, das Wesen der römischen Magistratur im allgemeinen zu erkennen und auseinanderzusetzen. Zunächst ohne Rücksicht auf die einzelnen Magistrate wird hier die römische Magistratur in ihre konstitutiven Elemente zerlegt, das allen Ämtern Gemeinsame herausgeschält und formuliert; die Grundbegriffe, unter die sich alle einzelnen Ämter und alle speziellen Fälle subsumieren lassen, werden systematisch dargestellt, sozusagen der Geist der römischen Magistratur wird festgehalten und veranschaulicht. Den Historikern, die das sachlich Zusammengehörige auseinanderrissen, um nur den geschichtlichen Zusammenhang nicht zu lockern, die immer nur den je-
Damit war ein gewaltiger Fortschritt erreicht. Wo früher eine Unmengen von Einzeldarstellungen im Leben des römischen Staates bei ihrer verwirrenden Fülle nicht richtig gewürdigt werden konnten, häufig für sich allein, ohne Beziehung zueinander oder zu bestimmten Einrichtungen des Staates betrachtet wurden, da kam nunmehr erhellend und den Weg weisend in dem bisherigen Dunkel die Mommsensche Erkenntnis der allgemeinen Prinzipien, unter die sich die unklaren Einzelheiten einordnen ließen. Mit eindringlicher Schärfe zeigt er dies z. B. in der Erörterung der Unterschiede zwischen dem Amtskreis domini und militiae: die prinzipiellen Verschiedenheiten des Mandierungsrechtes in dem städtischen und in dem Feldherrnlichen Amtsgebiet müssen zuerst im allgemeinen erörtert werden, denn wenn sie auch im einzelnen nach den Geschäftskreisen andere sind und daher bei diesen jeweils untersucht werden müssen, so kann doch erst durch ihre Zusammenfassung der Begriff der Amtsgewalt in diesen seinen beiden großen Gegenständen klar zum Bewußtsein gebracht werden. Durch eine derartige Betrachtungsweise hat er, um nur einige Beispiele zu nennen, die Lehre von den Auspizien, die früher nur in den Mythologien und Religionsgeschichten eine Stelle gefunden hatte, als höchst bedeutsamstes Element der Magistratur für das Staatsrecht gewonnen, das Prinzip der Kollegialität als dasjenige aufgezeigt, das den republikanischen Staatsgedanken am klarsten veranschaulicht, durch die Lehre von der Interzession die würsten und vielfach unverständlichen Verfassungskämpfe erst ins richtige Licht gerückt. Überhaupt konnte eine ganze Reihe von Berichten der alten Historiker über Verfassungsverhältnisse bei den Römern gar nicht verstanden werden ohne den großen Zusammenhang des staatsrechtlichen Systems. Aber gerade die Hauptstätte des Mommsenschen Staatsrechtes, die Benützung, das Wesen der Magistratur durch fortgesetzte Abstraktion erschöpfend darzustellen, immer wieder über die einzelnen Fälle hinwegsehend das Allgemeine, Normative zu erkennen, birgt in sich den Keim zu mancher schiefer Auffassung. Hier hat die Kritik auch am erfolgreichsten eingesetzt, und z. B. in einem so wichtigen Punkt, wie es die Frage über das Verhältnis der Volkstribunen zu den Konsuln ist, sind gewichtige Bedenken gegen Mommsen geltend gemacht worden, der dieses Verhältnis bestimmmt als beruhend auf der Interzession der Maior potestas. Hier ist vielleicht (dies hat insbesondere Herzog und dann ähnlich Karlowa betont) eine zu weitgehende Verallgemeinerung
eingetreten; es sind zwei Begriffe verglichen worden, die bei aller Ähnlichkeit doch grundverschiedener Art sind, insofern, wie Herzog (und ähnlich früher schon Langer) darunt, sich das Volkstribunat auf ganz neuen Grundlagen aufbaute. Deshalb behandelt auch Herzog z.B. den Volkstribunat gar nicht unter den Ämtern, da diesem Institut der Charakter der Magistratur nicht ursprünglich anhaften, sondern ihm erst später gegeben wurde. Das Wesen der Magistratur ist daher für ihn nicht der Ausgangspunkt zur Betrachtung des Volkstribunats; diese geschicht vielmehr unter dem Gesichtspunkt, da es zu den Instituten für den Rechtschutz der Plebejer gehört.

Bei der begriffsmäßigen Entwicklung und Darstellung der politischen Gewalten gerät man leicht auf unrichtige Fährte dann, wenn man auch nur einen Augenblick außer acht läßt, da es sich hierbei nur um Richtlinien handelt, nach welchen sich das staatliche Leben entwickeln sollte, die aber tatsächlich keineswegs immer maßgebend waren. Irrigen Vorstellungen ist dann aber nicht nur der Leser häufig ausgesetzt, bisweilen unterliegt ihnen selbst der Verfasser. Die Verlockung dazu liegt ja nahe, wenn man, wie Mommsen sagt, die leitenden Gedanken darstellen will als mit derjenigen Klarheit und Festigkeit durchgeführt, welche überhaupt ein Privileg der römischen Institutionen ist. Die Darstellung nimmt dann doch oft Formen an, als ob dabei geschichtlich wirklich Bestehendes geschildert würde. Der festgeschlossene Bau des Staatsrechtes verträgt eben nicht die Betrachtung des singulären Falles als solchen; der Darsteller sieht sich veranlaßt, ihn zu verallgemeinern, ihn dem System zu inkorporieren, auch wenn sich nicht der Beweis für seine Verallgemeinerung erbringen läßt; er betrachtet den einzelnen Fall jedesmal als Symptom eines bestehenden Zustandes. Dann aber kann es nicht immer ausbleiben, daß dem System zuliebe unerweisliche Lehrsätze aufgestellt werden, die durch später zutage gekommenes Material ihre Widerlegung finden. Nirgends vielleicht zeigt sich dies so deutlich wie in dem Abschnitt über den Prinzipat, mit dem die Darstellung der einzelnen Magistraturen bei Mommsen abschließt. Und doch gehört dieser Teil des Werkes zu dem Bedeutendsten, was Mommsen geschaffen hat. Vor ihm hat es eine wissenschaftlich brauchbare Darstellung des Prinzipats nicht gegeben. Vor allem war der Gedanke neu, jedenfalls bisher nicht so unerbittlich konsequent durchgeführt, den Prinzipat auch unter die Magistraturen einzureihen, ihn unter denselben Gesichtswinkel wie diese zu betrachten. Hinweggefallen war überhaupt durch die Mommsen-
sche Betrachtungsweise die übliche Zerteilung in Königstum, republikanische Verfassung und Kaisertum. Eine prinzipielle Scheidung zwischen Königstum und Republik bestand nach Mommsen nicht; die republikanische Verfassung ist ihm nichts als eine Modifikation des Königstums, und ebenso werden die Magistraturen als in sich geschlossene Einrichtungen auch über das Ende der Republik hinaus betrachtet. Ihm ist es immer und überall um die politischen Institutionen zu tun, und daher ist demgegenüber der Einwand nicht berechtigt, daß diese Institutionen im Wechsel der geschichtlichen Ereignisse mannigfachen Wandlungen ausgesetzt waren. Ihren Grundcharakter haben sie doch immer bewahrt; bestimmte allgemeine Merkmale fehlen keiner Magistratur zu keiner Zeit. Freilich sind die staatlichen Einrichtungen in weit höherem Maße Schwankungen unterworfen als die privatrechtlichen Institutionen, und daher muß eine systematische Darstellung jener immerhin auch mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben und leichter anfechtbar sein. Die Induktionsschlüsse, auf welche das System zurückzugreifen genötigt ist, haben eine kleinere Gewähr der Richtigkeit, da hier die Zahl der sicheren Prämissen, auf die sich stützen, geringer ist. Und nun besonders für die Zeit des Prinzipats ist jede systematische Darstellung in einer mifslichen Lage angesichts der Tatsache, daß hier mehr als sonst das Recht den Ausfluß der Macht darstellt, durch die die faktisch herrschende Gewalt jeweils verdunkelt oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, die Formen und Grenzlinien des staatlichen Lebens ungemach beweglich sind. Die Erscheinungen des Verfassungsbildes, soweit sie uns überliefert sind, tragen nur allzu häufig den Stempel des Ausnahmefalles an sich, so daß nicht nur das tatsächlich bestehende Recht nicht in ein starres System zu zwängen ist, was ja Mommsens Absicht niemals war, sondern auch sich nur schwer und wenig zuverlässig die leitenden Normen finden lassen, nach denen sich das politische Leben dieser Zeit beurteilen läßt. Dazu vollzieht sich hier die Entwicklung zu sprunghaft, zu unregelmäßig, ist zu sehr von äußeren, zufälligen Umständen abhängig, zu wenig auf bestimmte Ziele gerichtet. Die Abstraktion der Begriffe ist hier nicht durchweg möglich, und wenn doch überall der Versuch dazu gemacht ist, so ist das unstreitig eine Schwäche, die dem sonst so genialen Meisterwerk anhaftet, aber wohl immer einer solchen Darstellung wird anhaften müssen. Um nur ein Beispiel herauszuheben, so ist in der Lehre von der Thronfolge, die Mommsen in strenger Konsequenz ganz nach der Analogie der Beendigung und Wieder-
besetzung anderer Magistraturen behandelt, eine Systematisierung
eigentlich nichts als die Aufzählung der tatsächlich eingetretenen
Fälle, da ja eigentlich fast jeder Thronwechsel sich unter ein
anderes staatsrechtliches Schema einordnen läßt. Aber daraus
einen Vorwurf zu erheben, wäre bei Mommsens Leistung schon
deshalb verfehlt, weil er selbst dieses Bedenken am besten er-
kannt und mit hinlänglicher Deutlichkeit ausgesprochen hat.
Übrigens hat Mommsen auch durch seine Arbeit gezeigt, wie
sich eine auch das Regiment im Staat bindende Ordnung er-
kennen läßt, und wenn früher meist in übertriebener Weise die
Auffassung herrschend war, daß der Prinzipat eine ausschließlich
von den faktischen Machtverhältnissen abhängige Größe sei,
so ist dieser Grundirrtum, den am nachdrücklichsten Ad. Nissen
vertritt, u. a. G. Kretschmar in einer gedankentiefen, gehaltvollen
akademischen Rede (Gießen 1879) entgegengetreten, die sich
„Über das Beamtenamt der römischen Kaiserzeit“ betitelt und in
einleuchtender Beweisführung zeigt, wie der Prinzipat die Schranken
seiner Macht nicht nur in sich gefunden habe. — Von anderen
sind selbst die Grundlehren der Mommschen Darstellung des
Prinzipats angegriffen worden, z. B. die Gleichsetzung der im-
peratorischen und prokonsularischen Gewalt, die besonders von
Karlowa bestritten worden ist, dann auch von Kromayer in einer
Schrift („Die rechtliche Begründung des Prinzipats“, 1888), welche
die juristisch-staatsrechtliche mit der historischen Methode in ge-
schickter Weise vereinigt, aber dabei trotzdem auf den Abweg
gerät, alle Vorgänge, die zur Einsetzung des Prinzipats geführt
haben, durch ein nach den verschiedenen Zeitabschnitten ge-
ordnetes, konsequent durchgeführtes System rechtlich begründen
to wollen, ohne dem doch vielfach tumultuarischen Charakter
jener Zeitereignisse völlig gerecht zu werden. Auch dies Beispiel
zeigt, daß im Vergleich zu der rein juristischen Konstruktion des
Systems, der Abstraktion der Begriffe, die Mommsen zum Vorwurf
gemacht worden ist, eher noch der Versuch, in dem wirklich Ge-
wordenen und Vorhandenen Glieder einer logisch geordneten
Reihe erkennen zu wollen, zu schiefer Auffassung führt.

Auch in dem Teile des Mommsenschen Werkes, der über
den Senat handelt, ist die Schwierigkeit einer streng systemati-
schen Darstellung beträchtlich. Hier findet bei so vielen Seiten
der Betrachtung eine Mischung von politischen und rechtlichen
Fragen statt, ist der Widerspruch zwischen Macht und Recht,
zwischen faktischem und verfassungsmäßigem Recht so groß,
auch das Verhältnis des Senats zu den anderen Faktoren der
Verfassung ein so wechselndes, daß es fast unmöglich erscheint, den Senat als ein einheitliches Ganzes juristisch zu fassen, und hier hat Mommsen auch, wie erwähnt, der geschichtlichen Darstellung die meisten Konzessionen gemacht. Man braucht nur an das Senatus consultum ultimum zu denken, um gewahr zu werden, daß der Senat zeitweilig zu einem politischen Faktor von überwiegender Bedeutung wurde, dem gegenüber alle Rechtsfragen nicht in Betracht kamen. Diesen Verhältnissen muß sich auch eine von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehende Betrachtung anpassen. So hat denn auch Mommsen diese außerhalb der verfassungsmäßigen Normen befindliche, wenngleich später als eine Art staatsrechtlicher Ordnung betrachtete, durch die geschichtlichen Verhältnisse sich ergebende Notwendigkeit nur gleichsam anhangsweise in dem System des römischen Senats untergebracht, woran sich dann als Schlusskapitel die alle Einzelheiten noch einmal kurz zusammenfassende Darstellung des souveränen Senates des Prinzipats reiht, eine ungewöhnlich klare und lichtvolle Würdigung der augustischen Dyarchie, "dieses wunderbaren Baues römischen Staatsrechts und römischer Staatskunst".

In bewußtem Gegensatz zu Mommsens Staatsrecht ist vor allem das Werk des Dänen Madvig über die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates entstanden; doch behandelt nur der erste Teil (1884) das Staatsrecht in dem Umfang, wie es Mommsen verstanden haben wollte; der zweite Teil (1885) ist aber der ungleich bessere. Der Verfasser hat das nonum prematur in annum recht wohl beachtet; im hohen Greisenalter hat er das Buch geschrieben, das aus einer mehr als fünfzigjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstande erwachsen ist und somit wohl das Ergebnis eines aufserordentlich langen Gelehrtenlebens darstellt. Ursprünglich dänisch geschrieben, ist es zuletzt von dem Verfasser selbst ins Deutsche übersetzt worden, was sich vielfach in dem schwerfälligen, undeutschen Stil äußert. So eigenartig es in seiner Anordnung und Durchführung ist trotz der Versicherung seines Verfassers, daß ihm jedes Streben nach Originalität fernliege, so bedeutet es doch in vielen Punkten einen entschiedenen Rückschritt, nicht nur in einzelnen Auseinandersetzungen, wie z. B. über Comitia, über Patrizier und Plebejer, über die Lectio senatus, die Zensur, sondern vor allem auch in der Methode. Dafs er im einzelnen viele rückständige Ansichten vorträgt, durch die sein Werk schon von vornherein nicht auf einem modernen Standpunkt steht und in
Römisches Staatsrecht.

mit den verbreitetsten Ansichten auseinanderzusetzen, vor allem Niebuhrs und Mommsens, gegen die er hauptsächlich polemisirt. Übrigens macht sich eine mangelnde Heranziehung der Literatur in den Studien über die älteste Zeit weniger empfindlich geltend, auf die ja Madvig das Schweggewicht seiner Darstellung verlegt. Aber auch in der Anlage unterscheidet sich Madvigs Werk wesentlich von dem Mommsens. Obwohl er als praktischer Staatsmann doch Einblick in das innere Getriebe eines Staates gewonnen hatte, herrscht bei ihm nicht das politische, sondern wieder, wie bei den früheren Verfassern der „Alpertämer“, das antiquarische Interesse vor: bezeichnet er ja selbst als Zweck seines Werkes lediglich, sich Klarheit zu verschaffen über das Leben und die Verhältnisse, welche die römische Literatur zur Voraussetzung hat. An ihm ist also spurlos vorübergegangen das unermüdliche Ringen und Streben der deutschen Forschung, über Niebuhr hinauszukommen, das Ziel zu erreichen, um welches sich besonders Rubino und dann endlich mit Erfolg Mommsen bemüht hat, staatsrechtliche Begriffe zu fixieren, allgemein gültige Rechtsnormen hierfür zu gewinnen, die allein die Möglichkeit eines allseitigen tiefen Eindringens in das Verständnis der inneren Zusammenhänge boten. Auch daß er in überwiegender Weise die Ursprünge der Verfassung und die Zeit der Republik in Betracht zieht, den Abschnitt über das Kaisertum hingegen als des konstitutionellen Charakters entbehrend davon prinzipiell scheidet und nur als Nebenpartie bezeichnet, ist, nachdem einmal Mommsen in seiner unübertrefflichen Darstellung des Prinzipates diesem seine wahre Bedeutung vindiziert hat, unleugbar als wissenschaftlich reaktionär zu bezeichnen. Alles dies geschieht freilich in beabsichtigtem Widerspruch zu Mommsen, dem er im allgemeinen zu viel Konstruktion auf zu wenig sicherer Grundlage vorwirft, und dessen Bestreben er verurteilt, die wirklichen Formen und Erscheinungen der Verfassung in allgemeine Begriffe abzuleiten, wodurch leere und haltlose oder schiefe Theoreme entstehen, die zum Teil nur durch gewagte Kombinationen und Hypothesen gestützt werden können. Er will einfach und nüchtert auf dem Boden der fest überlieferten Tatsachen bleiben und die Dinge klarlegen, wie sie gewesen sind; er bescheidet sich oft mit einem allzu resignierten ignorantius oder, was noch schlimmer ist, mit einem mutlosen ignorabimus, ohne zu bedenken, daß durch diese entsagungsvolle Methode Fortschritte nicht leicht zu gewinnen sind, daß unsere Kenntnis vieler Verhältnisse überhaupt nicht auf so einfache, leichte Weise zu erringen ist. Be-
Stein

das sich zwerghaft ausnimmt gegen die Riesenarbeit des viel-
geschmälten Staatsrechts. Dafs gleichwohl sein Buch eine geraume-
zeitung sich vieler Wertschätzung und großen Ansehens erfreut
hat, liegt in der Gründlichkeit, mit der der Verfasser sich wenig-
stens die schriftstellerische Überlieferung zu eigen gemacht hat
dafs ihm die Kenntnis der monumentalen Quellen so gut wie
ganz abgeht, ist nicht der geringste Fehler seines Werkes, und
in der ruhigen Besonnenheit und sicheren, von der abgeklärten
Anschauungsweise des bejahrten Mannes eingebenen Über-
legung. Bald nach seinem Erscheinen ist Madvigs Buch auch in
das Französische (von Morel) übersetzt worden (sowie Mommsens
Staatsrecht von Girard, 1891—95). — Nur in einem Punkte,
den er gegen Mommsen anführt und in der Anlage seines Werkes
auch berücksichtigt, hat Madvig recht behalten. Er beginnt
seine Darstellung mit der Zusammensetzung der Bürgerschaft,
ihrem Verhältnis zu den Nichtbürgern und mit dem Wesen, der
Ausbreitung und Beschränkung des Bürgerrechts, geht in dem
folgenden Kapitel auf die Schichtungen der Bevölkerung ein
und betrachtet dann erst die Regierungsform und den Anteil
der einzelnen staatlichen Machtfaktoren an der Staatsgewalt
und da wieder zuerst die Volksversammlungen, dann den Senat
und erst zuletzt die Magistraturen. Tadelnd bemerkt er gegen
Mommsen, dafs eine Darstellung des römischen Staatsrechts, die
mit Übergehung des Volkes und des Senates bei den Magistra-
turen anfängt, der nötigen Grundlage entbehre. Und doch hat
dies wohl niemand besser gefühlt als Mommsen selbst, der sich
dazu aus rein methodischen Erwägungen entschlofs. Kein anderer
Abschnitt hätte so rationell, so sicher Stufe für Stufe den Un-
kundigen in das Verständnis einführen können wie der erste
Band des Mommsenschen Staatsrechts, die Entwicklung des all-
gemeinen Begriffs der Magistratur. Damit erst war die not-
wendige Stütze gegeben, die Höhe erreicht, von der aus der
ganz Komplex von Erscheinungen überschaute werden konnte,
die das römische Staatsrecht bewegen. Folgerichtig konnte sich
daran nur die Behandlung der einzelnen Magistraturen an-
schließen, und dadurch war auch der weitere Gang der Dar-
stellung bestimmt vorgezeichnet. Dafs eine solche Überlegung
für Mommsen tatsächlich maßgebend war, zeigte er in dem viel
später (1893) erschienenen Abrifs des römischen Staatsrechts,
der in Bindings systematischem Handbuch der deutschen Rechts-
wissenschaft (I 3) erschienen ist1. Hier sind die Ergebnisse

1 Das in derselben Sammlung (I 4, 1899) erschienene Strafrecht be-
seines gewaltigen, umfangreichen Werkes in einen einzigen dünnen Band zusammendrängt. Ein so konzentrierter Auszug kann selbstverständlich nicht für den Anfänger bestimmt sein, die reiche und dichtgepreßte Fülle des hier gebotenen Materials kann nur von dem genützt werden, der das Wesen der Sache schon erfaßt hat. Hier waren also nicht die Rücksichten der Darstellungsweise wirksam, die die Anordnung im Hauptwerk bedingten, und so hat hier Mommsen wirklich mit der Bürgerschaft, nicht mit der Magistratur begonnen. Auch betont Mommsen stets nachdrücklich genug, daß die gesamte Staatsverfassung, der Prinzipat geradeso wie die ältere Republik, auf der Volkssouveränität beruhe. Hier waren also nicht die Rücksichten der Darstellungsweise wirksam, die die Anordnung im Hauptwerk bedingten, und so hat hier Mommsen wirklich mit der Bürgerschaft, nicht mit der Magistratur begonnen. Auch betont Mommsen stets nachdrücklich genug, daß die gesamte Staatsverfassung, der Prinzipat geradeso wie die ältere Republik, auf der Volkssouveränität beruhe. Hier finden er naturgemäß die treibenden Kräfte des Staatslebens: in dem Volke ist die gemeinsame Quelle für Staat und Recht zu erblicken, ein Satz, der übrigens in ähnlicher Form schon auf Niebuhr zurückgeht, den aber z. B. Herzog in solcher Schärfe nicht anerkennen will. Herzog hat aus anderen Gründen die gesamte Staatsverfassung, der Prinzipat geradeso wie die ältere Republik, auf der Volkssouveränität beruht. Hier finden er naturgemäß die treibenden Kräfte des Staatslebens; in dem Volke ist die gemeinsame Quelle für Staat und Recht zu erblicken, ein Satz, der übrigens in ähnlicher Form schon auf Niebuhr zurückgeht, den aber z. B. Herzog in solcher Schärfe nicht anerkennen will. Herzog hat aus anderen Gründen als Mommsen die Darstellung der Magistratur, ja auch des Senates der des Volkes vorangestellt: Magistratur und Senat sind die Regierenden dem Volk gegenüber, und die, wenn auch in Wahrheit bestehende, höhere Bedeutung des Senates hat sich formell und rechtlich nicht entsprechend ausgeprägt, so daß äußerlich die Magistratur im Vordergrund steht und daher mit ihrer Erörterung begonnen werden müsse. Wie sehr aber die Magistratur durch die Wahl im Volke wurzelt, und wie andererseits die innere Struktur des Senates zusammenhängt mit den von den einzelnen Senatoren bekleideten Magistraturen, ist von Herzog, wenn auch erkannt, doch bei der Anordnung zu wenig berücksichtigt worden.

So haben wir gesehen, wie die Mommsensche Methode in gleicher Weise für das Verständnis der verwirrenden Fülle von Erscheinungen und Tatsachen wie für eine durchsichtige und lichtvolle Darstellung bahnbrechend wirken mußte; doch gilt es, noch einen Fortschritt wieder anderer Art hervorzuheben, der hauptsächlich Mommsen verdankt wird, es ist die Heranziehung von neuem analytischem Material, das bis dahin für diesen Zweig der Wissenschaft fast unbenutzt geblieben war. So wie erst seit den letzten Jahrzehnten die fast überwältigende Masse der neugefundenen Papyrusschätze befruchtend und erhellend auf das römische Privatrecht gewirkt, die vielen Beziehungen trachtete Mommsen selbst als eine ergänzende Fortsetzung des Staatsrechts, doch liegt die Besprechung desselben nicht in der Aufgabe dieses Berichtes.

1 Das gleiche gilt auch von den vielen sozusagen römischen Inschriften in griechischer Sprache, deren weitverstreute Menge noch lange nicht vollständig gesammelt und vereinigt ist; der Beginn ist gemacht mit der von der französischen Akademie herausgegebenen Sammlung der Inscriptiones Graecae ad res Romanas pertinentes.
Stoichät oder vermehrt werden können, und es ist daher der Hinweis auf diese Art von Quellen und die Anregung zu deren Ausbeutung als ein bedeutsamer Fortschritt in der Geschichte dieser Wissenschaft zu verzeichnen. Fortan durfte es kaum mehr eine Untersuchung über staatsrechtliche Fragen unternehmen, ohne Berücksichtigung und volle Ausnützung dieser monumentalen Quellen der Sache näherzutreten.

Das also sind die Leitlinien, nach welchen sich die weitere Forschung bewegen mußte, die Bahn, von welcher sie nicht abirren durfte, und wie sehr auch manche Darstellung von Mommsen abweicht, seinem Einfluss durfte und konnte sie sich nicht ganz entziehen. Die Ergebnisse sind andere, weniger schon die Grundausfüllung, nicht mehr die Mittel; auch Richtung und Ziel waren der Wissenschaft gewiesen. Was Niebuhr vor fast 100 Jahren für die römische Altertumswissenschaft gewesen, das ist Mommsen unserer Zeit geworden: ob ihm folgend oder ergänzend und weiterbildend oder berichtigend oder gar ihn bekämpfend, immer haben die späteren Forschungen auf ihn zurückgreifen, ihn berücksichtigen müssen. Inwieweit die einzelnen Forscher auf verschiedenen Wegen ihr Ziel zu erreichen strebten, soll noch dargelegt werden.

Von großen, zusammenhängenden Darstellungen, die dem Mommsenschen Staatsrecht einigermaßen zur Seite gestellt werden können, ist in erster Linie Herzogs schon erwähntes Werk „Geschichte und System der römischen Staatsverfassung“ zu nennen. Der erste Band, der die Königszeit und die Republik enthält, ist schon 1884, also vor der dritten Auflage von Mommsens Band I und II und vor dem dritten Band, erschienen. Herzogs zweiter Band behandelt die Kaiserzeit und ist (I. Abt.) 1887 und (II. Abt.) 1891 erschienen. Schon in dieser Scheidung sehen wir einen Gegensatz zu Mommsen, der ja den Prinzipat nicht als ein eigenes Regierungssystem betrachtet und ebenso wenig auch das Königstum als eine von der Republik völlig verschiedene Regierungsform, vielmehr, wie erwähnt, von der Kontinuität zwischen Königstum und Republik ausgeht. Trotz der Anerkennung, die er dem großen und neuen Gedanken Mommsens zollt, hat Herzog doch geglaubt von einer rein juristischen Auffassung der staatlichen Institutionen absehen zu sollen. Er ist freilich über Lange, Madvig und die älteren Forscher hinausgekommen; er begnügt sich nicht damit, die staatlichen Erscheinungen für sich allein zu betrachten, Detailskenntnisse unvermittelt und unzusammenhängend nebeneinander-
stellung. Aber es ist keine organische Verbindung, sondern ein Aggregat und war so bis zu einem gewissen Grade vor ihm gleichfalls schon geschehen; obwohl er schon Mommsens Einflusses auf sich wirken lassen konnte, ist nach dem eben Ausgeführten auch seine Art, die römische Staatsverfassung zu erkennen und darzustellen, als ein Rückschritt zu bezeichnen. Gleichwohl muß auch ein großer Vorzug von Herzogs Werk gebührend hervorgehoben werden, der ebenfalls weitere Fortschritte auf diesem Gebiete zu begründen geeignet ist. Das ist außer der durchsichtigen, klaren Darstellung vor allem die Sorgfalt, mit welcher das zu jeder Frage gehörige Material vorgelegt wird. Er registriert überall gewissenhaft die älteren Ansichten und nimmt dazu Stellung, so daß die Mitforscher eines großen Teils lästiger Vorarbeiten überhoben sind und ihnen eine bequeme Basis zu weiteren Erörterungen geboten ist. Allerdings ist ihm in Klarheit der Ausführungen ein anderes Werk noch überlegen, das zwar nicht das gesamte römische Staatsrecht, sondern nur einen Ausschnitt daraus bietet, nämlich den Senat, und zwar nur bis zum Ende der Republik, aber in umfassender, grundlegender Weise sich dieser Materie entledigt.

Es ist das Buch des Belgiers Willem's, Le sénat de la république Romaine, in zwei Hauptbänden (1878 und 1883) und einem Appendix zum ersten Band samt Registern (1885), eine höchst anerkennenswerte Leistung, auch von Mommsen vollaufl gewürdigt, wenngleich sich dieser im dritten Bande des Staatsrechts genötigt sieht, in vielen Punkten gegen ihn Stellung zu nehmen. Willem's war übrigens kein Neuling auf diesem Gebiet; seine mit Recht sehr geschätzte Gesamtdarstellung des römischen Staatsrechts war schon früher erschienen (Le droit public Romain), das im ganzen sechs Auflagen (1888) erlebt hat. So mangelte ihm natürlich nicht der auf das Ganze gerichtete Blick auch bei der Betrachtung des enger begrenzten Stoffes. Durch die Vorlage des gesamten verfügbaren Materials, durch Aufnahme von Quellenzitaten auch in den Text der Arbeit ist freilich sein Werk umfangreicher geworden, als es wahrscheinlich die Mehrzahl der deutschen Gelehrten angelegt hätte. Auch holen seine Untersuchungen oft allzu weit aus, und hierin ist namentlich der erste Band, über die Zusammensetzung des Senates, charakteristisch: er schafft sich eine Grundlage für die Erörterung über Mitgliederzahl und Zusammensetzung des Senates, über die Rangordnung, die Bedingungen des Eintrittes in den Senat, die Qualifikation der Senatoren in den verschiedenen Zeistufen dadurch,
dafs er die Liste des Senates für die betreffende Zeit zu rekonstruieren versucht. Wenngleich dieser Gedanke über Gebühr weit durchgeführt erscheint, so war er doch fruchtbringend für diese und eine Reihe ähnlicher Arbeiten. Dadurch ist die Erkenntnis von dem Werte der verschiedenen Magistratslisten und Listen für staatsrechtliche Forschungen sehr gefördert worden, und von einem ähnlichen Gedanken ist ja auch die Prosopographia imperii Romani (auch eine Anregung Mommsens) geleitet, die auch in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß. Denn wie sie bei entsprechender Sichtung und Verarbeitung, Gruppierung nach chronologischen, ständischen u. ä. Gesichtspunkten statt der rein äußerlichen alphabetischen Anordnung eine unschätzbare Fundgrube für so viele Studien über römische Geschichte und Altertumskunde bietet, so muß sich auch ihr vielleicht noch nicht genügend überblickter Einfluß auf das römische Staatsrecht zeigen, das ihr manch wertvolles Rüstzeug entnehmen kann.

Ähnliches läßt sich für ein enger begrenztes Gebiet von Kubitscheks Buch (1889) Imperium Romanum tributim discriptum (eine Arbeit, die nach Grotefends gleichnamigem Werk der Erneuerung bedurfte) behaupten; denn das sorgfältig angelegte Verzeichnis der Zugehörigkeit aller Städte und Landschaften des römischen Reiches zu den einzelnen Tribus bietet eine schätzenswerte Basis für eine ganze Reihe staatsrechtlicher Untersuchungen, noch mehr freilich für das vom Staatsrecht abliegende Munizipalrecht.

— Aber in Hinsicht des onomastischen Materials leidet die Darstellung von Willems doch an dem übertriebenen Wert, den er ihm für staatsrechtliche Konstruktionen beimißt. Eine Überschätzung liegt darin vor allem deshalb, weil die Senatslisten, namentlich für die ältere Zeit, nur recht lückenhaft aufgestellt werden können und in mancherlei Betracht der Zulässigkeit entbehren; sind ja doch Mommsen und Willems auf Grund desselben Materials oft zu diametral entgegengesetzten Schlüssen gelangt. Willems hat aber diese Methode fast ausschließlich auf den ersten Band (La composition du sénat) beschränkt, wo die eigentlich staatsrechtliche Erörterung stark zurücktritt auf Kosten der geschichtlichen; es ist zum Teil nur

1 Allerdings kommt das Ergebnis dieses Materials doch mehr der Kenntnis der Staatsverwaltung als dem eigentlichen Staatsrecht (und auch nur für die Zeit des Principates) zugute; jene ist in der vorliegenden Darstellung unberücksichtigt geblieben, um den knappen Raum nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen (vgl. oben Holzapfel).
eine Geschichte des Senates mit bisweilen recht breitspuriger Erzählung und Argumentation. Wir gewinnen einen, soweit unsere Quellen es gestatten, vollständigen Einblick in die innere Struktur des Senates, aber nicht in dessen staatsrechtliche Funktionen; dies versucht erst der zweite Band. Auch die sonstige Beweisführung entspricht dem: im Anschluss an die vorgelegten Quellen die geschichtlich überlieferten Beispiele zu erklären ohne die streng juristische Deduktion der Begriffe, wie wir sie bei Mommsen finden, reicht für eine staatsrechtliche Untersuchung doch nicht aus. Solche Argumente sind immerhin wohlgeignet, wo es sich z. B. um chronologische Fragen handelt, und hierin hat Willems ja manches Neue gefunden oder alte Irrtümer beiseitigt; aber versagen mußte seine Methode im ganzen, wo er sie auch für systematische, prinzipielle Aufstellungen verwendet; sie reicht nicht aus, zu einem genetischen Verständnis der Rechteinrichtungen durchzudringen. Im zweiten Bande (Les attributions du sénat) überwiegt ein mehr konstitutiver Charakter der Darstellung. Willems zeigt hier die überall wirkenden, vielverschlungenen Beziehungen des Senates zur Magistratur und zur Bürgerschaft, auch hier freilich nicht ohne vielfach Überflüssige Ausführlichkeit und mit Erörterung von Details, die besser außerhalb des Rahmens der Untersuchungen geblieben wären. An Genauigkeit und ruhiger, auf große Gehirnsamkeit und scharfsinnige Kombination gestützter Überlegung fehlt es seinen Forschungen gewiß nicht, und in gar manche der schwierigsten Kontroversen, die beinahe unentscheidbar schienen, hat er mutig hineingegriffen, sie von neuen Gesichtspunkten erfaßt, ihr oft eine neue Seite abgewonnen und sie dadurch einer einleuchtenden Lösung zugetführt oder wenigstens nähergebracht, und dies mit einer auf den ersten Blick bestechenden Einfachheit und Klarheit. Die Nachprüfung ergibt aber freilich nur zu oft, daß die Verhältnisse meist doch nicht so einfach und selbstverständlich sind, wie es nach Willems leicht den Anschein haben könnte, daß er sich vor manchem begründeten Bedenken verschließt, und daß daher andere auf Grund desselben Tatbestandes mit ebenfalls einleuchtenden Schlüssen zu wesentlich verschiedenen Hypothesen gelangen. Auch ist ihm eine gewisse Originalitäts sucht nicht ganz abzusprechen, eine besondere Vorliebe für neue, bisher noch nicht aufgestellte Behauptungen; in dieser Hinsicht bietet er einen entschiedenen Antagonismus zu Madvig. Immerhin bleibt bei aller Unsicherheit seiner Resultate, die ja, wie gesagt, von Mommsen heftig genug bekämpft worden sind, an

Auffassung von der Kontinuität zwischen Königszeit und Republik stimmt Karlowa im wesentlichen mit Mommsen überein: es ist kein Umsturz, sondern nur eine Umbildung und Beschränkung der königlichen Gewalt erfolgt, wenngleich nicht auf legalem Wege. Er hält damit überhaupt an Mommsens Methode fest, das Staatsrecht nach einheitlich durchgehenden Entwicklungslinien verlaufend darzustellen. Auch er schickt der Auseinandersetzung über die einzelnen Ämter eine Betrachtung der allgemeinen magistratischen Rechte und Pflichten voraus. Im übrigen ist seine Anordnung und Darstellung durch seinen von dem des Staatsrechts abweichenden Zweck bedingt; denn er schreibt Rechtsgeschichte, muss also ein Hauptaugenmerk auch der Rechtsbildung und den Rechtsquellen zuwenden. Mispoulet ist Willems auch darin gefolgt, dass auch er in einer größeren Schrift den republikanischen Senat betrachtet (La vie parlementaire à Rome sous la république, Paris 1899); aber es ist nicht so sehr eine staatsrechtliche Untersuchung als vielmehr eine Schilderung der Senatsitzungen.

juristischer Konstruktion zu lösen versucht, die sich von selbst den Charakter imponierender Autorität erweist, so daß vieles, wenn auch nicht völlig sicher bestimmt, doch für lange Zeit die Höhe erreicht hat, bei der sich die Forschung wird bescheiden müssen. —

In sehr schwierige Probleme vertieft sich auch Ad. Nissen in einer Reihe von Untersuchungen (zu einem Band vereinigt: „Beiträge zum römischen Staatsrecht“, 1885), bei denen er gleichfalls durch Fortschritte in der Methode sicheren Halt für seine Aufstellungen zu gewinnen trachtet. Doch gestattet der spröde Stoff (lex curiata de imperio; Pomerium u. a.) nicht leicht, die Sicherheit der Resultate überzeugend darzustellen; über weitgehende Willkür in der Quellenbenutzung kann auch die ansprechendste Hypothese nicht hinwegtäuschen, die starre, einseitige Verfolgung einer an sich guten Idee, die unbeirrt durch alle dagegenstehenden Bedenken aufgestellt wird, artet nicht selten in leere Spielerei aus. In weit höherem Maß noch trifft dies Urteil auf Kuntzes Prolegomena zur Geschichte Roms (1882) zu, der die Grundbegriffe des oraculum, auspiciurn, templum und regnum festzulegen versucht, aber auf diesem dunklen Gebiet mit phantastischen Analogien und offenbar gekünstelten Konstruktionen arbeitet, die ihn von dem festen Boden gesicherter Erkenntnis entfernen und auf durchaus schwankende Unterlagen locken. —

Fassen wir die Ergebnisse aller dieser Betrachtungen noch einmal zusammen, so müssen wir zugeben, daß in vielen grundlegenden Fragen nach wie vor Uneinigkeit herrscht, und daß auch nicht abzusehen ist, wie hier eine auch nur leidliche Übereinstimmung der Ansichten zu erzielen sei. Das ist begreiflich bei einer Wissenschaft, in der die spekulative Seite eine verhältnismäßig große Rolle spielt, und deren Tatsachenschatz nicht viel reicher wird. Da gerade für die dem Zweifel am meisten ausgesetzten Dinge nicht leicht neues Material von außen hinzukommen kann und jede Verbesserung der Methode doch nur relative Würdigung findet, so wird in dieser Hinsicht nicht leicht ein materieller Fortschritt zu verzeichnen sein. Hier werden immer Systeme einander bekämpfen; aber es ist schon ein Fortschritt, daß nicht mehr die Meinungen im einzelnen wild durcheinandertoben, sondern daß jedes System als ein zusammenhängendes, in sich geschlossenes Ganzes mit notwendiger Kon-
sequenz den Standpunkt für jede einzelne Kontroverse schafft, so daß wenigstens die Bahn zur Verständigung geebnet ist.

Überhaupt ist der Fortschritt auf dem Gebiete des Staatsrechtes, um es ganz allgemein auszudrücken, der Hauptsache nach auf zweierlei Art erfolgt und wohl noch fernerhin zu gewärtigen. Einmal, daß der Forscher von hoher Warte aus die Dinge überblickt und dadurch eine Reihe neuer Beziehungen entdeckt, die großen Zusammenhänge aufspürt, fruchtbare Ideen bietet oder dazu Anstoß gibt, ganz neue Gesichtspunkte aufwirft, die in ihrer Verfolgung weiterführen, die Sache ernsthaft fördern können. Zweitens aber haben daneben auch die Einzelbeobachtungen sich einen berechtigten Platz in der Wissenschaft errungen, insofern sie der Sache doch unmittelbar nähertreten und damit erst den weiten Rahmen ausfüllen, den jene Forschung gesteckt hat. Nur handelt es sich dann noch um die Einreihung der neuen Ergebnisse in die Gesamtentwicklung. — Durch das aber, was der Forschung über das römische Staatsrecht in den letzten Jahrzehnten die Signatur gegeben hat, die Begründung eines Systems und die Verwertung neuartiger Quellen, ist diese Wissenschaft in ein Stadium erneuter, regerer und höher gespannter Arbeit getreten.
Für uns aber ergibt sich aus dem Gesagten, daß wir über dreierlei zu orientieren haben: die Methode der Forschung bei Indogermanisten wie bei Philologen, die Vermehrung und Sicherung des Materials und endlich die gewonnenen Ergebnisse.


1. die Gesetzmäßigkeit der Ausnahmen von der deutschen Lautverschiebung;

2. die Ursprünglichkeit des dreifarbigen europäischen (auch lateinischen) Vokalismus (a e o) gegenüber dem einfarbigen a der iranischen Sprachen;

3. richtigere Würdigung der Ablautsverhältnisse: ei oi, en ou ist nicht eine Steigerung von i und u, sondern umgekehrt diese einfachen Laute eine Schwächung der Diphthonge in ursprünglich unbetonten Silben. Zugleich ergab sich, daß die Gruppen er el, on en eine entsprechende Schwächung durchgemacht haben, deren Ergebnis ein vokalisch funktionierendes r l, m n (die sogenannten sonantischen Liquiden und Nasale) waren, als deren Vertreter im Griechischen αό, αό, α, α, im Lateinischen aber or, ol, on, en erscheinen (z. B. gr. ἐφαιδία = lat. cordi, Grundform krd-; gr. δεζα = lat. decem; gr. ιζατόρ = lat. centum);

4. endlich die Unterscheidung zweier (späterhin, seit Bezzünderger, BB. XVI 234 ff., und Osthoff, Morphol, Untersuchungen V 63 ff., sogar dreier) bereits im Urindogermanischen vorhandener Gutturalei.

In einer Reihe wichtiger Fälle also, wo man bis dahin regelmäßige Ausnahme oder Spaltung ohne erkennbaren Grund annehmen zu müssen gemeint hatte, war jetzt festes Gesetz an Stelle der Willkür getreten. Wenn daraufhin die Junggrammatiker den Satz aufstellten: „Lautgesetze sind ausnahmslos, alle Ausnahmen nur scheinbar, entweder durch Analogiebildung oder infolge durchkreuzender Gesetze oder durch Dialektmischung entstanden,“ so hat die auf diesem Satz beruhende Forschungsmethode so
unendlich viel Gutes auch in der lateinischen Grammatik gezeigt, daß man ihm als methodologisches Prinzip nicht wird verabschieden dürfen, mag man auch überzeugt sein, daß er, wie alle „idealen Forderungen“, nicht immer völlig honoriert werden kann. Gerade die unendliche Fülle einzelner sprachlicher Beobachtungen, von denen bald zu reden sein wird, hat gezeigt, daß die Sachen längst nicht immer so einfach liegen, um sich, wie das verhältnismäßig geringe lateinische Material, das die Sprachvergleicher um 1875 für ihre Arbeiten ausreichend glauben durften, jenen Satze vollständig adaptieren zu lassen. Die Ausnahmen mögen alle in jener oben formulierten Weise begründet sein, also z. B. vielfach durch Dialektmischung, aber in einem Zentrum wie Rom mußte zweifellos so viel Angehörige verschiedener Dialekte durcheinandergehen, daß einem bei dem Bestreben, die Fäden zu entwirren, wohl oft um Kopf und Busen bang werden mag.


Wenn das Prinzip der Ausnahmslosigkeit also künftig seine Rolle nur als ein Appell an die Gewissenhaftigkeit des Grammatikers, als eine Mahnung zur größten Genauigkeit und sorgfältigsten Scheidung gerade in lautlichen Dingen weiterspielen
dürfte, so hat die Annahme von Analogiebildungen, wie oft auch mitsbraucht, doch von ihrer Wichtigkeit auch heute nichts eingebüßt. Insbesondere die Forschungen über lateinische Wortbildung, kaum minder die über die Flexion haben ständig mit der Analogie zu rechnen. Dieser methodische Fortschritt aber kam auch der Syntax zugute: und hier ist H. Ziemer als derjenige zu nennen, den zuerst bewusst und in ausgedehntem Maße die Analogie als Erklärungsprinzip gerade für die lateinische Syntax angewendet hat (Junggrammat. Streifzüge 1882). In desselben Buche hat er auch auf eine weitere Erscheinung nachdrücklich hingewiesen, die sich ganz vorzugsweise in der Syntax manifestiert: die Kontamination oder (wie man mit gut deutschem Ausdruck sagen kann) Verschränkung; sie zeigt sich z. B., wenn aus facultas agrorum condonandi und f. agrorum condonandorum die gewissermaßen einen Durchschnitt darstellende Konstruktion f. agrorum condonandi hervorgeht.

Gewiss ist ja, dass die besprochenen Prinzipien nicht auf einmal aus dem Nichts entsprungen sind. Größere Strenge war bei lautlichen Beobachtungen, seit die Indogermanistik über ihre ersten Anfänge hinaus war, ganz von selbst angestrebt worden; die durch psychische Assoziationen hervorgerufenen Formausgleichungen waren nicht unbeachtet geblieben, wenn sie sich auch meist als „falsche Analogie“ brandmarken lassen mussten, und gewisse Verschränkungen liegen zu offen zutage, als dass sie sich je hätten übersehen lassen können. Aber es waren doch Prinzipien, denen die allermeisten nur verworren dienten, und besser als einer, der ganz unvermittelt neue Lehren verkündet, führt vielfach der zur Klarheit, der in scharfe, sei's auch hier und da überraschende Worte faßt, was minder bewusst bereits vieler Seele bewegt. So wird Brugmann und Osthoffs Vorwort zu ihren morphologischen Untersuchungen (1878) immer eine Tat bleiben; hier ist der Anfang, wenn auch nicht der modernen grammatischen Prinzipien, so doch der modernen grammatischen Prinzipienwissenschaft, die durch H. Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte 1880, 1898) ihre gediegenste Darstellung gefunden, durch W. Wundt (Völkerpsychologie, erster Teil 1900, 2. 1904) psychologische Vertiefung erfahren hat.

Weit unvermittelter erscheint ein anderer Gedanke allgemeiner Art, der ebenfalls fast genau mit dem Beginn unserer Berichtsperiode laut wird, und dessen Wirksamkeit zwar nicht so ins einzelne dringt, aber doch wohl in einer so wichtigen Frage wie die der Verwandtschaftsverhältnisse des Lateins nach-
haltig zu spüren ist. Hatte frühere Zeit sich die Entwicklung
der indogermanischen Einzelsprachen aus der gemeinsamen Mutter
unter dem Bilde eines Stammbaums vorgestellt und dementsprechend
das Latein bald mit dem Griechischen zu einem engeren Familien-
verband zusammengefasst, bald mit dem Keltischen, so zeigte
Joh. Schmidt 1872 in der kleinen Schrift über die Verwandtschafts-
verhältnisse der indogermanischen Sprachen, daß eine solch scharfe
Abgrenzung den Tatsachen nicht entspricht, und ersetzte das
Bild vom Stammbaum durch das von der Welle: zwischen be-
nachbarten Sprachen kontinuierliche Übergänge; die sprachlichen
Vorgänge schlagen Wellen, die eine oder mehrere Grenzen über-
spülen können. In Übereinstimmung damit steht, daß heute
niemand mehr von einer gräkoitalischen oder italokeltischen Ur-
gemeinschaft zu reden Lust verspürt. Bei der Ansetzung der
ersteren hat offenbar die Jahrhundertelange gemeinsame Entwick-
lung und Beeinflussung des Griechischen und Lateinischen in
historischer Zeit zunächst den Blick geblendet. Als man darüber
zur Klarheit gekommen war, hat die Kritik auch mit den schein-
baren sonstigen Übereinstimmungen immer energischer aufgeräumt;
der haltbare Rest ist gering und auch von Kretschmer (Einleitung
in die Geschichte der griechischen Sprache 154 ff.), bei dem man
im übrigen Näheres nachlesen mag, noch überschätzt. Von der
italokeltischen Gemeinschaft ist ein so wichtiges Stück wie das
b-Futurum gefallen, beim r-Passiv ist höchstens der Ausgangs-
punkt vergleichbar, ob die Verschiebung des Akzents auf die
Anfangssilbe eine gemeinwesteuropäische Neuerung ist, wird be-
zeifelt; die Superlativbildung auf *sumus* freilich scheint sich
im Keltischen wiederzufinden. Kurz, das Lateinische scheint
uns heute nach beiden Seiten hin kaum enger verknüpft als mit
irgendwelchen anderen indogermanischen Sprachen. In Überein-
stimmung damit ist eine große Zahl von Formen als rein latei-
nische oder italische Neuerung aus dem Teil recht junger Zeit
erkannt worden; die Sprachvergleichung konnte bei ihrer Deu-
tung vielfach nur insoweit helfen, daß sie die Methode lieferte.
Die prinzipielle Folgerung, daß man sich bei Untersuchungen über
Probleme der lateinischen Grammatik so lange als irgend möglich
auf italischen Boden halten müsse, ist in den letzten Jahren wieder-
holt auch von solchen ausgesprochen worden, die man nicht im
Verdacht haben kann, die Sprachvergleichung zu unterschätzen.

In mannigfachen Dingen bietet die Tätigkeit der Philologen
für die lateinische Grammatik ein Gegenbild zu der der Linguisten.
Den Philologen beschleicht bei den Arbeiten der meisten Linguisten

streckenweise Apuleius, namentlich aber die Bibelübersetzer und christliche Schriftsteller, wie Tertullian, stehen vielfach so unter dem Bann ihrer Originale, dass sie die griechischen Komposita gliederweise nachbilden und ihr Satzbau bisweilen erst verständlich wird, wenn man zurückübersetzt (vgl. z. B. Rönsch, Itala und Vulgata, und Hoppe, Syntax und Stil Tertullians).

Andere Methoden der klassischen Philologie sind der lateinischen Grammatik, wie ich schon andeutete, wenigstens indirekt zugenutzt worden. Wenn die klassische Metrik über das hinaus, was man ihr von jeher für die Grammatik abgewonnen hat, jedenfalls über das hinaus, was etwa ein Lachmann ihr abgewonnen hatte, dem Grammatiker kaum noch viel Neues zu bieten hat, ist die der alten Szeniker, die Ritschl in ausgiebigster Weise verwertet zu haben schien, nochmals zu einer reichlicher und vielfach auch reiner sprudelnder Erkenntnisquelle geworden. Nur wenige Jahre vor dem Beginn unserer Berichtszeit fällt C. F. W. Müllers Prosodie, in der die Fälle von bewahrter alter Länge bei Plautus definitiv festgestellt sind und zugleich, unter Beseitigung der Ritschlschen Hypothese von starkem Konsonantenabwurf, das seitdem sogenannte Jambenkürzungsgesetz als das Grundgesetz der plankinischen Prosodie erkannt ist. Die Methode war auch hier die, dass Müller nicht einen kleinen Teil des Materials befragte, wie Ritschl, sondern das ganze, was denn freilich eine erheblich größere Sicherung gegen Fehlschlüsse ergab. Gleichwohl haben seine Ergebnisse lange Zeit gebräucht, um sich durchzusetzen, und erst seit 1890 sind sie für die Grammatik energisch nutzbar gemacht und dann in Wechselwirkung von Metrik und Grammatik eine Reihe für die Lautlehre wichtiger weiterer Ergebnisse gewonnen worden, unter denen hier nur die definitive Erkenntnis eines weitgehenden Zusammenhanges zwischen Satz- und Versakzent, wie er schon von Bentley, Hermann, Ritschl geahnt worden war, hervorgehoben sein mag.

Wenn also in der Nutzbarkeit für die Grammatik die vorklassische Poesie der klassischen den Rang abliefe, so hat dagegen vorzugsweise die klassische Prosa den Anlass gegeben zu anderweitigen metrischen Untersuchungen von großem Belang für die Grammatik. Jene Übertragung griechischer Stilprinzipien, von der schon die Rede war, dokumentiert sich vielleicht in nichts nachhaltiger als in der Herübernahme fester rhythmischer oder, besser ausgedrückt, metrischer Formen für Satz- und Kolenschlüsse, wie wir sie auf griechischem Boden ausdrücklich für

Lateinische Grammatik.

Funde, die Mamienbinden von Agram und die Tontafel von S. Maria di Capua, jetzt im Berliner Museum, alle indogermanisierenden Interpretationen ad absurdum führten. Von den Versuchen, das Etruskische mit dem Armenischen, dem Kaukasischen usw. zu verknüpfen, kann man ganz schweigen. Klarer als je ist es, daß das Etruskische aus sich heraus erklärt werden will; die Fortschritte auf diesem Wege sind freilich äußerst gering gewesen. Mit um so größerer Freude muß man hier erwähnen, daß ein neuer Vierteljahrhundertbericht die Etruskologie auf ganz neuen Wegen zu neuen Zielen vordringend finden wird: W. Schulzes großartiges Werk „Zur Geschichte lateinischer Eigennamen“ (1904) hat gezeigt, wie viel etruskische Elemente das römische Namensystem enthält, und damit der linguistischen Forschung, aber auch der italienischen Geschichtsforschung nicht nur neue Bahnen gewiesen, sondern auch auf diesen gleich ein erhebliches Stück vorangeführt.


II. Material. Weder über das literarische noch über das epigraphische Material kann hier irgendwie eingehend berichtet werden. Im Grunde bedeutet jede gute kritische und kommentierende Ausgabe eines Schriftstellers einen Materialzuwachs für den Grammatiker, und solcher Ausgaben haben wir in der Berichtszeit nicht wenige erhalten. Ich kann da auf Krolls Bericht über die römische Literatur verweisen und deute hier nur auf einiges wenige hin, das dem Grammatiker besonderes Interesse bietet. Da ihn die älteren Sprachphasen, wie die Dinge liegen, im all-

Kroll, Die Altertumswissenschaft.
gemeinen von der größten Wichtigkeit sind, so gedenken wir
der Beendigung der Ritschlischen Plautusausgabe durch Götz-
Schöll, die sich durch Studemunds Apographon des ambrosiani-
schen Palimpsests ergänzt. Ennius in der neuen Vahlenschen,
Lucilius in der Marxschen Ausgabe, die Szeniker in der dritten
Ribbeckischen haben ältere Arbeiten weit überholt. Die cato-
nische Schrift ist von Keil zum ersten Mal auf verlässliche
Grundlagen gestellt. Auch der Text manches klassischen Autors
ist zum ersten Mal völlig zuverlässig begründet worden; es sei
z. B. an die Ausgabe der einen eiceronischen Briefsammlung
durch Mendelssohn erinnert. Die Ausgaben spätlateinischer
Schriftsteller haben manches dem Grammatiker erst völlig
erschlossen; hierher gehören manche Bände der Wiener Samm-
lung der Kirchenväter, wie 39 mit der Reisebeschreibung der
sagen. Silvia, aber auch Ausgaben später Ärzte u. dgl., wie der
Pelagonius von Ihm, der lateinische Chiron von Oder usw. Ein
besonderes Wort verdienen die Ausgaben lexikalischer Werke.
Während Török v. Ponors Festus und Paulus umbrauchbar ist,
solange der kritische Apparat fehlt, haben wir Ursache, ihm für
das Faksimile des Farnesinus dankbar zu sein. Nonius ist von
L. Müller und von Lindsay neu ediert, zweifellos vorsichtiger
von letzterem, obwohl auch hier sich dem Ziele wohl noch näher-
kommen läßt. Aber ein fast ganz neues Gebiet hat sich in den
Glossensammlungen erschlossen, von deren monumentalner Aus-
gabe durch Götz sechs Bände vorliegen, der einleitende noch
aussteht. Das weitschichtige Material ist bequem benutzbare ge-
macht in Band VI und VII, dem Thesaurus glossarum emen-
datarum, und eine Schar von Spezialarbeiten am Werke, um die
Emendation fortzuführen und die Ergebnisse für Lexikon und

Noch weniger kann an erschöpfende Berichterstattung über
das inschriftliche Material gedacht werden. Das Corpus in-
scriptionum Latinarum, von dem 1875 sechs Bände vorlagen,
nähert sich jetzt in nominell 15, in Wirklichkeit etwa 40 Bänden
seiner Vollendung, aber ständig macht das namentlich auf itali-
schem und afrikanischem Boden überaus reich nachströmende
Material Supplemente nötig. Vom ersten Band ist eine Neu-
auflage erschienen, die leider nur erst das umfaßt, was, so
wichtig es sonst ist, dem Grammatiker als Beiwerk erscheint,
die Fasten und Elogien. Die Neubearbeitung der andern Hälfte
ist dringend zu wünschen, denn hier ist ein, wenn auch nicht
allzu umfangreiches, doch überaus wichtiges Material hinzu-
Lateinische Grammatik.


III. Ergebnisse. Die methodischen Fortschritte, die Sicherung und Vermehrung des Materials, dazu die Fülle der Einzelforschung, von der gleich die Rede sein wird, mußten, wie man meinen möchte, zu einer GesamtDarstellung locken. Aber die Aufgabe ist so schwer wie lockend, zum Teil sogar aus denselben Gründen: die Massenhaftigkeit des Stoffs, die Einzelforschung noch in Fluss befindlich und noch nicht auf alle Teile des Gebietes erstreckt, die Notwendigkeit, den Linguisten und den Philologen gerecht zu werden, — das mußte bedenklich machen. Und wirklich haben seit Rafael Kühners Ausführlicher Grammatik (1877—79), für die Corssens gänzlich antiquierter
Lateinische Grammatik.


Andere haben von vornherein die Syntax ganz ausgeschlossen, und hierhin gehört das Beste, was wir überhaupt von zusammen-

Vorteilhafter stellt sich die Berichtszeit dar, wenn man zu den Ergebnissen der Einzelforschung übergeht, und da
Lateinische Grammatik.


\[ sf \]

Diese Ansicht geht im letzten Grund auf Weil und Benloews vor nunmehr 50 Jahren erschienenes Buch über lateinische Betonung.

Wie der musikalische Akzent im ganzen so ist insbesondere auch der Zirkumflex nur eine Konstruktion der lateinischen Grammatiker nach griechischem Muster, wie dies nach dem Vorgange Langens (Diss. Bonn 1857) wiederum Scholl ausreichend erwiesen hat. Aber zwei verschiedene Akzentqualitäten sind freilich auch beim expiratorischen Akzent des Lateins zu scheiden: der sogen. scharf geschnittene und der schwach ge-
schnittene Akzent. Der erstere ist an folgendem zu erkennen. In einer Reihe von Fällen, namentlich beim Anschluss eines enklitischen Wortes, zeigt sich betonten langer Vokal verkürzt: so in *siquitem quandiquidem hodie (für ho oder hör die), bisweilen unter gleichzeitiger Dehnung oder Doppelung des folgen-
den Konsonanten; so besonders deutlich bei *Juppiter aus *Juu-
pater, ursprünglich vokativisch – Zeii nāti. Die ersten Be-
obachtungen solcher Art hat Usener gemacht, aber sie allerdings erst 1896 in den Götternamen (S. 310 f.) veröffentlicht. In-
zwischen hatten Bücheler (Archiv f. Lexikogr. III) und Skutsch (Forsch. 1 9) die erhebliche Verbreitung der Korreption bei Plautus (d. h. in der Umgangssprache) nachgewiesen (z. B. tiiquidem, siquis requīs), Wackernagel (Beiträge zur Lehre vom griech. Akzent S. 22) und Sohmsen (Studien S. 99 f.) die laut-
physiologische Erklärung gegeben. Um es ganz gemeinverständ-
lich auszudrücken: der auf die betonte Silbe folgende Konso-
nant führt die Kürzung herbei. Wir sind hiermit schon auf das Gebiet der Akzentwirkungen übergetreten und fügen jenen Kürzungen in betonten Silben die Vorgänge in unbetonten an. Vielleicht am wenigsten ist das Problem der sogen. Vokalschwächung gefördert worden, denn eine Frage wie die des unbestimmten, namentlich vor Labialen in unbetonten Silbe entstehenden Mittellauts (optumus optimus) ist noch immer nicht zu völlig befriedigendem Austrag gelangt. Das eine ist allerdings wahrscheinlich, für einzelne Fälle sogar sicher geworden, dass dabei assimilatorische Einflüsse benach-
barter Vokale mitwirken. Diesen Gedanken hatte bereits Parodi (Studi italiane I) durchzuführen versucht; ganz zweifellosige Bei-
spiele erbrachte aber wohl erst Brock durch den Nachweis, dafs minūmus, das in den Ausgaben der archaischen Schriftsteller oft erscheint, in keiner Quelle belegt ist, sondern nur minūmus, dafs dagegen die Endung -umus in optumus zeitlich weit hinninter-
reicht, ja, bis 44 v. Chr. konstant ist (Quaestion. grammat., Dorpat 1897). Weit größere Förderung hat die Frage der Vokalsynkope erfahren. Auf Osthoffs Erklärung der Doublets solidus soldus, validus valede ward schon hingewiesen; die jüngste Zeit hat dafür viel andere Wege versucht: bald sollten die umgebenden Kon-
sonanten, bald die Quantität der folgenden Silben die Synkope befördert oder verhindert haben, – aber überall stellen sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, während der Ost-
Skutsch


Vieles von dem oben Vorgeführten geht Vokalismus und Akzent gleichmässig an; eine der berührten Erscheinungen aber greift weit über das Bereich akzentuell beeinflusster Silben hinaus: die Assimilation. Durch Osthoff (Transactions American Philol. Association 24), Havet (Archiv f. Lexikogr. IX), Solmsen (Studien

Ein paar andere wichtige Punkte aus dem Gebiet des Vokalismus — Erschöpfung ist ja natürlich nicht beabsichtigt; von den silbenbildenden Liquiden und Nasalen ist oben gesprochen — lassen sich am besten im Zusammenhang mit dem Konsonantismus erörtern. Hier hat nämlich in der Berichtszeit ein Laut weitaus am öftesten eingehendere Betrachtung gefunden und dabei sich eine vielfache Wechselwirkung zwischen ihm und den Vokalen herausgestellt (vgl. Bersu, Die Gutturalen und ihre Verbindung mit ɨ, Berlin 1885; Solmsen, Stud. S. 1 ff.; Kretschmer, KZ. 37. 274 ff., und Solmsen ebenda S. 1 ff.). Wie in alter Zeit vor den dunklen Vokalen ő und ő die labialisierten Gutturale qu und qu ihren ṝ-Klang einbüsten (volus = griech.  ὅνος aus *quolos, hircus für hirquos neben hirquinos, sabin. hirpus mit p für qu) und nur durch Analogiewirkung ihn wiederbekommen konnten (z. B. eqnos statt eecus nach equĩ equo, loquuntur statt locuntur nach loquīris loquītur usw.), so ist auch ṝ bereits in vorhistorischer Zeit vor ő geschwunden; daher parum für parvum, welches letztere nur im Zusammenhang des Paradigmas durch den Einfloss von parvī parvō parva usw. wiederhergestellt wurde. Das ursprüngliche Paradigma von dive (deivos) mus also gelautet haben deivos dievi dieiam, deiri dieiō usw.; nun gleich sich das analogisch nach beiden Seiten hin aus, und es entstand einerseits mit Schwund des ɨ zwischen den Vokalen divus dei deo usw., andererseits dive diei diem dicum usw. Ein ähnlicher Vorgang hat sich im ersten Jahrhundert v. Chr. abgespielt, wo zuerst inschriftlich die Formen wie acem = acuem, vius = vurus be-
gegen, die, wie Solmsen wahrscheinlich gemacht hat, nicht auf bloßer Schreibergewohnheit, sondern auf der wirklichen Ausprache beruhen. — Ebenso kam ṝ in Wegfall in der Stellung nach u; Solmsen hat nachgewiesen, dass von den beiden Schreibungen IVENISIS und IVENIS, IVVIT und IVIT (Perfekt von įvō) die uns geläufige erst mit der augusteischen Zeit eindringt und statt der anderen beliebt worden ist, um die Möglichkeit falscher Lesung (ivenis, ivit) auszuschließen. — Auch zwischen gleichen Vokalen ist ṝ geschwunden (labrum, dihae, fīram); aber da die Formen mit ṝ sich neben den ṝ-losen erhalten haben (lavābrum, divitiae, flevēram), muß man wohl auch hier annehmen, daß Allegro- und Lentoformen nebeneinander stehen.


Wenn wir so hoffen dürfen, einen guten Teil wenigstens der wichtigeren Entdeckungen auf lautlichem Gebiete überschaut zu haben, so empfiehlt es sich, noch einmal zurückzublicken, um ein Letztes anfügen zu können. Die geschilderten Erscheinungen zerfallen deutlich in zwei große Gruppen, je nachdem sie sich im einzelnen Wort abspielen oder den Zusammenschluß der Worte im Satz zur Voraussetzung haben. Zu der zweiten Gruppe, also ins Bereich der sogen. satzphonetischen oder Sandhi-Erscheinungen, gehören von oben Besprochenen die akzentuellen Verschiebungen im Satz durch En- und Proklise oder, wie man sich für das Latein besser ausdrückt, der Zusammenschluß zweier oder mehrerer Worte zur Akzenteinheit, für den ich literarische Verweise schon gegeben habe, ferner die ebenfalls schon erörterte Synkope auslautender Vokale, für die natürlich auch Voraussetzung ist, daß das seinen Schlußvokal verlierende Wort nicht isoliert steht. Gerade diese beiden Punkte haben die Aufmerksamkeit wiederholt auf die Satzphonetik überhaupt gelenkt. Dabei haben sich Probleme genug ergeben, deren eingehende Behandlung der Zukunft zugeschoben ist. So ist über die Assimilation konsonantischen Auslauts an konsonantischen Anlaut manche Einzelheit beobachtet worden (siehe z. B. Heraeus, Quaestiones de codic. Livianis, 1885, S. 32), aber wir brauchen eine systematische Aufarbeitung des Materials, die auf so wichtige, unseren
Grammatikern aber anscheinend unbekannte Stellen wie Cic. ep. IX 22 nicht wird verzichten können. Anderes kann als im wesentlichen bereits erledigt gelten. So die Frage auslautender Doppelkonsonanten und ihrer Vereinfachung: wir wissen heute, daß es = griech. ēos, hoc = hóu-cc, miles = *milēt-s, ter = *tri(s) am Schlusse doppelter Konsonanten gehabt, ihn aber mit Ausnahme von hoc, das allzeit eine lange Silbe ist, nicht über die archaische Zeit hinaus bewahrt haben; die Vereinfachung erfolgte offenbar zunächst nur am Satzende, oder wo ein Konsonant folgte (W. Schulze, KZ. 28; Havet, Études romanes dédiées à G. Paris S. 320; Bücheler, Rh. Mus. 46; Skutsch, Forschungen I 60). — Für den eigentümlichen Schwund von schließendem s in der alten Zeit hat Leo (Plaut. Forschungen Kap. V) viel Wichtiges beigebracht; insbesondere die Ersetzung von -is durch -ē hat sich erst durch ihn in ihrem ganzen Umfang enthüllt. Wir verstehen jetzt nicht nur magis neben magis, trūmānos mīlītārē u. dgl. auf den ältesten Inschriften für mīlītāris, sondern auch sequere neben sequerīs und die Flexion von posse: potest ist = potē est, wobei potē sowohl neutral als maskulin-feminin (= potēs) sein kann. Aber ebenso begreifen sich jetzt bonu’s bonīs’t = bonus es, bonus est; sie sind aus bonu es, bonu est entstanden, wie bonu’s bonī’s’t aus bonu es, bona est. Leo hat sich nicht auf die Frage eingelassen, wie das Schlufs-s eine solche Abstumpfung doch überdauern, ja in ciceronischer Zeit in der feinen Aussprache sich überall wiederherstellen konnte. Sie ist wohl dahin zu beantworten, daß der Abfall des s zunächst nur antekonsonantisch war; dann stellt bonu’s potest ebenso eine analogische Verallgemeinerung der antekonsonantischen Form vor, wie das bonūs vir Ciceros und der klassischen Dichter eine solche der antevokalischen (Skutsch, Vollmöllers Jahresber. f. roman. Philol. IV 81 ff.).

Wenn auf dem Gebiete der Lautlehre der Boden allenthalben und mit Energie durchgegraben worden ist und man Mühe hat, auf wenigen Seiten von dem reichen Erntesegeln, der diesen Be- mühungen entsprossen ist, eine genügende Vorstellung zu geben, so liegt das auf den übrigen Gebieten wesentlich anders. Der Überblick wird da vielmehr durch die Vereinzelung der einen wirklich Fortschritt bedeutenden Ergebnisse erschwert; große Linien sind viel seltener zu erkennen, und der Berichterstatter muß sich knapp fassen, um sich nicht in Kleinigkeiten zu ver- liehen.
Viel Interesse hat die Wortzusammensetzung gefunden (der Ausdruck im weitesten Sinn genommen). Im Griechischen hatte die wechselnde Behandlung des Stammsch損es im Schlufs des ersten Kompositionsgliedes (\(\ldots\)) aller Deutekunst gespottet. Bis kurz vor Beginn unserer Berichtszeit Zacher nachwies, was uns heute schon fast selbstverständlich vorkommt, daß einfach diese Komposita alle sich gegenseitig analogisch beeinflußt haben. Die Übertragung des Gedankens auf das Lateinische läßt nicht auf sich warten: *vulpicans* spricht jedermann heute als Analogiebildung nach *magnificus* u. dgl. (beachte die Gleichheit der Nominative *vulpus* und *magnus*), *tabicen* statt *tabae-cen* nach *signifer* u. dgl. und so fort. Diese Erkenntnis war insofern für die gesamte Nominalbildung wichtig, als wie im Griechischen so im Lateinischen etliche Suffixe mit Wahrscheinlichkeit als ursprüngliche zweite Kompositions- glieder gedeutet werden konnten. So hat Osthoff (Verbum in der Nominalkomposition) *duc* in *frigidus solidus* usw. zu der Wurzel von *deo* oder *u* in Beziehung gesetzt und als ‘gebend’ oder ‘machend’ erklärt, was andere weiter ausgeführt, manche Gelehrte freilich neuerdings bestritten haben. Andere Versuche solcher Art z.B. neuestens bei Niedermann, Indogerm. Forsch. XI.

Dieser Kompositionstypus mit dem Stamm im ersten Glied, der auf Nachahmung uraltindogermanischer Muster beruht, ist im Latein überwuchert worden von einer jüngeren Schicht, die erst in einesprachlicher Zeit erwachsen ist und die Worte in ihrer uns geläufigen Form, höchstens durch spezifisch lateinische Lautgesetze verändert, zeigt. Hier haben viel Interesse erregt die namentlich in syntaktischer Hinsicht wichtigen Zusammensetzungen, die von einer Präposition ein Adverbium oder einen erstarrten Kasus oder dgl. abhängig zeigen, wie *unhine postilla postmeridie deforas peregre* „über (das, was) auf dem Acker (ist,*) hinaus“, *perendie* „über (das, was) in 24 Stunden (ist,) hinaus“, d. h. übermorgen (Usener, Fleckeisen. Jahrbücher 117, 1878; Skutsch, Jahrbücher Suppl. 27.). Gleichzeitig ließ sich an diesen, aber auch an anderen Komposita dieser jüngeren Art, ja, selbst an einzelnen Simplicia ein eigentümlicher Vorgang vielfach beobachten, dem Usener die nötige Beachtung verschaßt und den Namen Hypostase gegeben hat. Jene starren Gebilde sind nämlich vielfach dadurch zum Leben erweckt worden, daß man sie zu einem vollen Paradigma ausgestaltet hat. Aus *sedulo,
d. i. se dolo, 'ohne List', hat etwa die cäsarische Zeit ein Adjektiv sedulus geschaffen (Bücheler, Rh. Mus. 36), aus peregre die Spätzeit ein peregrus; ählich hat aber auch die Munizipalbehörde der undecimprimi für ihre einzelnen Mitglieder den eigentlich wider­sinnigen Namen undecimprimus entstehen lassen, und triumvir begreift man nur, wenn man sieht, dafs ursprünglich der Genetiv trium vir primi appositionell zu Eigennamen im Singular gestellt wurde (Bücheler, Rh. Mus. 11). Endlich gehört es in dieselbe Reihe von Erscheinungen, wenn z. B. penitus, das am Schlufs einen alten starren Adverbialausgang trägt, der mit dem von griech. έπτος, έπτος identisch ist, schon in ältester Zeit nicht nur den Superlativ penitissimus bilden kann, sondern direkt zum dreigeschlechtigen Adjektiv penitus -a -um wird.


Die letztaufgeführten Dinge sind so recht geeignet, um erkennen zu lassen, wie morsch manche von den durch die Jahr­hunderte geheiligten Grenzpfählen innerhalb der Grammatik geworden sind. Gehört, was wir eben besprochen haben, ins Ge­biet der Wortbildung oder in das der Flexion? Ich möchte mir nicht nur nicht getrauen, hierüber eine Meinung auszusprechen, sondern meine auch, dafs das Nachgrübeln darüber Zeitverschwendung wäre: die alten Abteilungen genügen nicht einmal praktischen Zwecken mehr, geschweige denn wissenschaft­lichen.

Nicht die gleiche Verlegenheit, aber doch auch eine Ver­legenheit für die bisherigen Gepflogenheiten unserer grammati­schen Darstellungen entsteht bei dem nicht unähnlichen Vorgang der rückläufigen Ableitung, der ebenfalls steigendes, wiewohl noch nicht ausreichendes Interesse gefunden hat. Die üblichen Wortbildungslehren lassen Nomina aus Nomina oder Verben, Verben

Was sodann die einzelnen Suffixe angeht, so kann an eine Aufzählung auch nur der wichtigeren Arbeiten hier nicht gedacht werden. Man findet die letzten namentlich im Archiv für Lexigraphie und den Indogermanischen Forschungen, jene mehr durch reiches Material, diese mehr durch sprachwissenschaftliche Durchdringung des Gegenstandes ausgezeichnet (z. B. Schnorr v. Carolsfeld über -āmus, Archiv 1 ; Schönwert-Weyman über -āsus ebenda V; Sommer über die Komparationssuffixe, Idg. Forsch. XI ; Otto über feminines i ebenda XV). Ein Gesichtspunkt, der hier mehr und

Kroll, Die Altertumswissenschaft. 22
mehr zur Geltung gekommen ist, ist der, daß Suffixe sich formell zu erweitern, in der Bedeutung zu spezialisieren lieben, indem sie, mit dem vorausgehenden Stammaslaut verschmolzen als eine Einheit analogisch weiterverpflanzt werden. So ist das eben erwähnte -anüs zweifellos zunächst da entstanden, wo das altindogermanische, ganz allgemein die Zugehörigkeit ausdrückende Suffix -anüs an Substantiva der ersten Deklination antrat (Romanus Silvanus Africanus), dann aber von hier aus in der erweiterten Gestalt -anüs z. B. auf Stämme der zweiten und dritten Deklination übertragen worden, um die Zugehörigkeit zu einer Örtlichkeit zu bezeichnen (Beneventanus urhamus usw.). In solchen Vorgängen und in dem oben besprochenen Herabsinken zweiter Kompositionsglieder hat man die beiden Wege vor sich, die das Entstehen der sogen. Suffixe allein ermöglichen.


zu dem -a (-o) der Feminina sind sowohl für die vorlateinische als für die spätlateinische, dem Romanischen zunächststehende Zeit vortrefflich dargestellt worden, das erstere in Joh. Schmidts klassischem Buch über die Pluralbildungen der Neutra, das letztere in E. Appels und W. Meyers Büchern über die Schicksale des Neutrums im Romanischen. Andere Einzelheiten sind bei der Lautehre und sonst im Verlauf dieses Berichtes zur Sprache gekommen.

als sie solche Formen als Nominative des Plurals von nominalen n-Stämmen unter Ellipse von jacunt ansieht.


Lateinische Syntax1.

Von W. Kroll, Greifswald.

Der Stand unseres Wissens und die Art der Betrachtungsweise auf dem Gebiete der lateinischen Syntax zu Anfang unserer

1 Dieser Abschnitt sollte von F. Skutsch geschrieben werden; da er durch plötzliche Erkrankung an der Abfassung gehindert wurde, so mußte ich im letzten Augenblick die obenstehende Skizze entwerfen. Anhang und Schlusswort führen wieder von Skutsch her.
Periode wird am besten durch Drägers Historische Syntax — etwa auch durch Kühners Grammatik (S. 321) — gekennzeichnet; so wird denn auch der Fortschritt, den diese Disziplin gemacht hat, dadurch ohne weiteres illustriert, daß dieses Buch seit langer Zeit überholt und veraltet ist. So paradox es klingen mag, man darf wohl sagen, daß einer freien wissenschaftlichen Entfaltung der lateinischen Syntax ihre praktische Bedeutung für die Schulgrammatik nur schädlich gewesen ist; sie hinderte eine unfassungslose Betrachtung der Erscheinungen, und sie führte namentlich (und führt noch) dazu, einseitig von den einzelnen Schriftstellern auszugehen, anstatt von der Sprache, und mit den Kategorien der klassischen, silbernen usw. Latinität Mifsbrauch zu treiben, indem man unter klassischem Latein gutes, d. h. nachahmenswertes, Latein verstand. Dafs wir die lateinische Sprache hauptsächlich aus einer Anzahl von Schriftstellern kennen, dafs uns aber dieses Schriftlatein von der wirklich lebendigen Sprache nur ein sehr verzerrtes Bild gibt, wufste man nicht oder wollte man nicht wissen, war sich also auch darüber nicht klar, dafs man die Stellung jedes einzelnen Autors zur Volkssprache untersuchen müsse, ehe man ihn für syntaktische Forschungen verwertete.

So verdiente also Drägers Syntax das Beifwort „historisch“ lediglich deshalb, weil die Beispiele in zeitlicher Reihenfolge aufgezählt waren; aber auch die Bezeichnung „Syntax“ kam ihr, streng genommen, nicht zu, weil Material aus der Formenlehre und Stilistik kritiklos beigemengt war. Die schon damals sehr umfangreiche, aber eigentlich nur für das klassische Latein halbwegs ausreichende monographische Literatur war sorgsam benutzt, aber auch sie krankte fast durchweg an den gerügten Mängeln; so kam gerade die wichtigste Quelle unserer Erkenntnis, Plautus, Terenz und das Altlatein, fast völlig zu kurz, da sich Dräger hier auf Holtzes wüste Kompilation verließ.

Neue Anregungen kamen in reicher Fülle aus der Sprachwissenschaft, die eben, um 1880 herum, eine folgenswerte Entwicklung durchmachte. Aber sie waren nicht durchweg von einer Art und übten daher eine sehr verschiedene Wirkung aus. Der größte Gewinn für die Syntax lag vielleicht darin, dafs man vom Wesen und Leben der Sprache eine klarere Einsicht gewann und der Gesichtswinkel, unter dem man die Einzelergebnisse beh-

1 Auch heute noch ist die richtige Einsicht keineswegs durchgedrungen; noch immer wird aus Erscheinungen, die sich bei Autoren wie Livius, Curtius, Tacitus finden, auf die Entwicklung der lebenden Sprache geschlossen.

In der indogermanischen Sprachwissenschaft ist die Syntax

Wichtiger als diese Einzelheiten sind einige allgemeine syntaktische Anschauungen, die von der Sprachvergleichung gefunden oder verbreitet worden sind. Dazu gehört in erster Linie die Einsicht, daß alle Hypotaxe hervorgegangen ist aus einer Parataxe, die schon früher ausgesprochen, aber erst in Delbrücks syntaktischen Forschungen (1871—1888) empirisch begründet war; die psychologische Betrachtung fügte dazu die weitere Erkenntnis, daß die Parataxe nicht ein Nebeneinander von innerlich selbständigen Sätzen sei, sondern auch koordinierte Sätze zueinander immer in Wechselbeziehungen stehen, die oft durch andere Mittel als syntaktische im engeren Sinne zum Ausdruck kommen, z. B. durch musikalische, die sich
der schriftlichen Fixierung entziehen oder durch die Interpunktion nur mangelhaft ausgedrückt werden. — Ein deutlicher Beweis dafür, daß eine ausreichende Beobachtung nur an lebenden Sprachen möglich ist. Als ein vortreffliches Beispiel für die Anwendung dieser Erkenntnis kann ich Morris' Aufsatz über den Konjunktiv in unabhängigen Sätzen nennen (Amer. Journ. 18), wo Fälle wie *per me habeat licet, sici vivent* psychologisch und sprachgeschichtlich aufgeklärt werden. Da nun fast alle lateinischen Nebensätze relativer Natur sind, so mußte sich natürlich das Augenmerk besonders auf die Relativsätze richtet; nachdem Wegener (1874) aus allgemeinen Gründen, Paetzolt (1875) auf Grund des ältesten Materials ihre Herkunft aus dem Fragesatz behauptet hatten, leistete Bertelsmann (1885) die wichtigste Vorarbeit, indem er die ältesten Typen zusammenstellte; die wichtige Erkenntnis, daß auch der indefinite Gebrauch von *qui* und *qui* zur Entstehung der Relativsätze beigetragen hat, ist vereinzelt ausgesprochen, aber noch nicht sorgfältig begründet worden.

War aber hier schon das Verhältnis so, daß die Vergleichung die Anregung gab, die eigentliche Forschung aber der einzel-sprachlichen Betrachtung überlassen blieb, so wird man überhaupt sagen dürfen, daß in dieser der Schwerpunkt der syntaktischen Arbeit gelegen hat. Sie hat erstens viele wichtige Beiträge zur genetischen Erklärung der Erscheinungen geliefert (z. B. hat Skutsch *quicumque* überzeugend als „wer und wann“ gedeutet und *quisque* ähnlich aus Verbindungen wie *ut [ubi] quisque* „wie und wer“ hergeleitet), zweitens aber ein sehr reiches Material zur historischen Syntax gerade in dieser Periode zusammengebracht (vgl. S. 318). Besonders viel hat in dieser Hinsicht E. Wölflin getan, nicht nur durch seine eigenen Arbeiten, sondern auch durch die seiner zahlreichen Schüler und namentlich durch die Begründung des Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik (seit 1884), in dem auch einige wichtige syntaktische Arbeiten erschienen sind. Er hat besonders das Verdienst, auf das aller Schriftsprache zugrundeliegende Volkslatein (Vulgärlatein) und die romanischen Sprachen als eine Quelle für dieses hingewiesen und die sprachstatistische Methode eingeführt zu haben. Seine Untersuchung über „Lateinische und romanische Komparation“ (1879) und seine Abhandlung über die Sprache des Cassius Felix (1880) haben vielen nachhaltige Anregung gegeben; daß dabei der Wert der Statistik bisweilen überschätzt und — besonders in der Behandlung des Vulgärlateins und seiner angeblichen Dialekte (vgl. S. 318 über

1 Für die Erschließung des Plautus hat Studemund viel getan; die von ihm geleiteten „Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins“ (seit 1873) enthalten eine Reihe tüchtiger Beiträge zur Syntax. Dazu kommen besonders schwedische Arbeiten, z. B. Lindskog, De paratax et hypotax Plautina.


Daneben ging eine lebhafte Forschung einher, die nicht von den Autoren, sondern von den Erscheinungen ausging und die eigentlich syntaktischen Probleme in Angriff nahm. Vor allem ist über Tempora und Modi debattiert worden, während die Kasusfrage etwas in den Hintergrund getreten ist; der Löwenanteil an dem erreichten Fortschritt gebührt hier amerikanischen Forschern. Namentlich Morris hat in seiner einschneidenden Kritik der neueren syntaktischen Forschung (On principles and methods in Latin syntax, 1901) die Verschiedenheit unserer Betrachtungsweise von der früheren scharf präzisiert und die Wege bezeichnet, die uns heute als die allein gangbaren erscheinen. Wir sind zu der Einsicht gelangt, dafs die Vergleichung in der Syntax mit besonderer Vorsicht gehandhabt werden muhs, weil sie nur zu leicht von einer sorgfältigen Untersuchung der einzelnen Sprache abhält, auf die es hauptsächlich ankommt. Diese Untersuchung darf nicht einseitig von gewissen Formen ausgehen und diesen eine bestimmte Grundbedeutung zuschreiben, aus der sich alle Gebrauchsweisen geradlinig ableiten lassen (z. B. Konjunctiv, Suffixe wie -to), sondern sie muhs von den lebendigen Worten ausgehen, da ja die Wortbedeutung von Einfluss auf die Geltung der Endungen und Suffixe ist, und auch diese Worte nur als Teile des Satzes fassen, der im Grunde τὸ κατὰ ἐνίον πρὸς τὸν ist. Was uns nottut, ist eine gesunde Empirie, die nicht von vorgefertsten oder konstruierten Begriffen ausgeht, sondern der Eigenart der einzelnen Erscheinungen liebe-

Um wenigstens noch einige Einzelheiten in Kürze zu erwähnen, so ist die potentielle Bedeutung des Konjunktivs, deren


Anhang.

Von F. Skutsch, Breslau.

Etymologie und Lexikographie mögen wenigstens anhangsweise Erwähnung finden. Zwar ist es schwer, über erstere einen systematischen Bericht zu erstatten, denn die Fortschritte liegen da so gut wie durchaus in der Menge neu gefundenen Einzeletymologie, die sich hier nicht zusammenstellen lassen, während die in der Berichtszeit erschienenen Handbücher oder Lexika der lateinischen Etymologie gar nicht (Vaniček) oder
nur in sehr beschränktem Grade (Brael-Bailly in mehreren Auflagen; Wharton) nutzbar sind. Nur die Fragen der Bedeutungslehre, die ja für die Etymologie so wichtig sind wie die formalen, sind wiederholt teils für ein weiteres Sprachgebiet, teils für das Latein zusammenhängend und mit Nutzen besprochen worden. Aber auch hier kann ich mir eine Aufzählung sparen, da man sie in Pauls Prinzipien im Kapitel über Bedeutungswandel (S. 67) findet; dazu kommt jetzt noch das einschlagende Kapitel in Wundts Volkerpsychologie. Eine Darstellung und Kritik der modernen Ansichten würde hier zu weit führen. So viel darf aber wohl gesagt werden, daß alles die möglichen Arten des Bedeutungswandels heute bekannt und auch auf ihren psychologischen Grundhin durchforscht sein dürften, während eine Systematisierung der Gruppen noch nicht recht gelungen ist. Sollte jemand daran liegen, gerade des Referenten Ansicht über diese Dinge zu lesen, so darf er auf Zeitschr. f. Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane (1905) verweisen.

seiner Zeit, seinen Formen, seinen Verbindungen zu tun hat, auf eine ganz neue Basis.

Vielleicht darf der Verfasser zum Schluß in Kürze sagen, welches Ziel ihm bei diesem Berichte (soweit er ihn selbst verfassen konnte) noch über das allgemeine Ziel des Gesamtwerkes hinaus vorgeschwebt hat. Fachmännern wollte und konnte er nichts Neues sagen, da er ja nur in raschem Überblick das Wichtigste zusammenzufassen hatte, was bereits geleistet ist und also im Spezialistenkreis allgemein bekannt sein muß. Aber ich habe schon gesagt, daß und warum als Fachmänner auf dem Gebiet der lateinischen Grammatik im allgemeinen nur Indogermanisten, nicht aber die klassischen Philologen gelten dürfen. Gerade diese habe ich mir daher als Leser meines Berichtes gedacht, und die Hoffnung oder wenigstens der Wunsch hat mich begleitet, daß diese Seiten einiges tun möchten, um deren Vorurteile zu zerstreuen. Ich hoffe, daß sich in meinem Berichte die Probleme der lateinischen Grammatik als des philologischen Interesses durchaus würdig, und die Lösungen, soweit sie ge- lungen sind, als durchaus klar und nicht bloß dem Linguisten, sondern auch dem Philologen im engeren Sinne wichtig darstellen. Wenn es mir gelungen ist, diesem Ziele nahezukommen, so bitte ich, darauf zu achten, daß es gelungen ist, ohne daß ich ein Wort Sanskrit und ohne daß ich die von den Philologen nicht minder gefürchtete „linguistische Algebra“ mit \( g^2 \), \( a \) usw. angewendet habe. Denn nur so wird sich, glaube ich, der modus vivendi zwischen Philologen und Linguisten finden lassen: die Linguisten müssen in den sich auch an klassische Philologen wendenden Arbeiten möglichst wenig spezialistische Voraus- setzungen machen und auch philologischen Ansprüchen möglichst gerecht werden; die Philologen ihrerseits müssen sich von den Linguisten ganz unbedingt die grammatische Methode aneignen, während Theorien über indogermanische Ablautreihen und selbst Sanskrit (so sehr auch eine wenigstens vorübergehende Beschäfti- gung damit jedem Philologen zu empfehlen ist) immerhin ent- behrt werden können. An die Philologen aber tritt die be- zeichnete Anforderung umso dringender heran, als man anerkennen muß, daß die Linguisten sich der Mittellinie ihrer- seits mehr und mehr genähert haben; ich wüßte nicht, was einen Philologen hindern könnte, ein so vortreffliches Buch wie Solmsens Studien zur lateinischen Lautgeschichte in allem Wesentlichen zu verstehen und zu genießen. Aber nicht bloß
Das antike Privatleben.

Von Hugo Blümner, Zürich.


1 Vgl. Blümners Bericht über die Literatur zu den griechischen Privataltertümern aus den Jahren 1891—1900 im Bursian Bd. CX.

Kroll, Die Altertumswissenschaft.

Daß und weshalb bei den römischen Privataltertümern die Denkmäler und Ausgrabungen nicht die gleich große Bedeutung haben wie bei den griechischen, ist bekannt und bedarf keiner Darlegung. Daß aber auch bei ihnen die Herbeiziehung der monumentalen Quellen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, zeigt die Tatsache, daß die Neubearbeitung von J. Marquardts trefflichem Handbuch des „Privatlebens der Römer“, das schon in seiner ersten Ausgabe die Denkmäler gebührend herangezogen hatte, in die Hände von August Mau, dem ersten Kenner Pompejîs, gelegt worden ist (1886). Einen anderen

unzulänglichen und längst veralteten ähnlichen Werke, mit denen man sich früher behelfen mußte, Panofkas „Bilder antiken Lebens“ und L. Weißers „Lebensbilder aus dem klassischen Altertum“, entbehrlich geworden sind.

Das antike Privatleben.

357

ist, auch die Details des homerischen Hauses in Seitentüren, Korridoren u. dgl. im mykenischen Palasten nachzuweisen, was doch wohl ein zu langes Fortleben solcher Einzelheiten vorausgesetzt, die kaum die Stürme der dorischen Wanderung überdauert haben dürften, so schien es dagegen sehr einleuchtend, die angenommenen Hauptteile des homerischen Hauses: Hof (ἀλῖ), Männersaal (μόστος) mit Vorhalle (ἀγορα, ἀγοραίος), Frauenwohnung, Schlafgemächer (ἴλαιος), Vorratskammern u. dgl., in den Räumlichkeiten der mykenischen Paläste, speziell des von Tiryns, wiederzufinden und danach anzunehmen, daß sich der Plan eines alten Herrenhauses im wesentlichen, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen und minder kompliziert, bis in die Zeit der homerischen Dichtung hineübergerettet habe. Allein gegen dies lange Zeit unbestrittene Dogma sind neuerdings wichtige Bedenken erhoben worden. So alt die Erkenntnis ist, daß wir in den homerischen Gedichten ältere und jüngere Bestandteile scheiden müssen, so wenig hat bisher diese Erkenntnis Einfluß ausgeübt auf die Behandlung dessen, was man homerische Realien nennt, in denen in der Regel alle Belegstellen als gleichwertig behandelt zu werden pflegten. Darin ist gegenwärtig eine Wandlung eingetreten; die Untersuchungen von Reichel und von Robert über die Waffen der homerischen Zeit sind für diese neue, kritische Betrachtungsweise charakteristisch. Auf denselben Wege ist man nun auch dem homerischen Hause, wie es bisher rekonstruiert zu werden pflegte, zu Leibe gegangen. So suchte Puchstein (Arch. Anz. VI 42) die Annahme eines besonderen Frauengemachs im Hause des Odysseus, das man im Erdgeschoß annahm, und dessen Existenz Dörpfeld gerade durch den Grundriß von Tiryns bestätigt fand, als unrichtig zu erweisen, indem er vielmehr Penelope ins ἵππος vorweist und der hauptsächlich dagegen sprechenden Stelle, δ 625 ff., als von einem späteren Bearbeiter, der unter ῾Ηλαίος den Herrensaal verstand, herrührend, die Beweiskraft abspricht. Demgemäß nimmt Puchstein vier Stadien an: 1. das am Ende der mykenischen Periode (Tiryns), wo im Erdgeschoß ein besonderes, vom Herrengemach getrenntes Frauengemach bestand, ein Zustand, von dem sich in der homerischen Dichtung keine Spur mehr erhalten habe; 2. das Megaron ist zugleich der Wohnraum für die Hausfrau; das ist die eigentliche homerische Anschauung, die in den ältesten Teilen der Dichtung zum Ausdruck kommt; 3. das ἵππος wird zur Gynaikonitis bestimmt; aus dieser Zeit rührt die Anschauung her, die in einigen Stellen der Ilias, die für jüngeren Datums gelten (B 513,
III 184), und in der angegebenen Stelle der Odyssee hervortritt; und 4. als erst viel später aufkommend: die Gynaikonitis wird ins Erdgeschofs verlegt, in ein besonderes Haus mit besonderem Hofe. —

Wandte sich so Puchstein, nicht ohne von I. Müller, Joseph u. a. Widerspruch zu erfahren, gegen das Vorhandensein einer eigenen Frauenwohnung im homerischen Hause, worin ihm van Leeuwen (Mnemosyne 1901) zustimmte, so bekämpfte Münsterberg (Jahresh. d. österr. arch. Inst. 1900) das Vorhandensein eines besonderen Schlafgemachs des Herrscherpaares, mit Ausnahme des Hauses des Odysseus, wo ja ein solches bestimmt bezeugt ist und in der Erkennung des Heimkehrenden sogar eine wichtige Rolle spielt. Er ging davon aus, daß der öfters erwähnte μυργός δόμον ἐνυπόλοια, in dem Hausherr und Hausfrau schlafen, nicht ein besonderes Gemach in einem Winkel des Hauses, sondern nur ein eigener, abgesonderter Raum in einem Winkel des Saales, d. h. des μέγαρος, sei; hier, also im Megaron, schließ das Herrscherpaar, und indem man den μυργός, in einem späteren Stadium vielleicht, durch eine Scheidewand vom Männersaal trennte, ward er zum θάλαμος. Indem dann weiterhin dieser θάλαμος auch im Grundriß des Hauptsaales getrennt und diesem an der Rückwand angefügt wurde, wurde der Thalamos ein besonderes Gemach und, wie Münsterberg glaubt, das Prototyp des Opisthodoms für den Tempel. Vom gleichen Grundgedanken, aber zu anderen Konsequenzen gelangend, geht Ferd. Noack aus, dessen Schrift „Homerische Paläste“ (1903) zwar unseren chronologischen Ansatz überschreitet, aber doch der nahen Beziehung zu den in Rede stehenden Fragen wegen nicht übergangen werden darf. Noack, der zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung nicht das Haus des Odysseus, sondern das Zelt des Achilleus in Ω nimmt, sucht ebenfalls zu erweisen, daß es im homerischen Hause kein eigenes Schlafgemach gab, vielmehr das Megaron als solches diente, und das dies auch der Grund ist, weshalb Gäste, selbst vornehme, nachts in der αἰθήρια σαλάλη schlafen müssen. Die Verse 650 ff., in denen Achilleus diesen Ort des Nachtlagers eigens entschuldigt und motiviert, seien Zusatz eines späteren Bearbeiters, der die alte Sitte nicht mehr verstand. Also auch Noack sucht den μυργός δόμον im Megaron selbst und leugnet das Vorhandensein eines Ethalamos im homerischen Hause (immer das Haus des Odysseus ausgenommen); wenn einige Stellen dieser Annahme widersprechen, so seien das eben formelnhafte Verse, die von späteren Bearbeitern mifsverständlich ein-
Das antike Privatleben.


Das homerische Haus wird bei Annahme dieser Hypothesen viel bescheidener, als man es sich bisher vorgestellt hatte; es hat nur das Megaron, die besonderen Wohnungen der verheirateten Kinder und die ἐκατοντιόν für Gesinde, Vorräte u. dgl.; keinen Eththalamos, keine Frauenwohnung, keinen Oberstock. Ist das so, dann können allerdings die mykenischen Paläste mit ihren vielen und verschiedenartigen Räumen nicht mehr als Parallele dienen; manches bleibt, wie der Hof mit dem Propylaion, das Megaron mit der Vorhalle, die Korridore mit den Kammern, aber das seien eben die Bestandteile des älteren griechischen Hauses gewesen, die die mykenische Kultur in Griechenland nicht geschaffen, sondern bereits vorgefunden habe. Dieser Typus des schon vormykenischen Hauses lebe im Hause der homerischen Dichter ebenso fort wie das einzelne Megaron im Tempel.

Man sieht, — es sind wichtige Fragen, die hier zur Behandlung kommen. Es handelt sich nicht bloß darum, welche Bestandteile wir dem homerischen Hause zuschreiben sollen, sondern die Frage liegt viel tiefer: welche Spuren im homerischen Epos weisen uns auf eine urygriechische, vormykenische Kultur hin? In dieser Frage ist das Haus nur ein kleiner Ausschnitt; ist sie einmal gestellt, und hält man sie für lösbar, so werden ebenso alle anderen Seiten der homerischen Kultur und Sitte daraufhin zu untersuchen sein: Sitten, Tracht, Bewaffnung etc. Ob eine derartige Untersuchung greifbare Resultate ergeben würde, wage ich nicht von vornherein zu bejahen, denn schon die Aufstellungen Noacks, nach denen das Haus des Odysseus, das man bisher im Gegensatz zu den Palästen des Menelaos, Alkinoos, Priamos als das einfachere zu betrachten gewohnt war, nun durch seine singuläre Beigabe eines eigenen Schlafgemachs im Gegenteil als das reicher ausgestattete erscheint, schon diese neue Hypothese unterliegt Bedenken, die freilich hier des näheren auszuführen nicht der Ort ist.

Die kretischen Paläste von Knossos und Phaistos lassen wir hier beiseite, zumal sie in ihren starken Abweichungen von den
„mykenischen“ für die homerische Epoche gar nicht in Betracht kommen. Für das Haus der hellenistischen Epoche sind namentlich die Ausgrabungen von Delos, Priene, Magnesia am Maiander wichtig, da unter den aufgedeckten Ruinen sich auch solche von Privathäusern finden; doch liegen hier eingehendere Publikationen und Mitteilungen erst teilweise vor. Auch darauf mag hingewiesen werden, daß uns durch Schreibers Untersuchungen über die hellenistischen Reliefbilder und Maus grundlegende Behandlung der pompejanischen Wanddekoration wichtige Ausblicke auf die innere Ausstattung des hellenistisch-alexandrinischen Wohnhauses eröffnet worden sind.

Unsere Kenntnis des antiken Hausrats 1 hat in neuerer Zeit keine wesentliche Bereicherung erfahren, zumal technische oder stilistische Fragen, bei denen noch eher davon die Rede sein könnte, hier aufser Betracht fallen. Für das Mobiliar der griechischen Zeit fehlt uns noch immer die unmittelbare Anschauung, wie sie für die römische die Funde von Pompeji und Herculaneum wenigstens teilweise ermöglichen. Auch im übrigen Hausrat ist nicht viel Neues zu verzeichnen. Eine vorher unbekannte Gerätform ist uns in den griechischen Kohlenbecken bekannt geworden, über die zuerst und am eingehendsten Conze gehandelt hat (Arch. Jahrb. 1890), mit Nachträgen von F. Winter (ebd. 1897). Von diesen Geräten sind freilich nur sehr wenige Stücke so weit erhalten, daß man daraus ihre Form erschließen kann. Es sind Tongefäße von zylindrischer, unten am Boden und oben etwas ausgebauchter Form, von etwa einem halben Meter Höhe; der als Fuß dienende Zylinder ist hohl, mit eckig ausgeschnittener Öffnung und weiter oberhalb an den Seitenwänden mit Tiermasken versehen, die im Maul durchbohrt sind. Darüber liegt das eigentliche Kohlenbecken, dem der untere Zylinder als Träger dient und zugleich von unten her Luft zuführt. Das mit dem Fuβ aus einem Stück gearbeitete, unten ausgebauchte Becken, auf dem die Kohlen lagen, ist durchbohrt, teils der Luftzufuhr wegen, teils damit die Asche durch die Löcher in den Fuß herabfallen kann; am oberen Rande des Beckens erheben sich drei rechteckig abschneidende Ansätze, die auf der Innenseite bärtige Köpfe (Silene, Karikaturen, Theater-

1 Über antiken Türverschlufs sind mehrere Arbeiten erschienen, vornehmlich von Fink (1890), Jacobi (1897), Diels (1897) und Brinkmann (1900); doch muß ich diese Frage, die ohne Abbildungen gar nicht darzulegen ist, hier beiseitelassen.
Das antike Privatleben.

361

masken, gewöhnliche Menschen u. dgl.) in flachem Relief zeigen, bei denen der lange Kinnbart stark nach innen heraustritt: diese drei Bärte dienten dazu, das in das Kohlenbecken eingesetzte Gefäß oder Platte zu tragen. Während sich, wie erwähnt, von den Gefäßen selbst nur sehr wenig Reste erhalten haben, sind solche solider gearbeitete Stützen mit den bärtigen Köpfen in beträchtlicher Zahl vorhanden (die meisten in Athen und Delos gefunden); stilistisch sind sie alle einander verwandt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man es mit einem Fabrikat zu tun, das in der hellenistischen Epoche, und zwar anscheinend im 2. Jahrhundert v. Chr., eine Zeitlang in dieser Form Mode war; Conze vermutet, daß Athen der Hauptschafriekationsort war, Delos (woher allein über 100 solcher Köpfe stammen) Exportplatz. Wie man diese Gefäße benennen soll, bleibt ungewiß; Conze schlug (nach Diels) πιέρανως vor, Benndorf (Eran. Vindob. 381) ξιάρανως, Mau (Röm. Mitt. 1895) χιαρότανως oder βαϊνως, Referent (Jahresber. 1901) τιμμαντιός. Die Gefäße dienten wohl weniger zur Bereitung als zum Warmhalten von Speisen und Getränken.

Mehr ist in der Berichtszeit an Arbeiten zur Geschichte der griechischen Tracht zu verzeichnen. Neben Helbig, der in seinem „Homerischen Epos“ auch dieser Seite der epischen Kultur eingehende Betrachtung gewidmet hat, ist es vornehmlich Studniczka, dessen Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (1886) ungemessen förderlich waren, daneben die Promotionsschriften von J. Böhlau, Quaestiones de re vestiaria Graecorum (1884), und G. Müller, Quaestiones vestiariae (1890). Für die Erkennung der homerischen Tracht (wobei wir von der kriegerischen und der Bewaffnung absehen) haben die Funde der mykenischen Periode freilich nichts lehren können; die verhältnismäßig spärlichen Darstellungen menschlicher Figuren, die sich auf Denkmälern jener Epoche erhalten haben, führen uns in eine viel frühere Periode als die des Epos. Zumal die aus den mykenischen Goldringen bekannte eigentümliche Frauentracht, über die Milchhöfer gehandelt hat (Anfänge der Kunst 97), nackter Oberleib mit falbelreichem Rock um den Unterleib — eine Tracht, die in den Wandmalereien der kretischen Paläste ihre Bestätigung gefunden hat —, werden wir als altgriechisch kaum ansprechen.

1 Erwähnung verdienen an dieser Stelle zwei Gymnasialprogramme: J. M. Miller, Die Beleuchtung im Altertum (Würzb. 1888), und vornehmlich M. Planck, Die Feuerzeuge der Griechen und Römer (Stuttg. 1884), eine vortreffliche, den Gegenstand fördernd und erschöpfend behandelnde Schrift.
dürfen. Dagegen steht die homerische Tracht zeitlich den Darstellungen der ältesten Vasenmalerei näher als der mykenischen Epoche, sodass hier mit Recht die besten Aufschlüsse gesucht werden, wie das vornehmlich durch Studniczka, unter scharfer Erwägung derjenigen älteren Schriftquellen, die noch gute Tradition bewahrt haben können (besonders Herod. V 87 und Thuk. I 6), geschehen ist. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist dies, dass in altgriechischer Zeit die Männertracht ursprünglich ein Lendenschurz mit genesteltem Chlaena war, dass aber in der Zeit des homerischen Epos an die Stelle des Schurzes der linnene Chiton getreten war, dessen semitischen Ursprung der Name des Kleidungsstückes noch bewahrt hat; dass ferner in der Frauentracht die sogenannte dorische Chiton auch für die homerische Zeit anzunehmen ist, dass also die Tracht der Männer und der Frauen auf der hoch altertümlichen Françoisvase von der homerischen sich noch nicht sehr wesentlich unterscheidet. Dieser Ansicht ist Helbig, der in der ersten Auflage seines Buches die homerische Tracht sich noch stark nach orientalischer Art gedacht hatte, in der zweiten Auflage beigetreten, wenn auch mit gewissen Modifikationen im einzelnen, und sie darf als die heute allgemein angenommene bezeichnet werden.

Sowohl Studniczka wie Helbig greifen über die homerische Zeit in die historische hinüber und legen die Umwandlungen dar, die in den nächsten Jahrhunderten erfolgt sind und für die uns weniger die Literatur als die Kunstdenkmäler die Belege liefern. Leider hat Studniczka seiner als erster Teil bezeichneten Abhandlung die Fortsetzung noch nicht folgen lassen; hier greift ergänzend ein eine Abhandlung von Kalkmann: „Zur Tracht archaischer Gewandfiguren“ (Arch. Jahrb. 1896). Hier haben uns neuere Funde, namentlich auch die Frauenfiguren von der Akropolis, manches gelehrt; und wenn man früher in der Faltenbehandlung der Denkmäler, wo bei derselben Figur öfters krause oder wellige Falten mit geradlinigen wechseln, die Andeutung verschiedener Stoffe erkennen wollte (so z. B. Böhlan), so kann es jetzt keinem Zweifel unterliegen, dass es sich dabei (wie schon Müller a. a. O. angenommen hatte) nur um eine stilistische Ausdrucksweise handelte, die auf diese Art die lose hängenden Teile des Gewandes (vornehmlich am Oberkörper, Armel, ἄντορπνύμα, Bausch) von den gerade herunterfallenden, lediglich dem Gesetz der Schwere folgenden, unterschied. Manches ist freilich auch heute noch fraglich, wie z. B., ob der Überhang, das ἄντορπνύμα, das beim späteren Chiton öfters aus einem besonderen Stück Stoff
Das antike Privatleben.

geschnitten und vorn und hinten am Halsrande angenäht war, auch als besonderes Kleidungsstück abnehmbar gearbeitet wurde; ob die steife Zickzackfältelung der Gewänder der archaischen Kunst lediglich Folge des altertümlichen Stiles ist, oder ob die Gewänder in der Tat durch Brennschere oder Presse ein derartiges Aussehen erhielten u. a. m. Ebenso fehlt es noch an Untersuchungen über die Kleidung im hellenistischen Zeitalter, obschon auch dafür an archäologischem Material kein Mangel ist. Eine vollständige Geschichte der griechischen Tracht ist überhaupt ein Bedürfnis, zumal manche andere hierhergehörige Kapitel, wie z. B. die Behandlung der Fußbekleidung, seit langer Zeit brachliegen.

In einem solchen Buche würde auch die Geschichte des Schmuckes eine Stelle finden, für die aus neuerer Zeit mehrere Spezialuntersuchungen vorliegen. Der Schmuck der homerischen Zeit ist von Heibig mit gewohnter Sorgfalt behandelt worden, der sich bemüht, die zum Teil schwer deutbaren Angaben des Epos durch Analogien gefundener altgriechischer Schmuckstücke zu erklären. Auch dabei bleibt freilich manches zweifelhaft, wie z. B. die schon von den alten Erklärern verschiedentlich erklärten ἄκρατα τρίγλυρα μοφόντα des Epos. Diese „dreiäugigen, brombeerartigen“ Ohrringe, für die Helbig noch verschiedenartige italische Typen als Analogie heranzog, sind von Orsi (Strena Helbigiana 221) auch in Großgriechenland nachgewiesen worden, so daß jetzt auch Hadaczek, Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker (1903) 25 f., in dieser Form die der homerischen Ohrringe anzunehmen geneigt ist. Es sind das solche, die drei goldene Linsen zeigen, die, tropfen- oder beerenartig nach unten hängend, an den Goldring angeölt sind. Immerhin sind derartige Hypothesen, solange sie nicht durch Funde auf altgriechischem Boden bestätigt werden, recht problematisch, und das gilt auch von Helbigs Versuch, die Form der homerischen πέρονι oder πόρον durch italische Fibeln anschaulich zu machen. Es ist freilich zu bemerken, daß Fibeln oder Gewandnadeln in griechischen Funden viel seltener sind als in italischen oder mittel- und nordeuropäischen. So kennen wir aus den genauen Publikationen, z. B. der François-Vase, sehr gut die Form der dort abgebildeten Heftnadeln, mit denen das Gewand auf der Schulter befestigt war; allein, was man als Parallele aus vorhandenen Fibeln hat heranziehen können (bei Studniczka 100 abgebildet), ist doch nur von sehr entfernter Ähnlichkeit, und dazu ist darunter nur eine einzige von griechischer Provenienz.


Vornehmlich zwei Seiten der attischen Jugenderziehung sind es, für die die neuere Forschung neues Material gewonnen hat:

Sehr vielfach ist die schon früher oft behandelte Frage nach den Bedingungen des Fünfkampfes, besonders nach der Reihenfolge der Kämpfe, Gegenstand der Erörterung auch in neuester Zeit gewesen, darunter mehrfach auch aus speziell turnerischem Gesichtspunkt. Darauf beziehen sich die Arbeiten von Gardner (1880), Myers (1881), Holwerda (1881), Marquardt (1886), Fedde (1888), Faber (1892), Haggmenmüller (1892), Henrich (1892 und 1894), Mie (1894). Indessen gerade hier erweist es sich, daß da, wo die zeitgenössischen Nachrichten spärlich und mehrdeutig, die späten Grammatikernotizen unzüreichend oder geradezu falsch sind, keine sicheren Resultate zu erreichen sind, wenn die Bildwerke uns im Stich lassen; und letzteres ist gerade hier der Fall. Denn so belehrend die Vasenbilder für jede einzelne Übung des Pentathlons sein mögen, so wenig sagen sie uns über die Bedingungen dieses komplizierten Wettkampfes. Die Folge ist, daß diese Frage, trotz der eifrigen Arbeit daran, nicht entschieden ist: mehr, als daß der Ringkampf die letzte Übung des Fünfkampfes war, sind wir bisher zu sagen nicht imstande.
Das antike Privatleben.

Dafür verdanken wir einem glücklichen Funde unter den Oxyrhynchus-Papyri, der ein Bruchstück einer Olympiaisonikenliste enthält, neben wichtigen chronologischen und kunsthistorischen Tatsachen auch die Kenntnis der Reihenfolge der gymnastischen Wettkämpfe bei den olympischen Spielen; s. Robert im Herm. XXXV. Es zeigt sich, daß die von Phileon überlieferte Reihenfolge der Agone: στάδιον, δίανυσος, δόλινος, πένταθλον, πάλι, πίξ, παγχάμιον, παιδόν στάδιον, παιδόν πάλι, παιδόν πίξ, ὀλιγίζει, τέθημιστον, κέλλας, die faktische war. Was die Verteilung dieser dreizehn Kampfarten auf die fünf Spieltage anlangt, so nimmt Robert an, am ersten Tage haben stattgefunden: 1. στάδιον, 2. δίανυσος, 3. δόλινος; am zweiten: 4. πένταθλον; am dritten: 5. πάλι, 6. πίξ, 7. παγχάμιον; am vierten: 8. παιδόν στάδιον, 9. παιδόν πάλι, 10. παιδόν πίξ, 11. ὀλιγίζει; am fünften: 12. τέθημιστον, 13. κέλλας. So seit Ol. 78; für die Zeit vorher, wo nur drei Tage Kampfspiele waren, nimmt er an, daß am ersten Tag 1—3, am zweiten 4—9, am dritten 10 bis 13 stattfanden.


Wenig ist für die Kapitel der Berufsarten geschehen. Die wichtigste Frage, über die Stellung des Arbeiters im Altertum, die einst Drumann, Büchsenschütz, Frohberger behandelt hatten, ohne eine vollständige Benutzung der Quellen zu beabsichtigen, ist liegen geblieben; die Geschichte des griechischen Handwerks, einst von Riedenauer für die homerischen Zeiten mit Glück begonnen, hat nach dessen frühzeitigem Tode keinen neuen Bearbeiter gefunden. Über Ackerbau, Viehzucht, Jagd liegt aus neuerer Zeit wenig Wichtigeres vor. Untersuchungen, wie sie einst Wüstemann geführt hat,

Für Gewerbe und Industrie muß Referent sein eigenes Werk über die Terminologie und Technologie der Gewerbe und Künste (1875—87) anführen, immerhin mit dem Hinweis, daß manche Abschnitte darin heute bereits überholt sind und der Neubearbeitung bedürften, vornehmlich die über Weberei, Papyrusfabrikation, Vasenmalerei, Steinschneidekunst, Enkaustik, da hier überall neue Forschungen von Ahrens, Schrader, Birt, Dziatzko, Furtwängler u. a. m. vorliegen. Einer erneuten eingehenden Bearbeitung bedürfte auch der Handel im griechischen Altertum, für dessen Geschichte und Darstellung ja ältere treffliche Arbeiten vorhanden sind, unter denen besonders Büchsenschütz, Besitz und Erwerb, eine ehrenvolle Stelle beanspruchen darf. Das Buch von Richter, Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeers im Altertum (1886), ist ganz hübsch und brauchbar, aber eben nur eine gedrängte gemeinverständliche Darstellung des gewaltigen Stoffes. Dafs auf diesem Gebiete,


Über Spiele — Kinder- wie Gesellschaftsspiele — besitzen wir schon lange das zusammenfassende Buch von Becq de Fouquière: Les jeux des anciens (1869, 2. Aufl. 1873). Neues ist seither nicht viel bekannt geworden, nur die Kottabosfrage, die O. Jahn zuerst eingehend behandelt, Heydemann durch weiteres Denkmälermaterial ergänzt hatte, ist wieder in Flüs gekommen, vornehmlich seitdem Barnabei und Helbig in Bronze-
Das antike Privatleben.


Der Spielliteratur gehört auch die hübsche Schrift von Ohlert an, Rätsel und Gesellschaftsspiele der Griechen (1885) sowie Bolle, Das Knöchelspiel bei den Alten (1886), der sich, was das philologische Material anlangt, z. T. an Heydemanns Winckelmanns-Programm, Die Knöchelspielerin im Palazzo Colonna (1877) anschließt, aber den Vorzug hat, die nicht so einfache Frage nach der Bedeutung der vier Astragalosseiten und nach der Berechnung des Wertes der Würfe bei Benutzung von vier Astragalen glücklicher und einleuchtender zu erörtern als einst Voemel, und der daher zu wahrscheinlicheren Resultaten kommt, als hierüber die Handbücher (auch noch Marquardt-Mau 850) enthalten. Leider scheint Mau die Abhandlung Bolles, als er den Artikel Αστραγάλος für Pauly-Wissowa verfasste, nicht gekannt zu haben, die zurzeit das Beste und Vollständigste ist, was über dieses Spiel existiert.

Das antike Privatleben.

oder der ebendort aufgefundenen Badevorrichtung u. a. m. — Neben Mau müssen wir an diesem Orte H. Nissen nennen, dessen „Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums“ (1877) zwar größtenteils auch baugeschichtlicher Art sind, aber dabei doch vieles hineinbeziehen, was nach alter Gewohnheit den Privataltertümern zugewiesen wird und um so mehr hierher gehört, als die Betrachtung zwar von Pompeji ausgeht, sich aber von da aus weiter auf italische oder römische Art überhaupt erstreckt, wie z. B. Strafsenanlagen, Hausbau, Handwerk, Gräbersitten u. dgl. m. Nach diesen Richtungen hin bietet auch Nissens „Italische Landeskunde“ (Bd. I 1883, Bd. II 1902) manches, was dem Gebiete der Privataltertümern zugute kommt. — Neben Pompeji versprechen die Papyrusfunde Ägyptens auch für das Privatleben der dortigen Bevölkerung in der römischen Kaiserzeit manigfache Ausbeute zu gewähren. Aber hier hat die wissenschaftliche Verwertung kaum noch begonnen, und es bleibt der künftigen Forschung vorbehalten, das Material, das die schon publizierten und die noch der Publikation harrenden Papyri nach dieser Seite hin enthalten, zusammenzustellen und wissenschaftlich zu verarbeiten. Übrigens mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß auch das weitschichtige Material des Corpus Inscriptionum Latinarum für die Privataltertümere noch nicht ausgeschöpft ist, obschon es ja begreiflicherweise nur wenige und beschränkte Gebiete sind, für die epigraphische Quellen in Betracht kommen. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Bild, das wir auf Grund der bisherigen Forschungen und Funde von den römischen Privataltertümern gewonnen haben, durch neue Untersuchungen oder Tatsachen keine wesentliche Änderung erfahren wird, während bei den griechischen wohl auch die Zukunft noch manche Erweiterung unserer Kenntnis bringen und manche bisher noch dunkle oder unklare Gebiete aufhellen oder umgestalten wird.
Antike Geographie.

Von Arnold Ruge, Leipzig.


Die hauptsächlichsten Quellen unserer Kenntnis für beide Gebiete, für die allgemeine Geographie und die historische Länderkunde, sind die Schriftsteller; daher gehören auch sie in einen Bericht über die Fortschritte der Alten Geographie hinein. Wenn ich im folgenden auf engem Raum eine Übersicht über die Arbeiten seit 1875 gebe, so bin ich von vornherein genötigt, nur die wichtigsten, womöglich größere Gebiete umfassenden Arbeiten zu nennen.

Antike Geographie.


Die Hauptmasse aller Arbeiten zur Alten Geographie gehört zur Länderkunde. Hier macht sich nun die Entwicklung der geographischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten geltend. Noch Bursian teilte die Geographie ein in „die Choreographie, welche das relativ Dauernde und Unveränderliche, insbesondere als Orographie die Gebirge und als Hydrographie die Gewässer zu schildern hat, und in die Topographie, welche uns das immer Wechselnde und Veränderliche, die Werke der Menschen auf dem natürlichen Boden, kennen lehrt“. Also kein Wort dabei über Größenverhältnisse, Lage, Klima, Pflanzen- und Tierwelt. Die richtige Anschauung, dass erst alle diese Erscheinungen in ihrer Gesamtheit eine richtige Länderkunde ergeben, vertrat gerade in bezug auf die Alte Geographie damals schon, allerdings nur in seinen Vorlesungen, Carl Neumann, der auch hervorhebt, „dass für die relativ einfachen Verhältnisse des Altertums das geographische Moment eine noch viel bedeutsamere Rolle spielt als für die späteren Teile der Geschichte“. Wer es also unternimmt, die Geographie eines Landes in alter Zeit zu entwerfen, muss alle diese Momente berücksichtigen; für die Darstellung der natürlichen Verhältnisse muss er ausgehen von denen der Gegenwart; denn diese haben sich meistens gar nicht oder nur wenig geändert, sicher weniger als die Züge, die der Mensch dem Lande aufgeprägt hat. Man muss den heutigen Zustand kennen, wenn man eine zutreffende Vorstellung von den Verhältnissen des Altertums gewinnen will. Für den Kreis der Mittelmeerländer z. B. wird man deshalb die Arbeiten von Theobald Fischer und von Philippson mit großen Nutzen heranziehen (Der Peloponnes, 1892; Das Mittelmeergebiet, 1904). Das klassische Beispiel aber für die Darstellung der physikalischen Geographie eines Landes der alten Kultur ist die physikalische Geographie von Griechenland von Neumann-Partsch (1885). Klima, Relief des Landes und die geologischen Verhältnisse sowie die Vegetation Griechenlands sind ausführlich dargestellt; dabei werden die Nachrichten aus dem Altertum immer in Vergleich gesetzt.


Den breitesten Raum in der Länderkunde nimmt aber immer noch und naturgemäß die Topographie ein. Sie ist durch

Der jeweilige Stand unserer Kenntnisse der alten Topographie wird am deutlichsten und am übersichtlichsten auf Karten zur Darstellung gebracht. Wir Deutschen können uns rühmen, in Heinrich Kiepert den Mann besessen zu haben, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die wissenschaftliche Kartographie geführt hat. Noch in den letzten Jahren seines Lebens begann er mit der Ausgabe eines großen Atlas, Formae
Antike Geographie.


Was die Bezeichnung auf Karten zur alten Geographie anlangt, so wäre es wünschenswert, wenn noch genauer zwischen völlig sicheren, wahrscheinlichen und unsicheren Ansätzen unterschieden würde. Jetzt werden gewöhnlich nur die unsicheren durch ein Fragezeichen gekennzeichnet. Wenn aber die Unterscheidung nicht noch den einen Grad weitergeführt wird, kann die Karte leicht über die Sicherheit der Benennungen falsche Vorstellungen erwecken. So sind z. B. von den ungefähr 650 wichtigen Namen in Kleinasien westlich der Linie Issos-Kotyora nicht ganz 300 sicher zu identifizieren, und dieses Verhältnis würde sich noch erheblich verschlechtern, wenn man alle irgendwie überlieferten Namen berücksichtigen wollte. Ferner würden die Karten für alle, die sich über eine topographische Frage eingehender informieren wollen, bedeutend an Wert gewinnen, wenn in einem kurzen Namensregister die Hauptstelle in der alten oder neuen Literatur angegeben würde. Die einfache Gegenüberstellung von alten und neuen Namen, wie sie z. B. die obenerwähnte Andersonsche Karte von Kleinasien hat, nützt
eigentlich niemandem etwas. Eine sehr wertvolle Beigabe sind die ausführlichen Kommentare, die zu den Formae orbis gehören; sie behandeln aber immer nur einzelne kontroverse Punkte. Die Realencyklopädie von Pauly-Wissowa wird einstens diese Lücke ausfüllen; aber die Artikel müssen selbstverständlich bald veralten, während eine Karte immer auf dem Laufenden gehalten werden kann. Über die Frage, wann man die Identifikation eines alten Ortes usw. als sicher ansehen kann, herrscht im großen und ganzen Übereinstimmung. Die Angaben der Schriftsteller genügen nur in bestimmten, ziemlich seltenen Fällen, wenn die Lage eines Ortes durch die Natur so scharf ausgeprägt ist, daß sie auch nach einer einfachen Beschreibung zu erkennen ist. Das wird sich in der Hauptsache auf Küstenstädte beschränken und auf solche, die durch ihre Lage an einem Flufs oder an einem wiederaufgefundenen Strafsenzug bestimmt sind. Sonst ist man auf andere Hilfsmittel angewiesen. An erster Stelle stehen die Inschriften, sie haben schon mancher Ruinenstätte ihren Namen gegeben; dann die modernen Namen, wenn sie die alte Form noch erkennen lassen, und endlich können auch Münzen einen allerdings nicht völlig sicheren Anhalt geben, wenn unter den in einer alten Ortslage gefundenen Münzen die einer bestimmten Stadt am zahlreichsten sind. Wie also vorher die Alte Geographie unterstützt wurde von der Archäologie, so hier durch die Epigraphik und Numismatik; eine ganze Reihe von antiken Ortsnamen sind nur durch diese Reste des Altertums erhalten, ich erinnere nur an die langen Namenlisten, die Sterret in dem pisidisch-phrygischen Grenzgebiet gefunden hat. Also die Corpora inscriptionum sowie die Münzwerke sind ein unentbehrliches Hilfsmittel. Mit den letzteren ist es bis jetzt nicht sehr gut bestellt, aber die Berliner Akademie plant ein großes Sammelwerk, von dem auch schon der erste Band mit den Münzen von Dacien und Mösien erschienen ist (1898). Daneben ist, abgesehen von den älteren Sammlungen, der Catalogue of the Greek coins in the British Museum wichtig. Eine kürzere Zusammenfassung bietet die Historia Nummorum von Head (1887).

Einen Überblick über den Stand unserer geographischen Kenntnisse der antiken Welt hat Oberhummer 1893 auf der Philologenversammlung in Wien gegeben; ausführlichere Darstellungen mit reichhaltiger Literatur sind für Iwan Müllers Handbuch von Lolling und von Jung verfasst worden; jener hat die griechische Welt, dieser die römische bearbeitet, von jenem wurde schon vor Jahren eine zweite Auflage angekündigt, von
Antike Geographie.

diesem ist sie 1897 erschienen, allerdings nicht, ohne daß die Literaturangaben von der Kritik mehrfach als ungenügend bezeichnet wurden.


Gleich zu Anfang treffen wir auf ein Problem, an dessen Lösung sich schon viele versucht haben, über das aber noch keine Einigung erzielt worden ist: die Umsegelung Afrikas durch die Phönizier. Die letzte ausführliche Arbeit kommt zu keinem abschließenden Urteil (v. Schwerin in Lunds universitets årsskrift Bd. 38, 1903); die Bedenken, die gegen eine Umsegelung sprechen, sind aber doch so schwer, daß ich denen zustimme, die sie für unmöglich halten. Weiter gefördert ist das Problem der Hannofahrt durch die drei Arbeiten von Kan, De periplous van Hanno (1891), von C. Fischer, De Hannonis Carthaginensis periplo (1893), und von Illing, Der Periplus des Hanno (1899). Der Hauptfortschritt ist in der Bestimmung der Insel Kerne gemacht worden; durch genaue Interpretation des Textes sind Kan und Fischer unabhängig voneinander dazu gekommen, sie im Gebiet des Seget-el-Hamra anzusetzen. Der Endpunkt der Fahrt ist allerdings noch nicht bestimmt und er wird unsicher bleiben, solange die ὄρη μεγάλα nicht einwandsfrei festgelegt sind.

In dem nun folgenden Teil betreten wir das Gebiet französischer Forschung. Es ist bewundernswert, was die Franzosen im nordwestlichen Afrika geleistet haben, vor allem in ihren Besitzungen, Algier und Tunis; aber auch auf Marokko haben sie ihre Arbeiten ausgedehnt, das allerdings wegen der politischen Verhältnisse auch heute noch wenig genau bekannt ist. Das Hauptwerk ist Tissot, Recherches sur la géographie comparée de la Mauritanie Tingitane (1878). Von demselben Verfasser stammt das zusammenfassende Werk über die östlich sich anschließenden Länder, Géographie comparée de la province Romaine d’Afrique (1884, 1888), mit einem Atlas von 17 Blatt, der das Land von Saldae (in der Nähe von Bougie) bis Aarae Philaenorum an der Großen Syrte darstellt. Der Reichtum des Landes an bedeutenden Ruinen ist außerordentlich; bei der großen Sorgfalt und dem

Kroll, Die Altertumswissenschaft. 25

Für Cyrenaika und das andere Nordafrika außer Ägypten verweise ich auf Neumann, Nordafrika nach Herodot (1892); wir ersehen daraus, daß Herodot seine Angaben über das Land guten Quellen entnommen hat; und ferner auf Rainaud, Quid de natura et fructibus Cyrenaicae Pentapolis antiqua monumenta nobis tradiderint (1894), worin aber die Topographie mit Absicht beiseitengelassen ist. Für Ägypten sind die älteren Werke von Brugsch (1876 ff.) und Dümichen (1878) zu vergleichen, die allerdings hauptsächlich für die vorgriechische Zeit in Frage kommen. Vor allem durch die Tätigkeit des Egypt Exploration Fund und durch die Entdeckung von fast zahllosen Papyri haben wir auch über die geographischen Verhältnisse des alten Ägypten, speziell in griechisch-römischer Zeit, neue Kunde erhalten; eine zusammenfassende Bearbeitung ist noch nicht vorgenommen worden und wird, wie die Verhältnisse jetzt liegen, auch nicht so bald vorgenommen werden.

Arabiens Geographie ist von Sprenger (1875) und von Glaser,

der allgemeinen Spekulationen auf den Boden realer Tatsachen geführt und so endgültig entschieden, sondern auch, weil sie uns eine ganze Reihe übereinanderliegender Kulturschichten kennen gelehrt haben. Die Grabungen sind jetzt zum Abschluss gebracht, wenigstens was die Burg anlangt, nachdem das homerische Troja eigentlich erst nach dem Tode Schliemanns erkannt worden war. Die Unterstadt aus homerischer Zeit ist noch nicht untersucht worden (Dörpfeld, Troja und Ilion, 1902). Die Ausgrabungen zu Pergamon, die die reichen Skulpturenansammlungen zutage förderten, haben auch der Geographie Gewinn gebracht, indem v. Diest die weitere Landschaft bereist und aufgenommen hat, und die Berliner Akademie eine Spezialkarte der Umgebung hat herstellen lassen (1904).


Das Gebiet der europäischen Türkei wartet noch auf eine planmäßige Durchforschung; in den nördlich anschließenden Staaten kommen wir in die Sphäre österreichischer Arbeit. Ein Österreicher, der jüngst verstorbene Kanitz, war es, der die Länder der nördlichen Balkanhalbinsel erschloß; ihm verdanken wir auch ausführliche Mitteilungen über römische Reste; so kann man ihn den Entdecker des alten Serbien nennen (Denkschr. Wien. Akad, 1892). Das Zentralorgan für alle auf das Donaugebiet bezüglichen Arbeiten sind die Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, die 1877 gegründet wurden und die benachbarten Länder, ohne Rücksicht auf die heutigen politischen Grenzen, in den Kreis ihrer Untersuchungen zogen. Dasselbe Prinzip ist beibehalten bei den Jahressheften des Österreichischen Archäologischen Instituts, die seit 1898 an die Stelle der Mitteilungen getreten sind. 1897 hat die Wiener Akademie begonnen, die römischen Limesanlagen, zunächst zwischen Carnuntum und Wien, genauer untersuchen zu lassen. Es liegen bis jetzt vier Berichte darüber vor (1900—1903). Die Anlage bestand nur aus Türmen, Kastellen und Straßen; die Wall- oder Mauerlinie war durch die Donau ersetzt. Österreich ist das erste Land, von dem es eine vollständige Übersicht über die auf seinem Boden vorhanden gewesenen Niederlassungen in römischer Zeit gibt, die Austria Romana von Fr. Pichler (1902). Leider läßt die Ausführung des lexikalisch angelegten Werkes die große Menge des zusammengetragenen Stoffes nicht recht nutzbar werden, da bei den einzelnen Artikeln jeder genaue Hinweis auf die einschlägige Literatur — moderne wie antike — fehlt.

In der Topographie der Alpen ist derjenige Punkt, der immer und immer wieder untersucht wird, und in dem es doch noch zu keiner Einigung gekommen ist, die Frage nach dem Alpenübergang Hannibals. Zuletzt ist die Sache ausführlich behandelt worden von Osiander (1900) und von Azan (1902); nach allem ist die Mont Cenis-Route immer noch die wahrscheinlichste. Für das alte Gallien ist auch heute noch Desjardins Werk: Géographie historique et administrative de la Gaule (1870—1880, 1893), das wichtigste; über die vielen Spezialforschungen berichten, um die wichtigsten Zeitschriften zu nennen: Revue archéologique, Bulletin und Mémoires de la Société des Antiquaires und Bulletin archéologique du Comité des travaux historiques et scientifiques. Für die Pyrenäenhalbinsel fehlt ein Gesamttwerk; die Tätigkeit einheimischer Forscher ist weder sehr bedeutend, noch steht sie wissenschaftlich sehr hoch; das Beste haben ausländische Gelehrte geleistet, vor allem Hübner und Detlefsen. Reichlich dagegen sind Arbeiten zur alten Geographie von Britannien vor-
handen, leider außerordentlich zerspaltet in vielen Zeitschriften und nur zu einzelnen Provinzialmonographien zusammengefasst, für das Inselreich im ganzen aber noch nicht. Ein Teil der alten Reste ist zusammenfassend von Codrington behandelt in seinen Roman Roads in Britain (1903).


Es ist gelungen, den ganzen Verlauf des Limes von der Donau bis zum Rhein zu verfolgen, wo zwischen Rheinbrohl und Höningen das caput limitis gefunden worden ist. Dabei waren die verschiedenen Linien während der einzelnen Perioden des Limes festzustellen und nach ihrer Eigenart zu sondieren. Durch sorgfältigste Beobachtung der Fundumstände ist manche zu Anfang nicht lösbare oder falsch gelöste Frage geklärt worden; das ursprünglich als Grenzversteinung aufgefaßte Gräbchen ist schließlich mit Sicherheit als Palisadengraben erkannt worden. Der Charakter des Limes als Grenzmarkierung hat sich im Laufe der Zeit immer schärfer ausgebildet; das Terrain wird immer weniger beachtet. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß diese Palisaden nicht auch bei der Abwehr kleinerer Angriffe als Schutzwehr haben dienen sollen: so weit darf man, glaube ich, nicht gehen, ihnen jede Verteidigungsbedeutung abzusprechen. Dazu sind die hauptsächlichsten Baulichkeiten, die Türme der ersten Linie und die Kastelle der zweiten, festgestellt und endlich das Wegennetz einer genauen Untersuchung unterzogen worden, wobei sich herausgestellt hat, daß die Römer vielfach schon bestehende nicht-römische Straßen ausgebaut haben. Wenn auch beinahe eine halbe Million Mark verwendet worden ist, so haben die Grabungen doch nur die Hauptsachen berühren können. Über die Untersuchungen ist im Limesblatt und im Archäologischen Anzeiger referiert worden; von der Hauptpublikation (Der obergermanisch-

Eine systematische Sammlung aller römischen Überreste ist
für ein deutsches Land in Angriff genommen worden, und zwar von Ohlenschlager für Bayern. Bis jetzt sind zwei Heftete erschienen (München 1902, 1903); darin kommt der Teil nördlich und westlich des Breitenkreises und des Meridians von München, ungefähr bis in die Breite von Augsburg, zur Behandlung. Für das ganze Gebiet des germanischen Mitteleuropas hat K. Kretschmer eine Historische Geographie veröffentlicht (1904). Wenn er auch den Hauptteil des Buches dem Mittelalter und der Neuzeit (bis 1770) gewidmet hat, so ist doch auch das Altertum ausführlich berücksichtigt, und zwar nicht nur für die physische und politische Geographie, sondern auch für die Kulturgeographie.

Die kurze Übersicht läst erkennen, daß unsere Kenntnis auf dem ganzen Gebiete der Alten Geographie in den letzten Jahrzehnten gefördert worden ist, daß aber noch viel fehlt, bis das Ziel einer gleichmäßigen, eindringenden Bearbeitung erreicht ist. Die Untersuchung der Länder des Altertums wird immer weiter dringen; ihre Ergebnisse im Sinne moderner geographischer Wissenschaft zu verarbeiten, ist die Aufgabe dieses Zweiges der Altertumswissenschaft.
Antike Kunst.
Von Bruno Sauer, Gießen.


Mehr noch hat sich philologische Arbeit in archäologischem Interesse durch Neuausgaben der längst bekannten Quellenschriftsteller betätigt. Seit dem Erscheinen von Walz' und Schubarts kritischer Ausgabe des Periegeten Pausanias (1839) hatte sich nicht wesentlich die Wertschätzung der Handschriften dieses Autors, wohl aber die Grundsätze der Handschriftenkritik und Emendation gewandelt, und den neuen Ansprüchen genügte auch die kleine Teubneriana Schubarts (1881) nicht. Von einer Neuausgabe durfte man strengeres Festhalten an der handschriftlichen Überlieferung, größere Einschränkung der Konjekturalkritik verlangen. Nach diesen Ansprüchen haben sowohl Hitzig als Spiro die Textgestaltung verbessert; in beiden Ausgaben,


Endlich sind auch die Philostrate nicht leer ausgegangen; wir besitzen jetzt von dem älteren die vortreffliche Teubneriana, die unter Benndorfs und Schenkls Auspizien von dem Wiener philologischen Seminar herausgegeben und mit knappem Kommentar ausgestattet worden ist.


Im ganzen darf man sagen, daß für unsere beiden Haupt- schriftsteller das letzte Menschenalter die Blütezeit der Quellenforschung geworden ist.

Nur kurz sei hier auf die beständige Vermehrung der Inschriften und auf die reiche Ausbeute, die sie der Archäologie brachten, hingewiesen. Zu der von alters her berühmten Bauinschrift vom Erechtheion, die durch neue Funde noch wesentlich vervollständigt wurde, kamen die umfangreichen Bauurkunden über den Asklepiostempel und die Thymele zu Epidaurus, über die Skeuothek des Philon und den Athana-Niketempel. Der Abschluß über die Herstellung der Kultbilder des athenischen Hephaisteion belehrte über den Aufbau dieser Gruppe, eine Ver-

Alles, was hier von Fortschritten in der Gewinnung und Ausbeutung literarischer einschließlich inschriftlicher Überlieferung erwähnt ist, hält sich doch noch in bescheidenen Grenzen, wenn man damit das ungestüme Anwachsen der monumentalen Überlieferung vergleicht. Zu verdanken ist der Zuwachs hauptsächlich den systematischen Ausgrabungen; und hier gerade unterscheidet sich die jüngste Epoche wesentlich und vorteilhaft von der Vergangenheit. Auch vor den Unternehmungen von Olympia und Pergamon hatte es musterhafte Ausgrabungen gegeben, — nicht die Schliemannschen, die sich solches Lob erst später und dank der Mitarbeit anderer verdienten, wohl aber die ersten vielverheißenden, durch die Ungunst der Verhältnisse nur zu bald lahmgelegten Akropolisausgrabungen von Ludwig Rosi und die neuen Ausgrabungen von Pompei nach Fiorellis wohl durchdachten Plänen. Jetzt aber entwickelt sich in eifrigem Wettbewerb der Forscher aller Kulturräume die Ausgrabungstechnik zu einer Vollkommenheit und allgemein verbindlichen
Gesetzmäßigkeit, die für die Wissenschaft nicht weniger bedeutet als Zahl und Wert der Denkmäler, die in solchem systematischem Suchen gewonnen wurden. Raubgrabung, die der Gewinnstichtige zu betreiben pflegt, die aber auch bei ehrlicher Absicht und wissenschaftlichem Interesse — man denke an Schliemann — nicht immer vermieden wird, wenn dieses Interesse ungeschult und einseitig sich betätigt, ist nun allgemein verpönt. Von jeder Ausgrabung, die als vollwertig gelten will, verlangt man heutzutage: genaue Anpassung an die Individualität der Ortlichkeit, der Schichtungs- und Lagerungsverhältnisse, gleichmäßige und unausgesetzte Beobachtung der Begleitfunde und aller, auch der geringfügigsten Indizien, die Schlüsse auf die Folge der willkürlich oder zufälligen Verschüttung oder Versenkung, überhaupt auf die Schicksale der zutage tretenden Objekte zulassen, wiederholte zeichnerische und photographische Fixierung des Befundes, regelmäßige, sofortige und genaue Verzeichnung der Fundtatsachen. Nicht alle Ausgrabungen, auch der jüngsten Zeit, genügen diesen Ansprüchen, und nicht immer konnten Versäumnisse nachgeholt und Fehler wieder gutgemacht werden wie bei den letzten Ausgrabungen von Troja; im allgemeinen aber ist es nicht bei theoretischer Anerkennung jener Prinzipien geblieben, und die Beispiele musterhaftiger Ausgrabungen der letzten Zeit sind so zahlreich, daß wir darauf verzichten müssen, auch nur die bedeutendsten hier einzeln zu nennen; es wird sich im weiteren Verlauf unserer Schilderung Gelegenheit finden, der wichtigsten dieser Ausgrabungen noch besonders zu gedenken.


Kroll, Die Altertumswissenschaft. 26
Sauer

Eine strenge Schulung durchgemacht; hier gewann man an dem Wechsel der Baumaterialien und der Bautechniken chronologische Handhaben für die Datierung der Bauten und der in ihrer Umgebung gefundenen Einzelwerke. Und wie in die Breite so wuchsen und vervollständigten sich die Ausgrabungskomplexe auch in die Tiefe. Was zur Zeit der ersten troischen Ausgrabungen Schliemanns unwissenschaftlich, phantastisch erschien, steht jetzt in einer Reihe bedeutender Beispiele vor Augen: Schicht auf Schicht, Epoche auf Epoche hat man freizulegen, nach Möglichkeit auch zu erhalten, was an vielbesiedelten Orten im Laufe vieler Jahrhunderte sich übereinander lagerte. Die Erfahrungen der musterbildenden Ausgrabungen auf der athenischen Akropolis beutet jetzt das römische Forum aus, das eleusinische Heiligtum, die vielumgebauten Theater, die kretischen Paläste wurden und werden mit Erfolg in dieser subtilen Weise aus dem Schutt herauspräpariert, und glänzend rechtfertigte Dörpfelds Ausgrabung von 1893 Schliemanns „Phantasien“ von der Besiedlung des Hügels von Hissarlik.


In engster Verbindung mit der Vervollkommnung der Ausgrabungsmethoden stehen die Fortschritte im Verfahren der Publikation. Zu der von jeher üblichen, durch die moderne Publizistik immer eifriger ausgebildeten Berichterstattung in
Zeitungen und Zeitschriften, populären und wissenschaftlichen Revuen, endlich archäologischen Fachzeitschriften, unter denen die Organe der verschiedenen archäologischen Institute mit ihren Fundberichten die wichtigste Rolle spielen, hat sich seit den Olympia-Ausgrabungen der „vorläufige Bericht“ gesellt. Solche vorläufigen Berichte von streng wissenschaftlichem Charakter sollen nicht nur die wichtigsten Funde, sondern vor allem die durch die Ausgrabungen neugeschaffenen Probleme in weiten Kreisen bekannt machen; sie sollen allen Fachgenossen Gelegenheit zur Mitarbeit geben und in Erwartung freier und fruchtbarer Diskussion die endgültige Publikation erst vorbereiten.

erinnern, um das Bedenkliche dieser Errungenschaft der Neuzeit zu charakterisieren.


Die großen Sammelwerke, deren Vorbild das Corpus Inscriptionum abgegeben hatte, sind in ihren Grundzügen schon seit fast einem halben Jahrhundert festgelegt. Diese zusammenfassenden Publikationen gleichartiger Monumente sind fast durchaus Unternehmungen des Deutschen archäologischen Instituts, dessen Mittel sie, wie nicht mit Unrecht geklagt wird, in etwas zu einseitiger Weise in Anspruch nehmen und noch lange in Anspruch nehmen werden. Die Fortsetzung der älteren Werke über die etruskischen Aschenkisten und Spiegel durch Gustav Körte, die anfangs durch mancherlei Zwischenfälle verzögerte und erschwerte Herausgabe der römischen Sarkophage, die jetzt in den Händen Roberts liegt, schreiten langsam, aber stetig fort und verheißen fundamentale Werke in einer Form, die der Eigenart der
bearbeiteten Denkmäler sich vortrefflich anpafst. Das nach einem
weniger glücklichen Plan angelegte Terrakottenwerk ist jetzt wenig-
stens insofern dem wissenschaftlichen Bedürfnis entgegengekommen,
alser von Winter verfaßte und illustrierte Typenkatálog einen
Überblick über die Typen der figürlichen Terrakotten erleichtert,
während von dem Werk der Wiener Akademie über die attischen
Grabreliefs leider leider gesagt werden muß, daß bei seinem lang-
samen Fortschreiten die Abbildungen hinter den gesteigerten
Ansprüchen unserer Tage mehr und mehr zurückgeblieben sind.
Dafs der schwerfällige Apparat von Akademie- und Instituts-
unternehmungen zur Bewältigung derartiger Aufgaben durchaus
nicht immer nötig ist, manchmal besser vermieden wird, lehren die
Bruckmannschen einst von Brunn angeregten Denkmäler grie-
chischer und römischer Skulptur, die in eine zweite Serie ein-
getreten sind, das in gleichem Verlage erscheinende Porträtwerk
Arndts, Schreibers Reliefbilder, denen freilich noch immer der Text
mangelt, Hartwigs Meisterschalen und besonders Furtwänglers
prächtiges Werk über die antiken Gemmen, ein wahres Meister-
stück moderner Reproduktion. Es ist zu erwarten und zu
wünschen, daß dieses Vorgehen einzelner Forscher und Verleger
sich wiederholen wird, und es fehlt nicht an vielversprechenden
Ansätzen. Die praktischen, wenn auch nur dem Augenblicks-
bedürfnis dienenden, wie bibliographische Nachschlagewerke zu
verwendenden Neudrucke, die S. Reinach von Claracs Musée
und älteren Vasenpublikationen veröffentlicht, die Fortsetzung,
die er dem Clarac gegeben hat, sind als bequeme Hilfsmittel
weit verbreitet und stufen zumal in den Provinzen, fern von
den Zentren der wissenschaftlichen Arbeit, viel Nutzen. In
höherem Sinne, als Grundlage kunstgeschichtlicher Forschung,
besonders stilistischer Untersuchungen, sind von Arndt und Ame-
lung die Einzelaufnahmen des Bruckmannschen Verlags unternom-
men worden, die nach einigem Schwanken zu einem festen Pro-
gramm gelangt sind und an dessen Verwirklichung unter wachsen-
dem Anteil der Fachgenossen weiterarbeiten, offentlich in Zu-
kunft nicht abgelöst, d. h. beiseitegeschoben durch ein offizielles
Corpus Statuarum, das wohl mit einem auf Menschenalter hinaus-
greifenden Arbeitsplan auftreten müßte und die freier gestaltet,
dafür mit den Bedürfnissen des Tages in steter Führung bleibende
Privatunternehmung vermutlich erdrücken würde, ohne sie er-
setzen zu können.

Von sonstigen Publikationswerken stehen vor allem
die Zeitschriften der verschiedenen archäologischen Institute als

Es sind hier von neuerer archäologischer Literatur nur solche Werke hervorgehoben, die das nie zu stillende Verlangen des Archäologen nach Anschauung mit den besten modernen Mitteln erfüllen. Manche bescheidener ausgestattete oder der Abbildungen überhaupt entbehrende Werke, wie Baumeisters Denkmäler des klassischen Altertums und Darenberg-Saglio freilich noch lange nicht abgeschlossenes Dictionnaire, Roschers Mythologisches Lexikon und Wissowas Neuausgabe der Pauly'schen Realenzyklopädie, tragen zu weitester Verbreitung archäologischen Wissens kräftig bei, wie auch rühmend anzuerkennen ist, dafs in den philologischen Zeitschriften, besonders den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, dem Hermes und in beiden Berliner philologischen Wochenschriften die Archäologie gebührend zur Geltung kommt. Dagegen ist die Hoffnung auf ein neues, zuverlässiges, dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechendes Handbuch der Archäologie vergeblich gewesen. Nicht Zaghaftigkeit, sondern das richtige Verständnis der gegen-
wärtigen Lage der Dinge hat berufene Forscher davon abgehalten, einem solchen Werk ihre Zeit und Mühe zu widmen; der unglückliche Versuch Sittls, das Handbuch einer Wissenschaft zu schreiben, in der er nicht einmal völlig heimisch war, kann freilich nicht die Unmöglichkeit der Arbeit beweisen, aber er lehrt wenigstens noch einmal deutlich und drastisch, welche ungeheuer schwere Aufgabe hier gestellt ist, und scheint zu prophezeien, daß ein würdiges Handbuch der Archäologie, das Karl Otfried Müllers Werk wirklich zu ersetzen vermag, noch lange ausbleiben wird. Um so lebhafteren Dank hat sich ein bibliographisches Werk verdient, das für den der Lehrzeit entwachsenen Archäologen fast die Bedeutung eines Handbuchs seiner Wissenschaft gewinnt: der musterhafte systematische Katalog, den Mau von der wohl immer noch reichsten archäologischen Bibliothek der Welt, der des römischen Instituts, aufgestellt hat.

Wie durch Bild und Wort die Benutzung der Denkmäler dem Lernenden und Lehrenden und nicht minder dem Forscher von Jahr zu Jahr mehr erleichtert worden ist, so ist auch die unmittelbare Anschauung der Denkmäler durch Gründung neuer Museen, durch Aus- und Umgestaltung der bestehenden kräftig gefördert worden. Neu entstanden oder aus bescheidenen Anfängen erst zu Bedeutung gelangt sind in unserer Epoche in Griechenland das Akropolismuseum, das von der Zukunft zwar keine Vermehrung, wohl aber noch manches zu besserer Ausbeutung seiner kostbaren Bestände erwartet, das athenische Nationalmuseum mit seiner immer wachsenden Fülle bedeutender Denkmäler, zu denen nun auch die mykenischen Funde Schliemanns und die frühere Sammlung der Archäologischen Gesellschaft gehören, dazu eine stattliche Reihe wichtiger und inhaltreicher Provinzialmuseen. Kreta besitzt in dem jungen, aber jetzt schon unvergleichbar dastehenden Museum von Herakleion (Kandia) eine bequem gelegene Sammelstätte für die Denkmäler, die in ungeahnter Menge der Boden der Insel spendet. ein Museum von weit mehr als lokaler Bedeutung hat Alexandria geschaffen, Konstantinopel besitzt seit dem Fund von Sidon im Tschinli Kioschh ein Museum ersten Ranges, das eine glänzende Weiterentwicklung verspricht. In Rom folgten dem neuen kapitolinischen Museum im Konservatorenpalast und provisorischen Sammlungen ähnlicher Art das geräumige Thermenmuseum mit seinen auserlesenen Fundstücken, zu denen sich auch die alte Ludovisische Sammlung gesellt hat, und das Museo Falisco in der Villa di Papa Giulio; Brizio und Milani schufen, jener im


Es erhebt sich die Frage, wie in der Verarbeitung des gegebenen Stoffes die wissenschaftlichen Methoden sich entwickelten, wie weit den alten und langbewährten neue an die Seite getreten sind. Der ererbten philologisch-archäologischen Kritik, die nach wie vor rüstig ihres Amtes waltet, die z. B. in der Untersuchung der Geschichte einzelner Monumente und ganzer Samm-
Antike Kunst. 109


Ganz kurz sei der nicht minder kräftig entwickelten Hilfswissenschaften gedacht, denen der Archäologe auch jetzt so viel zu danken hat. Daß die gesamte Altertumswissenschaft
sale antiker Monumente benutzt, aus modernen Techniken die antike erklärt, Kunsttheorien, die auf modernem Boden gewachsen sind, auf antike Verhältnisse angewendet: man braucht nur an Arbeiten Henkes, Thodes, Wickhoffs, Konrad Langes, an Sempers „Stil“ und Hildebrands „Problem der Form“, Morells „Stilvergleichungsmethode“ zu denken und wird auch diese modernen Bundesgenossen der Archäologie nicht geringachen.

der letzten Archäologengeneration keineswegs den exegetischen, sondern den stilistischen Problemen gilt, so muß man die Fortschritte, die sie auf diesem Gebiet trotzdem zu verzeichnen hat, als sehr bedeutend anerkennen.


Antike Kunst

menten, seit uns die Tempel- und Schatzhäuserskulpturen von Olympia und Delphi, die archaischen Poros- und Marmorgiebel von der athenischen Akropolis, das Sockelhochrelief und der Reliefritre vom pergamenischen Altar, die hellenistischen und römisch-hellenistischen Reliefbilder und der Reliefschmuck der Ara Pacis (Petersen, 1902) in sorgfältigster Durcharbeitung vor Augen liegen.

Das wichtigste Kapitel in der Formenlehre der bildenden Kunst bildet nach wie vor die Darstellung der mensch-

der griechischen Kunst gehört (vgl. Beaudorf, JÖAJ. II 1 ff.). Und blickt man auf die lang bekannten, vergleicht man beispielsweise, was Welcker in seinen inhaltsreichen und scharfsinnigen Aufsätzen über Giebelgruppen gesagt hat, mit dem, was wir heute über diese wichtige griechische Kunstform wissen, so empfinden wir recht deutlich, wie ganz andere Gesichtspunkte wir für solche Erscheinungen gewonnen haben: damals standen der düstigen literarischen Überlieferung die Agineten und die Parthenonfiguren, beide nur unzureichend bekannt, gegenüber; heute haben wir — ganz abgesehen von den nahe verwandten Giebelreliefs — über ein halbes Dutzend mehr, darunter die olympischen, an denen alle beteiligten Forscher erst ihre eigentliche Schule durchgemacht haben; und wir besitzen eine so in- 
time Kenntnis der Kunstgesetze und technischen Praktiken, welche bei Giebeldekorationen in Kraft treten, daß wir selbst so aussichtslos erscheinenden Problemen wie der Rekonstruktion der östlichen Giebelgruppe des Parthenon oder der Ermittlung der verschwundenen Giebelgruppen des „Theseion“ (Sauer 1899) aus ihren Spuren nicht mehr ausweichen dürfen.

Versuchen wir schließlich, die wichtigsten Fortschritte der kunstgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte in Kürze zu schildern, so muß zunächst betont werden, daß für jede Epoche eben nur der größten, überraschendsten und folgenreichsten Eroberungen gedacht werden kann. Für die Urzeit ist das allerdings so gut wie alles: eine vormykenische Kunst existiert für uns erst seit allerniederst Zeit; eine ganze Epoche wirklicher „Anfänge der Kunst“ ist mit ihr in unseren Gesichtskreis gerückt, und zwar nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern in engster Wechselbeziehung zur Urepoche ägyptischer und orientalischer Kunst, wie andererseits mitteleuropäischer und nordischer. Die prähistorische Forschung fandte mit Schliemann Fuß auf dem bevorzugten Boden und ist, ermutigt durch die überraschenden Ergebnisse seiner Ausgrabungen, Schritt für Schritt erobert und vorgestiegen: sie hat sich dabei, was besonders wichtig war, immer eifrigerer Mitwirkung der sogenannten klassischen Archäologie zu erfreuen gehabt. Was diese in früheren Zeiten von solchem Zusammengehen abgehalten hatte, die Unvollkommenheit einer Methode, die, meist von Dilettanten geübt, nur mühsam und ungest unter sich weiterbildete, das wurde jetzt überwunden, indem einerseits nordische Prähistoriker die Methoden der klassischen Archäologie auf ihr Arbeitsfeld verpflannten (vgl. besonders die Arbeiten des Schweden Montelius), andererseits auch in Süd-

vorderasiatischen durch äußere und innere Kriterien festgestellt ist, in der Hauptsache ein verfeinertes Kunstgewerbe gewesen sei und sich nur ungern an monumentale Aufgaben gewagt habe, aber auch die Korrektur dieses Dogmas hat sich schon vollzogen, seit uns die kretischen Funde eine Malerei und Plastik von wahrhaft großem Stil geschenkt haben, die sich den schon länger gewürdigten Leistungen der Monumentalbaukunst kühn an die Seite stellen darf (Annual of the British School VI ff.).


Die Erzeugnisse archaischer Kunst, die früher mit dem Sammelnamen „orientalisierende“ bezeichnet wurden, haben wir genauer verstanden und nach verschiedenen Richtungen und provinziellen Gattungen scheidend gelernt. Wir haben dabei erkannt, daß das Wesen dieses Mischstiles keineswegs allein durch erneute Einwirkungen orientalischer Kunst, sondern gleichermaßen, vielleicht noch mehr durch ein Wiederaufleben „mykenischer“ Traditionen bestimmt war, und daß die Erben der mykenischen und Pfadfinder einer neuen Kunst, die zum Schematismus des eigentlich geometrischen Stils in schärfsten Gegensatz tritt, die

In ähnlicher Weise ist das Bild der altertümlichen Plastik vollständiger und deutlicher geworden. Was man bis in die siebziger Jahre vom Stilcharakter altattischer, peloponnesischer, ionischer Plastik wusste oder zu wissen glaubte, war wenig und ohne rechten Zusammenhang: dem einzigen größeren Komplex, der äginetischen Marmorkunst, standen aus Kleinasien die Skulpturen von Assos, Milet, Xanthos und, noch kaum gewürdigt,
die Fragmente von Ephesos, von den Inseln der „Apollon“ von Thera, die Relief von Samothrake und Thasos gegenüber; reichlicher vertreten war Sizilien mit seinen verschiedensten Serien selinuntischer Metopen, dagegen noch kaum kenntlich die verschiedenen Weisen der Plastik des Mutterlandes, von denen nur die attische durch zahlreichere Monumente vertreten war, ja sogar, dank Friederichs’ schöner Entdeckung, ein datiertes Meisterwerk hohen Ranges in den Tyrannenmörder aufzuweisen hatte. Seitdem sind die literarisch bezeugten Anfänge der Plastik auf Kreta und den Inseln des ägäischen Meeres durch charakteristische Werke (Sitzbild von Eleuthernaí, naxische und parische Marmorbilder in Rundplastik und Relief, delische Nike, die zwar als die des Chiers Archermos nicht nachzuweisen war, aber sicher ein im wesentlichen treues Bild seiner „Erfindung“ gibt) zur Anschauung gebracht worden. Deutlicher hat sich die Eigenart des kleinasiatischen Ionismus, zu dem die delphischen Ausgrabungen schließlich auch ein knidisches Werk lieferen, herausgestellt. Lakonisch, argivische, böotische Steinbilder bestätigten und ergänzten, was die Schriftsteller von dem Zusammenhang der festländischen Kunst mit der der Inseln berichten, und gaben eine treffliche Folie für das wahrhaft glänzend sich entfaltende Bild altattischer Plastik. Hier haben besonders die großen Ausgrabungen auf der Akropolis, deren Ergebnisse durch Funde von Eleusis, Peiraius, Spata u. a. ergänzt wurden, unser Wissen in ungeahntem Maße bereichert. Manche Fragmenten, die bei den Rohsschen und späteren Teilgrabungen ans Licht gekommen waren, fanden jetzt ihren Platz in größerem Zusammenhang; unverkennbar Unattisches stellte sich neben unverhofft zahlreiche Spielarten attischen Stils, zumal der Marmorplastik; als etwas ganz Neues, was in dieser Fülle und Pracht auch später nirgends uns geschenkt worden ist, entstieg dem Boden die attische Poros- skulptur, die älteste monumentale Skulptur dieses Landes, die Vorläuferin jener kühneren und bedeutenderen Werke in einheimischem und importiertem Marmor (Lechat, Les sculptures en tuf, Rev. archéol. 1891; Wiegand, Porosarchitektur).

Wie sehr das Bild der griechischen Kunst der Blütezeit sich bereichert und vervollständigt hat, ist in Kürze kaum zu schildern. Attische Bauwerke belehrten uns über die allmähliche Ionisierung des dorischen Tempelbaues; attische Grabmäler verrieten, aus welchen Keimformen die korinthische Variante des ionischen Stils hervorging (Brückner, Form und Dekoration der attischen Grabstelen). Aus den Bauresten der Akropolis las Dörpfeld das großartige Programm des Perikles und seiner


Wie die wechselseitige Förderung griechischer und italischer Archäologie in diesem Falle schöne Ergebnisse geliefert hat und ferner erwartet läßt, so hat im allgemeinen in der hier behandelten Epoche unserer Wissenschaft die Sonderung der beiden Forschungsgebiete immer mehr aufgehört; insbesondere hat die Erforschung italischer und römischer Kunst aus den epochenmachten Errungenschaften der griechischen Archäologie reichen Nutzen gezogen. Auch in Italien hatte die prähistorische Forschung spät eingesetzt, ihre Kräfte zunächst an den Problemen der Terremare

Mehr und mehr ist die sogenannte klassische Archäologie das geworden, was Karl Ottfried Müller mit Archäologie der Kunst bezeichnete, und so selten man heutzutage diesen vollen Namen braucht, so bestimmmt zielt man mit dem kürzeren auf denselben Begriff. Damit hängt es zusammen, daß diese klassische Archäologie überwiegend eine griechische nicht nur geblieben, sondern immer mehr geworden ist. So sehr die Forschung, das ganze römische Weltreich durchwandernd, ihr Gebiet erweiterte, so sehr sie dabei römischer Eigenart gerecht wurde und den Respekt vor römischen Kunstleistungen erhöhte, so gerecht sie andererseits die ältere Kunst Ägyptens und des Orients und ihre wiederholten Einwirkungen auf Hellas beurteilen lernte, so überraschend weitete sich auch immer wieder der Horizont der griechischen Kunst, und was diese Kunst um die Wende des 18. Jahrhunderts für die von Entdeckerwonne berauschten Griechenfreunde war, das ist sie hundert Jahre später auch für den nüchternen Forscher: die Seele aller antiken Kunst.
Antike Religion.
Von Leo Bloch, Wien.

Gegenwart mit Vorliebe an den Kult an, während die Begriffe des „Hauptmythus“ und der „Grundbedeutung“ immer mehr zurücktreten.


Antike Religion. 431


Wollen wir die Hauptergebnisse der mythologischen Arbeit des letzten Menschenalters zusammenfassend betrachten, so muß einiges Wenige über die gerade in dieser Zeit so bedeutenden Zuwachs des Materials vorausgeschickt werden. Gerade das so wichtige ἔιδος πολιτικήν hat glücklicherweise die größte Bereicherung zu verzeichnen. An unzähligen Orten des griechischen Mutterlandes und der Kolonien haben die archäologischen Ausgrabungen der meisten europäischen Kulturvölker und der Amerikaner eingesetzt. Bei der Durchsetzung des gesamten öffentlichen und privaten Lebens im Altertume mit religiösem Zeremoniell kann es nicht wundernehmen, daβ allent-


Ganz besonders ist ferner die archäologische Tätigkeit dort von Wert gewesen, wo das literarische Material uns nur dürftig unterrichtete oder gar irreführte, bei den chthonischen und mantischen Kulten, zumal wenn die ersteren durch ein Mysterium geschützt waren. Helles Licht ist durch die griechischen Grabungen auf den Kult von Eleusis, auf seine Formen und seine

Kroll, Die Altertumswissenschaft. 28


Eine besondere Klasse in diesen Ausgrabungen bilden die iatrischen Heiligäumer. Den ersten Rang nimmt hier ohne Frage das Asklepieion bei Epidaurus ein, dessen Ausgrabung in gleicher Weise die Kunstgeschichte, die Geschichte der Religion und die der Heilkunde interessiert. In der letzten Zeit sind Unter-


Inschriftliche Gaben besonderer Art waren in erster Reihe die an verschiedenen Stellen gefundenen Hymnen. In Epidauros ist ein Päan des dortigen, um 300 v. Chr. lebenden Dichters Isyllos auf Asklepios und Apollon nebst einigen anderen Gedichten desselben gefunden worden. Der Päan enthält die Geburts sage des Gottes. Römischer Zeit entstammen ähnliche Asklepios hymnen aus Athen und Ptolemais. — Gröfseres Aufsehen noch machten die delphischen Apollohymnen, von denen der eine, der Päan des Aristonoos, trefflich erhalten ist, während die anderen durch die beigesetzten Notenzeichen mehr der Geschichte der alten Musik zugute kamen. Inhaltlich sind sie durch die Be ziehungen auf die Ankunft des Gottes, die Tötung des Drachens, die Übernahme des Orakels und die Abwehr des Gallierangriffes

28*
bemerkenswert. — Besondere Hervorhebung verdient ferner die grosse Inschrift von Magnesia am Mäander, in welcher die Gründung der Stadt durch thessalische Magneten auf dem Wege über Kreta auf eine Weisung des delphischen Orakels zurückgeführt wird, ein klassisches Beispiel für die tendenziöse politische Legendenbildung der hellenistischen Zeit.


hat Herwerden veröffentlicht; sie erzählen eine Episode aus dem indischen Feldzug; Ludwich erklärt sie für älter als Nonnos und denkt fragweise an die Bassarika des Dionysios. Für den Kult interessant ist der jetzt von Wünsch ausführlich behandelte vierte Miniambus des Herondas durch eine eingehende Beschreibung des kosischen Asklepiostempels und des dort geübten Gottesdienstes.


Unter den Prosaikern kommt hier nur Pherekydes von Syros mit einem Stücke der Pentemychos in Betracht, das in unverkennbarer Hinneigung zum ἐδόσ γραφή νόμος von der heiligen Hochzeit des Zas und der Chthonic berichtet; das Wesentliche war freilich schon durch eine Erwähnung bei Clemens Al. bekannt.


Was nun die Verarbeitung des Materiales anbetrifft, so ist

Sonst werden die Beziehungen zu Indien von den Klassizisten vorsichtig gemieden. Selbst W. H. Roscher, dessen mythologischer Standpunkt für derartige Anknüpfungen bequeme Gelegenheit bieten würde, hält sich mit sicherem Takte von kühnen Hypothesen zurück. Die wörtliche Gleichung Hermeias—Sarameias kann man ihm gern zugeben, da er die mythologische ausdrücklich ablehnt, selbst wenn man seiner Herleitung aller Eigenschaften des Gottes aus seiner Windnatur nicht beistimmt. — Eine neue Gleichsetzung hat Usener (Götternamen) aufgestellt,


Die Stellung der griechischen Religion zu den semitischen ist eine wesentlich andere. Hier haben selbst die weitestgehenden Vergleicher — einige wenige kaum ernst zu nehmende Versuche ausgenommen — niemals der griechischen die Stelle einer Tochterreligion angewiesen. Dafs aber die Berührung mit den Handel und Seefahrt treibenden Westsemiten, den Phönikern, auch auf religionsgeschichtlichem Gebiete vereinzelt Spuren zurückgelassen hat, das kann auch bei aller Anerkennung des griechischen Arier-

Von besonderer Wichtigkeit ist hier die Kadmusslage. Kadmos als Phöniker und Lehrer der Buchstaben schien ja auch schon durch seinen Namen, der „östliche“, seine Herkunft zu verraten. Freilich hatte Welcker der semitischen Etymologie schon eine griechische entgegengestellt, und Baunack will in Kadmos die „Zwingburg“ sehen, während Gruppe (De Cadmi fabula, 1891) sich einer neuen Erklärung der Orientalisten (Κάδμως = Καβύλως = quadmat, Knecht Gottes) anschließt. Bei allen Differenzen scheint aber darüber Einigkeit

Fast völlig ausgeschieden, oder vielmehr auf die Spätzeit beschränkt, sind die ägyptischen Elemente. Verfehlt sind auch die einzigen wirklich wissenschaftlichen Versuche in dieser Richtung, die Foucart, welcher den eleusinischen Mysterienkult und den Dionysoskult aus Ägypten herleiten und hiermit aus ihrem Zusammenhang mit den übrigen elthonischen Kulten herausreissend wollte („Recherches“ 1895; „Les grands mystères“ 1900; „Le culte de Dionysos“ 1904). —

So läßt sich als Ergebnis all dieser Versuche nur die Erkenntnis bezeichnen, daß die griechische Religion in ihren charakteristischen Erscheinungen vom Greichenvolke selbst ausgebildet worden ist zu einer Zeit, in welcher es schon seine historischen
Usener selbst glaubt dabei nicht, daß hiermit die gesamte Grundlage der religiösen Begriffsbildung gegeben wäre; aber einen ihrer wichtigsten Hebel hat er hier entdeckt. Daran ändert auch die Bestreitbarkeit vieler seiner Einzelauffassungen — ich nehe hier nur seine Erklärung des Namens Apollon — nichts. Ethnologische Schlüsse lassen sich aber aus solch primitiven Formen auch nicht ziehen; daß in diesen Sondergöttern die urindogermanische Religion bestanden habe, ist nicht ein Schlufs, sondern eine Hypothese, die man bis zur Abklärung der ethnologischen Begriffe der Urindo-

germanen am besten auf sich beruhen läßt.

So haben auch mehrere Forscher diese Frage ganz beiseite gelassen und das religionsgeschichtliche Problem mehr vom anthropologischen Standpunkte aus aufgefaßt. Durch diese Be-
mühungen ist die „klassische Mythologie“ in regen Verkehr mit den jüngeren Disziplinen der Anthropologie und der Volkskunde getreten, sowohl gebend als empfangend. Auch die Orientalisten haben sich diesem Bunde angeschlossen, und das beredteste Zeugnis hierfür legen die in diesem Sinne geleiteten Zeitschriften ab, die „Revue pour l’histoire des religions“ und das jüngere „Archiv für Religions-

gestaltigen Götter der Griechen, 1903), das einschlägige Material übersichtlich zusammenzustellen, das allerdings noch der kritischen


ihrer unheimlichen, tückischen Macht beraubt werde, weist Rohde den ionischen Besiedlern Kleinasiens zu, welche mit der alten Heimat auch die Wirkungsstätte ihrer Ahnengeister verlassen haben. Mit gutem Grunde will aber Dümmler (Kl. Schriften II) diese Auffassung auf die herrschende Klasse beschränken, und dann würde nichts hindern, ihren Ursprung in der Urheimat des Epos, in Thessalien, zu suchen, wo die Freude am Leben und das Grauen vor dem Totsein besonders intensiv waren. Von dem populären Seelenglauben bietet Homer nur vereinzelte survivals, welche Rohde in ihrer Disharmonie erkannt und überzeugend mit den Vorrichtungen für den Totenkult in den mykenischen Gräbern kombiniert hat, die er freilich noch als die einzigen religiösen Denkmäler jener Zeit kannte.


Wenn der allgemein griechische Heros Herakles irgendwo an die Spitze einer Ahnenreihe gestellt wurde, so blieb er darum doch für seine nicht allzu häufigen alten Kultstätten ein vollwertiger Gott. Der heroische Rang kommt ihm dort zu, wo er seine Göttlichkeit eingebüßt hat oder erst durch die Sage bekannt geworden ist. Die Verknüpfung göttlicher Gestalten mit dem Ahnenkulte der Geschlechter und Stämme, welche erst einem verhältnismäßig späten Stadium der Religionsbildung angehört, zog jene wohl in die menschliche Sphäre herab, aber doch schließlich nur für die hierbei interessierten. Was Rohde weiter über diese Probleme ausführt, betrifft nicht sowohl die griechische Volksreligion als die Theologie, die Dichtung und die Philosophie, kommt hier für uns also nicht in Betracht. — Nicht eingegangen ist er auf die Vorstellungen, welche man sich von der

Lehre, nicht einer allmählich fortschreitenden Entwicklung sein. Den niederen Dämonen gegenüber, welche sich gar nicht oder nur wenig über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus entwickelt haben, ist diese Methode berechtigt, und so wird man seinen Arbeiten über die Gorgonen, Selene, Pan u. a. m., vor allem aber seinem „Ephialtes“ (1900), sich um so lieber anschließen. Neben Röscher kommen die anderen Vertreter dieser Richtung, wie etwa Gilbert (s. S. 430) und Farnell (The cults of greek states, 1896), nicht in Betracht, zumal sie weder an Auffassung noch an Methode Neues bieten. Von den großen Olympiern bleiben als Naturmächte bestehen Poseidon und Demeter; aber erstens ist ihre Zugehörigkeit zu den Olympiern sehr lose, und zweitens darf man auch nicht alle Züge ihres Bildes aus ihrer „Grundbedeutung“ zu erklären suchen.


Dafs in einer Zeit so reger mythologischer Tätigkeit auch
Antike Religion.


(Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik, 1904), in welchem er Aias zum Eroberer der sechsten, durch Feuer zerstörten troïschen Stadt macht, dessen Heimat durch das Aianteion an der Skamandermündung gegeben wäre. Wie also die Troer nach Griechenland versetzt werden, so die Griechen in die Troas. Doch man kann nicht gut Stellung nehmen, ehe nicht das in Aussicht gestellte Werk mit ausführlicher Begründung vorliegt.


Auch für den thebanischen Kreis ist die Hauptarbeit von Bethe geleistet worden (Thebanische Heldenlieder, 1891), der nach Welcker zum erstenmal die Epen dieses Kreises in ihrem Zusammenhange zu rekonstruieren suchte. Seinem Urteil gegenüber, daß die Oidipodie die ältere, boiotische, die Thebais die jüngere, ionische Fassung der Sage ist, wird man nach dem, was Wecklein (Münch. Sitzungsb. 1901) über den gekünstelteren Charakter der Oidipodie bemerkt hat, vielleicht mißtrauisch sein. Aber eine wertvolle, neue Grundlage für diesen Teil des Epos ist nunmehr auch vorhanden.

Während über die Argonautensage nur quellenkritische Studien von Bedeutung erschienen sind, hat in der Theseussage auch die Frage nach dem Stoffe neue Ergebnisse geliefert. Toepffers Nachweis, daß Theseus aus Thessalien stammt (Beiträge zur griech. Altertumswissenschaft), ist, wiewohl er mit nicht ganz einwandfreiem Material operiert, von Pallat (De fab. Ariadnea, 1891) und Wulff (Zur Theseussage, 1892) angenommen worden; weniger


Der Zuwachs an Material aber brachte besonders reichen Gewinn für die Monatskunde, und zwar nicht nur als Grundlage für die griechischen Festkalender; schon die Monatsnamen als solche haben uns für verschiedene Gegenden, u. a. für Kos, Epidauros, Thessalien, Pergamon, wertvolles religionsgeschichtliches Material geliefert. Die erste zusammenfassende Arbeit Bischoffs (De fastis Graecorum, 1884) ist seither durch ihn selbst und andere vielfach vervollständigt und berichtigt worden. Einen bequemen Überblick über die wichtigsten Urkunden gestattet die Zusammenstellung der Fasti sacri durch v. Prott (1896). Naturgemäß fließen uns die Quellen am reichsten über Athen, so daß A. Mommsen seine verdienstliche, aber längst veraltete Heortologie (1864) durch ein nahezu neues Werk (Feste der Stadt Athen, 1898) ersetzen mußte. Hier wäre es wohl an manchen Stellen möglich und förderlich gewesen, die altmodische antiquarische Trockenheit mit lebendigerer religionsgeschichtlicher Auffassung zu durchdringen; aber schon die erschöpfende, zuverlässige Materialsammlung ist etwas Ganzes für sich, wofür man auch dort Dank weiß, wo man sich dem Urteile des Verfassers nicht anschließen kann.

Über die wichtigste gottesdienstliche Handlung, das Opfer, besitzen wir leider eine derartige zusammenfassende Darstellung noch nicht. Doch ist die Diskussion über verschiedene Einzelheiten sehr lebhaft geführt worden, und zwar wiederum auf den kritisch-antiquarischen Standpunkt beschränkt. Die Versuche, welche neben Gruppe und Stengel namentlich v. Fritze (De libatione veterum Graecorum, 1893; Das Rauchopfer, 1894) gemacht hat, die Fragestellung kulturgeschichtlich zu gestalten, waren nicht immer glücklich und fanden auch keine Nachfolge. Es entsprach dem Zuge, welcher die Götterlehre in dieser Zeit beherrschte, daß die Aufmerksamkeit sich vorwiegend den bescheideneren Formen des Opfers zuwandte, d. h. den unblutigen, und nach den Opferempfängern den chthonischen und den sepulkralen. Die größten Verdienste um diese Disziplin hat sich unstreitig Stengel erworben, der in einer Fülle durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Abhandlungen das überaus komplizierte Ritual untersuchte und über wichtige Punkte, wie oithei, σπλάγγα, Farbe und Geschlecht der Opfertiere u. a. m., zu interessanten Ergebnissen gekommen ist. Ihm verdanken wir auch den Nachweis, daß ἱεῖν der allgemeine Ausdruck für opfern ist, während durch ἱεῖσθαι die mantische Bedeutung desselben betont wird (Herm. XXVI).

Den Opfern verwandt sind die Weihgeschenke. Über diese


mythen, an Orpheus' Hadesfahrt, sich anschloss. Auf die direktesten Zeugnisse derselben, die Golddlättenchen von Petelia, ist schon hingewiesen worden. Über die Überlieferung werden wir am besten durch Dieterich (Nekyia) aufgeklärt, während Rohde (Psyche) ihren religiösen Gehalt im Zusammenhange der orphischen Weltauffassung entwickelt. Die Darstellungen der unteritalischen Hadesvasen suchte nach dem Vorgange Dieterichs Kuhnert (Arch. Jahrb. 1893) als orphisch zu erweisen; doch sind Milchhöfers Gegengründe (Philologus LIII) sehr beachtenswert; keinesfalls darf aus dem Fehlen der Eurydike auf einigen Darstellungen geschlossen werden, daß Orpheus' Gesang vor den Unterweltgöttern einem anderen Zwecke als der Wiedergewinnung der Gattin dient. — Als Denkmal des orphischen Kultes darf nunmehr auch die unter diesem Namen gehende Hymnensammlung gelten, wie Dieterich (De hymnis Orphicis, 1891) nachgewiesen hat. Ihr Ursprung ist wahrscheinlich in Ägypten zu suchen, während ihre Entstehungszeit sich amnähernd zwischen 100 v. Chr. und 100 n. Chr. bestimmen läßt. — Eine neue Zusammenstellung der gesamten literarischen und archäologischen Überlieferung über Orpheus und die orphische Literatur, freilich nicht immer genügend objektiv, bietet Gruppe in Röschers Lex. s. v. Orpheus.

nicht überzeugend, doch sind einige von Maafs erhobene Be-
denken entkräftet, so daß die Frage wiederum offen ist. Sehr
verdienstlich sind auch die Untersuchungen Rehns und Kuentzhes
(Über die Sternsagen der Griechen, 1897) über die ältere Über-
lieferung dieses Gegenstandes.

Indessen ist die Beschäftigung mit der mythographischen
Überlieferung noch sehr weit von ihrem Ziele. Vor allem scheint
hier immer noch das Vorurteil: *Latina sind, von humanor zu
bestehen; nur Fulgentius liegt in neuer Gestalt vor. Auch braucht
kaum hervorgehoben zu werden, daß die kleinen Handbücher,
welche uns zufällig erhalten sind, nicht einmal als die wesent-
lücksten Reste dieser Literatur anzusehen sind. Die Benutzung
derselben durch Historiker und Kommentatoren läßt von der
Quellenuntersuchung dieser noch viel erwarten. Mit Recht hat
die Forschung besonders lebhaft bei Diodor eingesetzt. Die Er-
gebnisse der Untersuchungen von Sieroka, Bethe und anderen,
welche vor allem sein Verhältnis zu Dionysios Skytobrachion
festzustellen suchen, übersicht man jetzt wiederum am besten in
den Artikeln von Schwartz (Pauly-Wissowa V S. 669 ff. u. 929 ff.),
der überhaupt auf diesem Gebiete die Führung übernommen
hat. — Die überaus wichtige Frage nach der Herkunft der
Homerscholien mythologischen Inhaltes wurde vornehmlich von
Schwartz (De scholiis Homericis, 1881) und Panzer (De mytho-
grapho Homericò, 1891) behandelt; doch sind diese Arbeiten
noch nicht erschöpfend. Durch konsequente Anwendung dieses
Prinzipes aber wird man das gesuchte „Handbuch“ zwar nicht
rekonstruieren, wohl aber bis zu einem gewissen Nähерungswerte
sich vorstellen können. Aber auch hier darf man die latini nicht
so ungebührlich zurückstehen lassen wie bisher, zumal in der
neuen Ausgabe des Servius eine gute Grundlage geboten ist.

Neben der griechischen ist die römische Religion nur
in sehr bescheidenem Umfange gepflegt worden; aber die be-
sonderen Schwierigkeiten dieses Gebietes sind wenigstens, vor
allem durch Wissowa, erkannt und präzisiert worden. Ebenso
wie in der römischen Geschichte verlangt auch hier die lite-
rarische Überlieferung nicht nur die schärfste Kritik, sondern
geradezu das skeptischste Misstrauen. Selbst Varro, in welchem
man bisher eine einigermaßen verlässliche Quelle zu besitzen
glaubte, gilt jetzt als subjektiver Religionsphilosoph, welcher
wohl in konkreten Tatsachen, aber nicht in Kritik und Auf-
fassung auf dem Boden echt römischer Religion steht. Die Denk-
mäler des Kultes aber, welche für Griechenland so reichen Auf-

Die Konzentration des römischen Kultes ermöglicht hier, was für Griechenland noch unausführbar erscheint: die Festlegung der historischen Entwicklung, welche Wissowa an der Spitze seines Werkes in großen Zügen einleuchtend dargestellt hat. Er verzichtet auf alles, was nicht unmittelbar zur Sache gehört, auf historisch wie auf anthropologisch vergleichendes Material und damit auch auf die ältesten Schichten. Das ist in diesem Falle ein wohlberechtigter Standpunkt, wenn auch die weitere Forschung nach Üseners Vorgange (Italische Mythen, 1875) auf eine vergleichende Behandlung der römischen Religion nicht wird verzichten wollen. Die Vierregionenstadt ist nach Wissowas Meinung die älteste religionsgeschichtlich faßbare, während wir von der Götterordnung des Septimontium und der Palatinstadt „nicht viel mehr als nichts“ wissen. Die Gottheiten der Vierregionenstadt nun sind die di indigetes, deren Verzeichnis er aus den ältesten Priesterschaften und aus dem Festkalender zusammen stellt. Diese Gottheiten, welche an Befugnissen und Rang von einander verschieden sind, sind „rein praktisch gedacht als wirksam in all denjenigen Dingen, mit denen der Römer im Gange


Das Verhältnis zum eindringenden Christentum ist sowohl von klassizistischer wie von theologischer Seite vielfach untersucht worden. Besonders fördernd wirkte hier auch das Vorgehen
Griechische Literatur.

Von Alfred Gercke, Greifswald.


Kroll, Die Altertumswissenschaft.
Literarische Funde.


Die griechische Literatur ist um die Werke von Autoren bereichert, von denen man vordem nur Buchtitel und einzelne Bruchstücke kannte, deren Wert die älteren Papyrofunde, die Reden des Hypereides wie die epikureischen Schriften der herculanischen Villa, gänzlich in Schatten stellt.

Funde von Dichterwerken.

Herondas' Mimiamben, das Vorbild der Hemiamben des Matius, ediert von Kenyon 1891, dann vorzüglich von Buecheler, von Crusius auch interessant erläutert (1892); einzelnes von Diels u. a. mühsam entziffert. Der Verfasser schrieb gegen 200 v. Chr. in der Jas seine reizenden Augenblicksbilder und lockeren Sittenmalere in leichten Hinkjamben. Das zum Museum gewordene Asklepiosheiligtum von Kos mit all seinen Kunstschätzen steht vor unseren Augen auf; wir werfen Blicke in die Elementarschule und auf die Gasse, in das Familien- und das Sklaven-

leben; viel Volkstümliches vermischt sich mit Reminiszenzen an die Hirtenpoesie Theokrits und sein Vorbild, Sophrons Minen, sowie an die altionischen Hipponax. Der Versbau leitet über zu den Fabeln des Babrios (von Crusius behandelt und ediert).


Von Pindar selbst ist nur wenig und Unvollständiges gefunden worden, das neben dem handschriftlich Erhaltenen und den bereits bekannten Bruchstücken nicht ins Gewicht fällt.

Von Alkm ān hat sich neuerdings wenig gefunden, ein Nichts gegenüber dem älteren Papyrusfund (1855) des Jungfrauenliedes der Hagesichora, das H. Weil (Journal des Savants 1896), Diels und Wilamowitz (Herm. 31 u. 32) neu behandelt haben. In der Art des Alkm ān, aber ohne J., ist eine Prozession von neun Jungfrauen zum Demeterheiligtume (Oxyr. I; Blafs, N. Jahrb. 2) geschildert. Von Alkaio s ist ein Bruchstück entdeckt (Schubart, Sitzungsber. Berl. Ak. 1902); ein Scholion berichtet die Veranlassung: die gegen Myrsilos Verschworenen waren nach Pyrrha entwichen; es war die erste Flucht.


Solons Nachlaß hat eine wertvolle Bereicherung erfahren
Griechische Literatur

439

 durch die langen Zitate in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athen; wir sehen hier die *Eryphaca* als eine historische Quelle ersten Ranges bewertet.


In hellenistischer Zeit war die Lyrik fast abgestorben. Um so überraschender ist die Liebesarie eines Mädchens, ein παρα-


Die älteste Phase der attischen Tragödie hat ein überaus merkwürdiges Licht erhalten durch ein Bruchstück aus Phrynichos' Phoinissen, das ionischen Dialekt zeigt (Diels, Rh. Mus. 56). Dieses Faktum scheint fast die Wiege der Tragödie von Athen nach Ionien, analog der Plastik, der prosaischen Logographie usw., zu verlegen.

Von Aischylos sind 15 + 8 Trimeter gefunden, geschrieben im 2. Jahrhundert v. Chr. (Nauck, IGF.² Fr. 99). In dem ersten Stücke, aus den Καρδανίου Εὐγυμνοί, redet die vom Stiere entführte Europa; das zweite Stück wird wohl auch zugehören.

Den Botenbericht aus einer Niobe möchte man lieber dem Drama des Sophokles (Blafs, Rh. Mus. 55) als dem Aischylos (Wecklein) zuschreiben, aber Sophokles wurde in Ägypten wenig gelesen. Neue Fragmente sind in Zitaten aufgefunden, namentlich in Oros'? Lexikon (de iota adscripto in Messina, Rabe, Rh. Mus. 47) aus Athamas, Dionysiskos, Iobates, Kolchoi und Tantalos. Der erste Sophoklespapyrus, in Berlin, wird nächstens veröffentlicht werden; er enthält eine ganze Anzahl Verse aus dem Αἷμα τῶν σύλλογων oder den Σύλλογοι.

Von der Melanippe δισμύσις haben sich 8 Verse mit Scholien gefunden (ed. Oxf. 1897), vom Archaíos 16 (Fr. 275 N.).


Die neue Komödie hat viele Bereicherungen erfahren; leider ist immer noch kein vollständig erhaltenes Stück darunter. Wie oft hatte man hoffnungsvoll die Frage aufgeworfen, ob nicht im Dunkel irgendeiner Bibliothek noch ein Menander verborgen

Was Leo in den Plautinischen Forschungen 1895 noch müh- samm erschlossen mußte über die griechischen Originale, das finden wir jetzt alles betätigt; das sorglose Abtreten der Personen, wenn der Dichter sie nicht mehr braucht, das Auftreten neuer, die öfter zuerst die vorhandenen nicht sehen und Selbstgespräche halten, den euripideischen Prolog dreifacher Art, den rührseligen Schlufs mit üblichen Verlobungen. Die Fabel ist immer variiert und doch im ganzen so gleichförmig wie die des späteren Prosaromans; der Hörer ahnt von den ersten Szenen an die Verwicklungen und ihre obligate Lösung. Z. B. soll im Georgos der unentschlossene, reiche Jüngling seine Stiefschwester heiraten; er liebt die arme Nachbarstochter, die ein alter Bauer, die Hauptperson des Stückes, mit seiner Hand glücklich machen will; man erfährt vorweg, daß es der natürliche Vater der Mädchen ist (Körte, Deutsche Rundschau 30); man ahnt, daß ihr Bruder, der Hand und Herz auf dem rechten Flecke hat, den Knoten verwirren wird, bis der Alte eingreift und zwei Paare beglückt. Die Personen sind meist Typen, wenn auch noch nicht so verblüfft wie die des Romanes. Einige Sklavenreden, leider herrenlos überliefert, zeigen Feuer. Feine Sprache in glatten Versen.
ist überall zu bewundern. Die Anlehnung Menanders an Euripides tritt immer mehr hervor.


Die von Horaz erwähnte Einteilung des Dramas in fünf Akte, um das gleich anzuzeigen, konnte Leo bei Puppenspielen nachweisen, also wahrscheinlich entstammt sie hellenistischer Zeit, obwohl der Berichterstatter Heron von Alexandreia erst der römischen Epoche anzugehören scheint.

Zweifelhaft ist, ob man den Mimus (Oxyr. III) überhaupt noch zur Literatur rechnen soll. Reichs glänzende Konstruktion ist in der Hauptsache damit als richtig erwiesen, aber er über- schätzt die Tingeltangelpoesie, quantitativ wie qualitativ, mafslos (Der Mimus, 2 Bde., 1903).

Funde von Prosawerken.


Jedoch das Hauptstück von allen Prosawerken, von dem anfänglich (1880) nur ein paar Fetzen zutage gekommen waren, in einem zweiten Exemplar (vier Rollen, die ersten drei gut erhalten), ist Aristoteles’ Αθηναίων πολιτεία, ediert 1891 und 1903 von Kenyon, jetzt überall bereits als Schullektüre eingeführt. Den Stil hat Kaibel untersucht (1893; vgl. Diels,


Von Hypereides lesen wir jetzt sechs Reden in einem ganz anschaulichen Bändchen (Blafs' 3. Ausg. 1894): sie sind alle durch Papyrusfunde bekannt geworden, die ersten vier schon früher, die Rede gegen Athenogenes seit 1889, die gegen Philippides seit 1891. Wir kennen jetzt die Feinheit des attischen Redners und verstehen sein langes Nachleben in Ägypten.

Von einer Schrift gegen den Enagoras des Isokrates (Nr. 9) ist nicht genug erhalten in den Papyri Rainer, als man ent-
scheiden könnte, ob sie statt von einem Zeitgenossen von einem Kritiker der neronisch-flavischen Zeit verfaßt ist (B. Keil, Herm. 23).


Persönlichkeit entgegen, freilich nicht zu seinem Vorteile; die Demosthenesüberlieferung erheilt sich mit einem Schlage in Dicks' umsichtiger Behandlung.

Das in geringen Resten erhaltene Lexikon zu Aristokrateia (Blafs, Herm. 17) stützt sich ganz auf Didymos, wie indirekt zum großen Teile das Lexikon des Harpokration zu den zehn Rednern. Die Demosthenesüberlieferung erhellt sich mit einem Schlage in Diels' umsichtiger Behandlung.

Das in geringen Resten erhaltene Lexikon zu Aristokrateia (Blafs, Herm. 17) stützt sich ganz auf Didymos, wie indirekt zum großen Teile das Lexikon des Harpokration zu den zehn Rednern. Die Demosthenesüberlieferung erhellt sich mit einem Schlage in Diels' umsichtiger Behandlung.

Noch überraschender ist, daß Pseudo-Demosthenes' Antwort (11) auf Philipp's Brief, wahrscheinlich auch dieser selbst (12), von Anaximenes herstammt, also aus dessen Geschichtswerke, und daß Didymos das stilistisch unbeholfene Original des Briefes zitiert, das der Historiker geglättet und aus politischen oder persönlichen Gründen auch sachlich gekürzt hat: das ergibt eine weite Perspektive für die Entstehung ähnlicher Fiktionen und die Entstaltung von Urkunden (Wendland, Herm. 1904). Und Theopomps Klatschgeschichten, die er besonders den ihm unsympathischen Philosophen anhängte, haben Verwendung in den Platon selbst in den Mund gelegten Briefen gefunden (Diels), deren reiches Detail ja auf zeitgenössischen Quellen beruht, aber Mifsverständnisse oder Verdrehungen der zum Teil wörtlich zitierten Lehren Platons verrät. Sollte Didymos das nicht gewußt haben?


Auf Epikur und seine Schüler gehe ich hier nicht ein, obwohl der Mann nicht nur in der Geschichte der Philosophie einen Platz verdient; sein Nachlaß, der durch Useners Meisterhand gesammelt vorliegt (Epicurea, Die hercul. Schriften π. ψιττικος

Griechische Literatur.

Denkmälerfund.


Die altattischen Komödienszenen bringen aber auch für die Tragödie Konsequenzen, die man bisher nicht gezogen hat. C. Robert hat in seinem anregenden, schönen Buche „Bild und Lied“ (1881) gelehret, dass bis gegen Ende des 5. Jahrhunderts tragische Szenen von attischen Vasenmalern dargestellt seien, und Engelmann wie Huddleston (deutsch 1900) sind ihm darin gefolgt. Aber wenn die Improvisationen der ζυγόι solche Beachtung fanden, längst bevor der Archon von Staats wegen einen Chor bewilligte, so müssen die Dramen der großen Tragiker die


Über das Nachleben der Tragödie und Wiederaufführungen der klassischen Dramen hat uns außer länger bekannten, aber jetzt immer mehr vervollständigten attischen Inschriften eine Steinurkunde von Magnesia (gegen 100 v. Chr.) neue Aufschlüsse gebracht (Ditt., Syll.2 689) und eine rhodische sogar die Titel einer sophokleischen Tragödie besichert (Nr. 125 bei Hiller von Gärtringen, IG. XII 1; Kaibel, Hermes 23).

Eine völlige Revolution ist auf dem Gebiete des attischen Dramas durch Beseitigung der erhöhten hellenistisch-römischen Bühne hervorgerufen. Die Theorie forderte das (Höpken); den Beweis hat der Spaten erbracht, die Interpretation ihn vollendet. Der Chor der attischen Tragödie und Komödie hat sich stets auf gleichem Niveau bewegt mit den Schauspielern, von ihnen durch nichts getrennt, nur zum Tanze hervortretend; er vertrat also auch in der Tragödie nicht den objektiven Zuschauer (P. Corssen, Die Antigone des Sophokles, Berl. Programm 1898). Der Schauspieler trug keine stelzenartigen Kothurne, nur die prächtigen Jagdstiefel mit langen Schäften (A. Körte), die zu dem ganzen althergebrachten dionysischen Pompe paßten; das reichgestickte Gewand des 6. Jahrhunderts, wie es auch die Athenapriesterinnen der Burg zeigen, kehrt noch auf den hellenistischen Schauspielervasen wieder, sichtlich dem Dionysoskulte entlehnt (Bethe). Der Rückschluß auf die älteste Bühne ist

Kroll, Die Altertumswissenschaft.
gesichert (U. v. Wilamowitz, Herm. 21): ein Bergabhang für die Zuschauer, unten ein kreisförmiger Tanzplatz und als Abschluß eine Bretterbude, zum Kostümieren bestimmt und zur Aufnahme der nicht agierenden Akteure. Diese Bude konnte als Altar, Tempel, Palast, Grab, Felsen dienen; in späterer Zeit wurde das Skenengebäude ausgeführt und ausgeschmückt; ein Dach nahm die Göttererscheinungen auf. Die späteste Umwandlung in die hohe hellenistische Bühne geschah vielleicht zur besseren Ausnutzung der Orchestra für die Zuschauer nach Fortfall des Chors (er schwindet nicht etwa plötzlich um 400: A. Körte); die genaueren Daten fehlen.


Unverhoffte Klarheit über das Leben Theokrits ist durch eine ägyptische Inschrift geschaffen worden. Die hellenistische Geschichte ist ja so arm an Originalberichten und Daten, daß jeder neue Fund auch der Literaturgeschichte zugute kommen kann und dann erst ein sicheres Fundament liefern muß. Es war ein altes Problem, wann die von Theokrit und Kallimachos gefeierte Geschwisterheirat des Ptolemaios II. Philadelphos und der Arsinoe geschlossen sei. Franz, Koepp u. a. hatten sie auf etwa 276 datiert, Wiedemann hat auf der Mendesstele den terminus ante quem 271/0 nachgewiesen, aber ihn zugleich mit anderen Irrtümern für das Jahr der Hochzeit erklärt (Rh. Mus. 38), dann auf der Stele von Pithom einen früheren Termin gefunden, 274/3 (Zeitschr. f. ägypt. Spr. 32; Wiedemann, Philol. 1888), der trotz Köhler (Sitzungsber. Berl. Ak. 1895) nach oben Spielraum läßt. Der Aufenthalt Theokrits in Alexandria war erst recht strittig. Ich hatte ihn mit teilweise kühnen Schlüssen den 70er Jahren zugeschrieben, dagegen seinen Annäherungsversuch an Hieron II. von Syrakus (Th. 16) erst um 269/4 gesetzt (Rh. Mus. 42. 44). Umgekehrt ließen Vahlen (1884) und Rannow (1886) ihn zuerst


Nur, wenn man diese Rechnung annimmt, stimmen die übrigen Tatsachen. Philadelphos konnte nämlich ägyptische Götterbilder heimführen lassen, und diese Tat wird gefeiert auf der Stele von Pithom (Heroonopolis) vom 12. Jahre des Ptolemaios = 274/3 (Wiedemann, Philol. 47); sie fiel nicht einmal in


So sehen wir die Hofpoesie voll aktueller Bedeutung im Dienste des Philadelphenhauses, wie Kallimachos bekannte (Diels, Herm. 23); und es wird auch glaublich, daß dieser die Eintracht der beiden Arsinoen etwa 277 feiern konnte; eine Beziehung auf Arsinoe II. und Apama um 258/47 (Ehrlich 1894) ist jetzt ausgeschlossen. Die Hauptsache aber ist für den Literarhistoriker, daß Kallimachos wirklich nicht den ausschließlichen Anspruch erheben kann auf die führende Rolle der Neoteriker in Alexandrea.

Ihr jüngerer Rivale Apollonios, der nach seiner Heimat Rhodos zurückging, scheint von Ptolemaios IV. Philopator (221—204) und Arsinoe III. (Königin 217—209/5) mit Dreifüfs

Hieran schliesse ich gleich einige sonstige Fragen der

Chronologie.


Der so wichtige Schlufs scheint leider unwiederbringlich verloren. Immerhin erfahren wir, dafs Menander zuerst 316 siegte (nicht 322), Philemon 328; dessen Leben lasst sich also auf ca. 350—263/2 berechnen. Der Dichter Sosiphanes (Suidas verwirrt) verdoppelt sich: der Tragiker der alexandrischen Pleias ist geboren 306, wohl der Enkel des älteren; dieser lebte in Athen 357—313.

Der Bibliothekar Eratosthenes wurde gegen die Vulgata (Suidas: 276/2—196/2) erheblich älter gesetzt von Wilamowitz, weil er als junger Mensch den Stoiker Zenon († 262) in Athen gehört hatte; da so das untadelige, wohl auf ihn selbst zurückgehende Zeugnis Strabons lautet, kommt ein pecus aurei velleris wie Suidas dagegen nicht in Betracht. Der Tod der Arsinoe I. bringt eine nicht einmal nötige Bestätigung. Er berichtete in seiner 'Arsinoe' über den persönlichen Eindruck und Worte der Königin, also vor 270; damals war er doch wohl ein Knabe von 14 Jahren. Er lebte also rund 284—204. Und 204, im Todesjahre des Philopator, ging der Stern des Aristophanes auf, denn die Pariser Hds. des Suidas mit Ol. qui bekomen jetzt unrecht, aber klar werden auch die anderen nicht. Ist die Hauptsache richtig überliefert, so kommen wir für Aristophanes wieder auf die Lebenszeit 266/5—189/8.

Sein Vater kann also nicht wohl vor 380 (eher um 360) geboren worden sein und wird um 300 gestorben sein. Von ihm ist also der Arzt Chrysippus von Knidos zu trennen, der zwischen 380 und 300 seinen Lehrer Eudoxos nach Ägypten begleitete und in dessen Erdbeschreibung zitiert wurde; er war vielleicht ein Großonkel des Rhodiers. Medios und Metrodoros mögen um 310, Erasistratos um 325 geboren sein. Dessen Mitschüler war Nikias, praktischer Arzt und Epigrammendichter, uns aber hauptsächlich als Freund Theokrits bekannt. Auch dessen Lebenszeit stimmt zu den ermittelten Ansätzen, nachdem ich an Stelle der Vulgata (300) des Dichters Geburt auf 324 gesetzt habe nach dem einzigen vorhandenen Anhalte (άξυψ in Hypoth., zu Idyll 1); über Susenihls Kompromis redet man am besten nicht. Nikias wird auf Kos bei Philetas schöne Literatur und bei dem berühmten Anatomen Praxagoras Fachvorlesungen gehört haben. Wie dieser sich zu Theokrits Vater Praxagoras verhält, wissen wir nicht; die áξυψ des Anatomen wird unter Alexander d. Gr. gesetzt, würde also einer Identifikation nicht im Wege sein. Wo und wann Nikias und Erasistratos Mitschüler waren, ist nicht überliefert.


Enkomien auf Agesilaos († 361) mußten die iure einen Ahn weniger angeben, wie auch Philipp von Makedonien nur 23–24 Ahnen, einschließlich Herakles, hatte. Platon kann trotzdem wohl nur Agesilaos meinen, also einen älteren König, aber eine noch jüngere Zeit, als Rohde herausrechnete. Anfänglich (1881–84) hatte auch er hieran gedacht und ebenso Bergk (5 Abh. 1883), der nur fälschlich den zufällig allein erhaltenen Agesilaos Xenophon angegriffen glaubte; Rohdes späterer Aufwand größter Schärfe war unnötig. Da Sophist und Staatsmann noch jünger sind, so rücken sie den letzten Schriften Platos sehr nahe. Hiergegen hat die Sprachstatistik nichts einzuwenden.

**Echtheitsfragen.**


Einen eigenartigen Weg hat Diels (Abh. Berl. Ak. 1886) eingeschlagen, um das ziemlich allgemein aufgegebene III. Buch


Platons Nachlaß scheint sich viel klarer in wenige unechte und die Masse der echten Werke. Über vereinzelte Angriffe auf sicher echte Dialoge geht die Forschung zur Tagesordnung über, nur über Sophistes und Politikos haben namhafte Forscher, zuletzt Windelband, den Stab gebrochen. Die Unechtheit des Hippias I hat treffend erwiesen Horneffer (Götting. 1895), den An- lafs des Alkibiades I Hirzel (Rh. Mus. 45) in einer Schrift des Aristoxenos vermutet, in dem unbefriedigerweise meist für ein echtes Jugendwerk gehaltenen Ion Bergk (fünf Abhdln.) und v. Wilamowitz eine Spur der Zeit Philipp und Alexanders nachgewiesen. Mit der Untersuchung des schon im Altertume verworfenen Anhanges hat einen glücklichen Anfang gemacht Brink-
mann (Bonn 1891); er zeigt die stoische Terminologie in dem auch unter den Schriften Lukians überlieferten Alkyon auf, dessen eklektischer Verfasser, Leon, frühestens im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte. Im Axiochos, der Anfang des 3. Jahrhunderts geschrieben ist, sind epikureische und kynische Lehren (Gercke, Tirocinium 1883; Dümmler, Akademika) dem alten Prodikos in den Mund gelegt, also ist er trotz Welcker historisch wertlos (Feddersen, Progr. 1895).


Von den größeren Schriftensammlungen späterer Schrift


Proklos, der Verfasser der Chrestomathie, wird meist noch von den Neuplatoniker geschieden; aber die Stiluntersuchung
(W. Schmid, Rh. Mus. 49) zieht nicht, da wir wissen, dafs er Handbücher wörtlich ausschrieb (Bethe, Herm. 26); nunmehr hat Immisch (Festschr. f. Gomperz) die Identität mit schlagenden Gründen erwiesen. Ähnlich scheint mir das Problem von Sallust zu liegen, dem Schüler des Iamblichos und dem Herausgeber und Interpreten des Kallimachos und Sophokles. Selbst wenn die Romantik seines Gönners, Kaiser Julians, Sallusta antiquarische Neigungen bestärkt haben sollte, bleibt doch die Frage, ob nicht der Neuplatonismus von der Behandlung der philosophischen Werke aus sich bisweilen auch anderer angenommen hat.


Funde zu Hilfe kommen, wird hier vieles zweifelhaft bleiben. Licht ist vielleicht noch von der Einzelinterpretation zu erwarten.


zwischen bewusstem Fälschen, harmlosem Titulieren und kunstvoller Übung im Nachahmen alter Manier sind ja flüssig, so bei den spielerischen Anakreonteen, deren Beeinflussung durch die römische Sophistik (Crusius, Philol. N. F. 1) und deren Anordnung (Hanssen 1882) jetzt deutlicher geworden ist.

Viel schwieriger ist es, die absichtliche Entstellung der Texte zu ermitteln, die sie im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben, und die häufig die Herstellung des originalen Wortlautes nicht gestattet, nicht einmal als theoretische Forderung.

Überlieferungsgeschichte.


Jetzt besitzen wir den Phaidon in einem etwa fünfzig Jahre nach Platon's Tode geschriebenen Exemplare, Stücke des Laches in einem wenig jüngeren Papyrus; zahllose Homer papyri vom 3. Jahrhundert an liegen uns vor. Aber die frohen Hoffnungen, die wir auf ihr Erscheinen setzten, haben sich nicht erfüllt: sie sind im ganzen nicht besser sondern erheblich schlechter als


Wir haben ferner gelernt, daß die gelehrte Tradition in der Regel nicht so einheitlich und streng geblieben ist, wie ihre Urheber wollten. Während Aristoteles' Poetik einfach vernachlässigt wurde, haben die größeren Werke eines Platon und Aristoteles, eines Herodot und Demosthenes, die Epen Homers, die Komödien des Aristophanes und wahrscheinlich auch die Dramen der drei Tragiker zu viel gelehrtes Interesse erfahren; Varianten, die längst abgetan schienen, wurden ihnen wieder beigeschrieben und verdrängten bisweilen die approbierte Lesart. Die alten Platonzitate gehen bald mit dieser, bald mit jener Handschrift (Schäffer, Straßb. 1898). Die so glatten Mustertexte.

Kroll, Die Altertumswissenschaft.
wie der Clarkianus des Platon (Br. Keil bei Schäffer), beruhen auf einer sekundären Politur, die lange getäuscht hat. Und wo charakteristische Fehler eine Klassifizierung der Handschriften ermöglichten und der aus den Klassen konstruierte Archetypus eine alte, noch nicht zweifelhafte Überlieferung zu sichern schien, wie bei Isokrates und Demosthenes, haben die alten Exemplare dieselben Fehler gebracht, aber die Fehler der verschiedenen Klassen durcheinander: diese Fehler sind also zunächst als Varianten und dann in Auslese als Charakteristika einzelner Handschriften und Klassen erhalten geblieben — die Bemühungen um einen Stammbaum haben sich oft als Danaidenarbeit erwiesen.

Am auffälligsten tritt diese Verschiebung des ursprünglichen Verhältnisses nicht da ein, wo gelehrt 

\[ \text{παράδοσις} \]


Die neuerdings erreichte bessere Einsicht in die Textgeschichte tritt jedem Editor in der Vorfrage entgegen, ob der betreffende Text im Altertume eine oder mehrere geleherte Rezessionen erfahren hat oder nicht. Pseudogelehramkeit hat im ausgehenden Altertume und der byzantinischen Zeit die Spuren der echten Gelehrsamkeit verwischt; und auf derselben Stufe steht die Ergänzung und Verbesserung eines synoptischen Evangeliums aus dem anderen. Die echte Gelehrsamkeit ist sich der

Textkritik.


erwähnt worden, so die von dem Editor selbst in früherer Zeit geforderte Tilgung des byzantischen Terminus ἔνοροια 1447 a 29, der an Stelle des von J. Bernays auf Grund des aristotelischen Sprachgebrauches eingesetzten und jetzt ebenfalls bestätigten διονυσια getreten ist. Derartige Belege ermutigen zu einer besonderen Kritik, die beide Extreme meidet.

Eine alte syrische Übersetzung hat jetzt auch für die Geburtsgeschichte Jesu einen Text gebracht, wie ihn die kritische protestantische Theologie seit langem konstruiert hatte: Luk. 1, 27 fehlt das Wort παρθένος, das in sämtliche Handschriften und die übrigen Übersetzungen eingedrungen ist, und statt τῆς παρθένου scheint in der Vorlage nur αὕτης gestanden zu haben (ed. Harris 1893; vgl. Merx).

Es wäre eine recht nützliche Aufgabe, jetzt einmal die nachträglichen Bestätigungen von Emendationen durch die Papyri usw. zusammenzustellen. Denn das Material ist sehr weitschichtig. Weit mehr Papyri enthalten schon bekannte Texte als unbekannte. Und wenn auch viel totes Material darunter ist, so liefern die neuen Funde doch unschätzbare Beiträge für die Geschichte der Überlieferung und die Herstellung der Texte.


Die Gefahr ist jetzt überhaupt heraufbeschworen, daß wir wieder, wie früher die Holländer u. a., die Handschriften zählen, nicht abwägen. Das scheint Martini beim Diogenes Laertios zu tun; der Masse der jungen Handschriften gegenüber ist er wehrlos. Vom Laertios ist zwar der Archetypos nicht erhalten, aber der Verlust der zweiten Hälfte von Buch VII beweist auch für den jüngeren und glatteren Text, daß er nicht aus einer besseren, unversehrten Quelle stammt kann. Eine behutsame Interpretation der einzelnen Textprobleme, verbunden mit einer leise nachbessernden Konjekturnkritik, ergibt überall den Vorrang der älteren, schwer verständlichen Überlieferung vor dem scheinbar besseren, aber oft gewaltsam hergestellten Texte der
Humanistenhandschriften, und die Geschichte des Humanismus liefert die Erklärung für die bisweilen blendenden Emendationen und Interpolationen. Die Begründung dieser Wertschätzung habe ich Herm. 27 gegeben, die praktische Anwendung Diels in den Laertiosstücken der Fragm. poet. philos. durchgeführt.


Anhängweise sei auch der Interpolationen gedacht, die in der Geschichte der modernen Philologie eine größere Rolle gespielt haben. Davon ist man jetzt zurückgekommen. Einen Nachklang vergangener Zeiten trifft man noch vereinzelt, z. B. in Marquardts Galen (Scr. min. 1884) und bei einigen Kritikern neutestamentlicher Schriften. Eher geht man heute gewöhnlich in der Nachsicht zu weit. Und doch gibt es zweifellos krasse Fälle, für die wenige Belege hier genügen werden. J. G. Droysens Nachweis, daß die Aktenstücke der Staatsreden des Demosthenes gefälscht seien, hat sich immer mehr bestätigt, je sicherer die Kenntnis der echten attischen Urkunden wurde; vgl. R. Schüll, Münch. Sitzungsber. 1886, u. a. In den Fälschungen führen einige Spuren auf kleinasiatische Gesetzes-
formeln (Wortmann, Marb. 1877); sie mögen also etwa in Pergamon von gelehrten Rhetoren zur Ausfüllung der Lücken fingiert sein. Die Privatreden sind dagegen von einem Manne gesammelt worden, der die alten Aktenstücke zur Hand hatte und aufnahm (Buermann, Rh. Mus. 32; Riehemann, Lpz. 1886; Drerup 1898).


Viel umstritten war die Auffassung von Sophokles’ Antigone 905—912, in denen die Heldin erklärt, sich eher für den Bruder als (irreal) für Gatten und Kinder aufopfert zu wollen. August Jacob nahm daran 1821 Anstoßs (ausgeführt in der Ausgabe Berl. 1849) wie auch Goethe, weil er dem hierin ’empfindsamen’ Altertume und dem nichts Ähnliches bietenden Sophokles diese spitzfindige Argumentation der Jungfrau nicht zutrauen mochte; indem Jacob für die Hauptsache an das Gefühl seiner Leser appellierte und nur nebenbei Mängel im Ausdrucke und Widersprüche der Charakterzeichnung hervorhob, erklärte er die Verse für unecht und zugleich das Zitat zweier von ihnen, das Aristoteles Rhet. III 16 gibt. Jacob erfuhr sofort lebhaften Widerspruch; am energischsten trat Kaibel (Gött. Progr. 1897) für die Echtheit beider Stellen ein, die sich ja gegenseitig zu stützen scheinen; er erklärte die Verse im Zusammenhange des ganzen Drama und wollte den verworfenen Baustein recht zum Ecksteine machen, den von Jacob geltend gemachten Widersprüchen zum Trotz. Dagegen haben andere, am siegreichsten P. Corssen, die Unechtheit verfochten (Berl. 1898) mit einem


Antike Hilfsmittel.


Den Paraphrasen schlossen sich die Scholien an, die teils die Wortkritik betreffen und häufig untrennbar sind von den grammatischen Theorien, teils sachliche Erklärungen geben und dann mit den verschiedensten Disziplinen zusammenhängen. Die
Gercke


Einige moderne Ausgaben seien hier aufgeführt.


Jegenerauer man zusicht, um so mehr häufen sich ferner die Fälle, in denen spätere Autoren, Prosaiker wie Dichter, ältere Werke in kommentierten Ausgaben gelesen oder Kommentare und Scholiensammlungen zu Rate gezogen haben. Häufig angeführt findet man Roberts glücklichen Nachweis, daß Ovid Metam. VII 294—296 nicht mehr bietet als die Hypothesis zu Eur. Medea. Hier kann freilich auch das mythologische Handbuch vermittelt haben, aber das steht auf derselben Stufe. Vergil hat für die Eklogen Theokrit in einer erklärenden Ausgabe be-
Griechische Literatur.


Im Grunde nichts anderes als ein sehr reichhaltiges sach-

**Moderne Hilfsmittel.**


Von Speziallexiken sind aus neuester Zeit anzuführen das ausgezeichnete zum Homer von Ebeling u. a. (2 Bde., 1880 bis 1885) und die sorgfältigen Theokrit- und Pindarlexika von Rumpel (1879. 83), das zu Sophokles von Ellendt-Genthe (1882) und das zu sämtlichen Tragikern von A. Nauck (1892). Außerdem sind mehrere hauptsächlich für die Schule bestimmte Werke
Griechische Literatur.


Doch treten hier ergänzend ein die Realenzyklopädie von Pauly in der 1893 begonnenen Neubearbeitung unter der umsichtigen und energischen Leitung von Wissowa sowie die Literaturgeschichten, vor allem die von Susemihl, Krumbacher und Christ.


Einen wichtigen Teil der Literatur, über den engen Rahmen der historischen Fachliteratur hinausgehend, behandelt C. Wachsmuth in seiner „Einleitung in das Studium der alten Geschichte“
(1895) mit abgeklärtem Urteile und mit fortlauender Beigabe der modernen Untersuchungen in bewusster Auswahl.

Die Geschichte der attischen Beredsamkeit hat Blafs ausführlich behandelt in seinem anerkannten, jetzt neu bearbeiteten Werke (4 Bde., 1887—98), das den Inhalt jeder einzelnen Rede gibt und auf die kritischen Fragen über Abfassungszeit, Echtheit usw. kurz eingegangen. Im Urteile halt er gern an früher gewonnenen Anschauungen fest, meist sehr konservativ, kühn nur in der Annahme durchgehender Rhythmisierung der Rede bei Demosthenes, Platon u. a.; aber trotz mehrfacher Begründung dieser These (Rhythmen d. alten Kunstprosa, 1901, u. ö.) hat er damit wenig Glauben gefunden. Die moderne Literatur findet man in den Anmerkungen zerstreut angeführt, wo und soweit Blafs sich darauf, pro oder contra urteilend, berufen will.

Es läßt sich nicht verkennen, daß alle derartigen Werke unendlich höher stehen als mechanisch zusammengestellte Bibliographien. Und doch sind diese schon der größeren Vollständigkeit wegen nicht zu entbehren.


Die Regel ist, daß Übersetzungen möglichst wortgetreu und als Interpretationsmittel für die Philologen oder gar für Anfänger angefertigt werden. Das genau zu machen, im Geiste

über Schichten angehäuft, doch sind die Bearbeiter der Einzelkommentare seit 1899 bemüht, wieder ein einheitliches und verständliches Ganzes daraus zu gestalten.


Der vornehmste aller Kommentare, der die Quintessenz der ganzen Forschung enthielt, würde wohl der ästhetische sein. Er wird in unserer Zeit nicht hochgeschätzt, weil sich meist dieser schweren Aufgabe nicht gewachsene Kräfte daran versuchen, die Vorbedingungen selten erfüllt sind und dann durch Vermischung mit der Lösung kritischer Probleme eine unbefriedigende Halbheit entsteht. Viel zu früh hat man mit diesem vielleicht schwierigsten Schlusses angefangen, für den die Zeit noch nicht gekommen zu sein scheint. Doch hat August Müller 1904 einen sehr schönen Ansatz mit seinem Kommentar zum Sophokles geliefert: er kennt und verwertet die Ergebnisse der philologisch-historischen Forschung. Möge er da, wo genügend vorgearbeitet ist, tüchtige Nachfolger finden!

**Fragmentesammlungen.**

Der Zufall, und was sonst mit im Spiele ist, hat uns einen großen Teil der alten Literatur entrissen. Nicht ein einziges Stück der mittleren und neuen Komödie ist vollständig, kein historisches Werk der ganzen Zeit von Xenophon bis auf Polybios auch nur buchweise auf uns gekommen. Unser Wissen ist durchaus Stückwerk. Eine fundamentale Vorarbeit der Literaturgeschichte ist daher die Sammlung der in Zitaten erhaltenen und weiterhin der durch Schlüsse dazu zu gewinnenden Bruchstücke, die annähernde Herstellung der verlorenen Werke, der Lehren, Tendenzen und schriftstellerischen Eigentümlichkeiten der halbverschollenen Autoren.


Wenn sie richtig angefaßt werden, bestehen diese Arbeiten keineswegs aus mechanischen, äußerlichen Zusammenstellungen
Griechische Literatur.

von Bruchstücken, die durch Zitate gesichert und im Umfange leicht abzugrenzen sind, sondern sie sind, wenigstens bei Prosaikern, wenn sie den wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, das Resultat mannigfacher und eindringender Vorarbeiten, die zugleich vielfach eine große Tragweite ihrer Wirkungen haben. Ein klassisches Muster hierfür bieten die Doxographi Graeci von H. Diels (1871), d. h. eine Herstellung von Theophrasts Geschichte der Physik mit allen jüngeren Fortsetzungen und Bearbeitungen bis in die christliche Zeit hinein. Das Werk enthält implizite eine Geschichte der antiken Naturphilosophie, ist durch die übersichtlichen Indices sehr bequem zu benutzen und erledigt fast nebenbei eine Fülle von Problemen, namentlich quellenkritischer Art, z. B. das Verhältnis von Pseudoplutarchs Placita zu Stobaios, von Philodems Schrift über die Frömmigkeit zu Cicero de nat. deor. I u. a. m.

Ein Autor wie der an sich unbedeutende Rhetor Polykrates und seine gegen den toten Sokrates gerichtete Schmäh- schrift sind uns erst gegenständlich geworden, seit 1887 Hirzel zu den namenlos von Xenophon ausgeschriebenen Anklagen aus der Verteidigung des Libanios das hier von Anfang bis zu Ende berücksichtigte Elaborat herausgeschält hat; und nunmehr hat die Streitschrift großen Wert erhalten für die Beurteilung von Platons Menon (Hirzel), Gorgias (Gercke) und vielleicht der Apologie (Schanz); und immer glaublicher wird, was schon Über- weg aus einer Isokratesstelle gefolgert hatte: daß Alkibiades' intime Beziehungen zu Sokrates nicht auf historischer Grundlage beruhen, sondern einer böswilligen Erfindung des Sophisten entsprungen und von Platon im Protagoras (und Gorgias) als wahr angenommen und im Symposium zu einer poetischen, den Meister ehrenden und verherrlichenden Legende ausgesponnen worden sind. Auch die Kenntnis älterer Sophisten, wie Kritias, ist von Dümmler u. a. vertieft worden, und Blaß hat die Abhandlung eines Unbekannten (Antiphon?) aus Iamblichos wiederhergestellt (jetzt in Diels' Fr. d. Vorsokratiker S. 577).


Kroll, Die Altertumswissenschaft.

33
Die Philosophenbiographien des Antigonos von Karystos hat nach Köpke v. Wilamowitz glänzend wiederhergestellt (Philologische Untersuchungen 4) und fruchtbare Anregungen in die Tiefe und Breite gegeben. Ob das Wunderbuch demselben Verfasser gehören, was man neuerdings bestritten hat, mag dahingestellt bleiben. Die Grundlage dieser Untersuchungen wie mancher schon genannten beruht auf scharfer Quellenanalyse. Als eine Fortführung und Erweiterung dieser Ergebnisse im Rahmen der vergleichenden Geschichte haben wir dann das gelehrte, zusammenfassende Buch von Leo über die antike Biographie erhalten.

Quellenkritik.

Die Quellenkritik der modernen Historiker, d. h. die Vergleichung mehrerer Texte zur Herstellung der gemeinsamen Vorlage, wird auch von den Literarhistorikern seit langer Zeit mit Erfolg angewendet; sie ist ein wesentliches Stück philologischer Kritik. Früher übten die Philologen sie mehr um der Herstellung des Wortlautes willen. Neuerdings, wo die sachlichen Interessen in den Vordergrund getreten und die sprachlichen bedauerlich zurückgetreten sind, will sie vorwiegend die Herkunft der Quellen ermitteln und dient also als Vorarbeit für Quellensammlungen, als Nachweis des Nachlebens alter Autoren, der Lektüre und Arbeitsweise der jüngeren. Wie dabei die politische Stellung historischer Schriftsteller, so beschränkt die Schulstellung philosophischer Autoren und sonstiger Gelehrter die Kombinationsmöglichkeit. Darum sind gerade auf diesem Gebiete gute Resultate erzielt worden.

Absolute Sicherheit wird ja nur erreicht, wo das Vergleichsmaterial vollständig vorliegt, wie bei den Annalisten des deutschen Mittelalters; aber dann ist auch die Erweiterung unserer Kenntnisse unerheblich. Das Umgekehrte tritt bei sehr lückenhaftem Materiale ein, also häufig auf unserem Gebiete, und dadurch ist das kritische Auge geschärft worden. Freilich haben auch die zahllosen Untersuchungen, meist von Anfängern, über die historischen Quellen von Diodor, Plutarch usw. die ernsthafte Quellenforschung diskreditiert, sind aber selbst rasch der Vergessenheit verfallen (vgl. S. 202). Einen Ephoros oder Duris zu ermitteln, ist eben meist unmöglich und auch relativ gleichgültig, wenn man nur die Güte und das ungefähre Alter der fraglichen Tradition bestimmt.

die Verfassungsveränderungen am Schlusse des Peloponnesischen Krieges); ob der Verfasser identisch ist mit dem Halbbruder des Antigonos Gonatas, ist fraglich und gleichgültig. Sicher scheint von Keil erwiesen, daß er wie Aristoteles nicht über das 5. Jahrhundert hinabging, da das einzige scheinbar widersprechende Fragment auf die Kolonisation von Samos von 439 gehen wird, nicht die von 305. Für das ältere Urkundenmaterial blieb Krateros offenbar die Quelle.


Zu diesen gehörte in erster Reihe Polemon aus der Troas, der 177 v. Chr. laut Inschrift delphischer Proxenos wurde. Pausanias nennt ihn zwar nicht, hat aber ganz wie dieser in der Akropolisbeschreibung das Grab des Thukydides am Melitischen Tore erwähnt. Daraus hat nach einem flüchtigen, aber treffenden Hinweise Bergks (1845) v. Wilamowitz den Schluß gezogen, daß Pausanias den Polemon stilischweigend benutzt habe, und natürlich nicht nur an der einen Stelle der Thukydideslegende (Hermes 1877). Seine epochemachende Behauptung der Abhängigkeit des Pausanias von literarischen Quellen hat dann Kalkmann in einem gelehrten Buche 1886 ausgeführt und für Polemon wie für andere Quellen viele neue Resultate erzielt, die in der Hauptsache bestehen bleiben. Die Übertreibung, Pausanias verdanke alle seine Angaben seinen Quellen und nicht eigenen Reisen und eigenen Aufzeichnungen, hat eine wesentliche Ein-
Griechische Literatur.


Vielfach würde die Quellenforschung im Dunkeln tappen ohne eine scharfe Textanalyse der erhaltenen Werke und muß sich daher dieser unterordnen, zumal die Analyse das Weitere ist. Denn sie umfaßt auch die Ermittlung verschiedener Pläne ein und desselben Verfassers und legt ohne Rücksicht auf das Ergebnis den gleichem Maßstab der Kritik, von elementaren Be-
obachtungen ausgehend, an dürftige Kompilationen wie an geist-volle, überschäumende Kunstwerke.

**Kompositionen und Dispositionen.**

Ein charakteristisches Beispiel für den Wandel der Kritik bietet ein einzelner Anstofs in der Vita des Kynikers Menippos (Laert. VI 90), da hier der um zwei Jahrhunderte jüngere Meleager als sein Zeitgenosse (ζαυ' αἰτιός) aufgeführt wird. Den Anstofs suchte man früher zu heben durch Annahme zweier Menippe oder zweier Meleager; dann (1868) wollte F. Nietzsche das falsche ζαυ' αἰτιός durch eine kühne, aber unwahrscheinliche Textbesserung beseitigen; endlich (1880) erklärten Maas und v. Wilamowitz es für ein Mißverständnis des Laertios: ζαυ' αἰτιός bezöge sich auf Meleagers Diokles; Laertios habe ein von dem Berichterstatter Diokles gebrachtes ζαο' ἢμες auf den alten Menippos bezogen. Dazu scheint mir allerdings, trotz Schwartz' Widerspruch, nötig, daß der Bericht des Diokles bereits dem Laertios in indirekter Rede, also ein Mittelglied ζαο' αἰτιός vorlag (Greifsw. Progr. 1899).

Ehe ich zur Besprechung der bei größeren Werken erreichten Resultate übergehe, muß ich es aber aussprechen, daß wir gerade auf diesem Gebiete stark rückständige Arbeiten erhalten. So ist in letzter Stunde ein Buch von F. Blafs erschienen (Die Interpolationen in der Odyssee, 1904), das die längst gewonnenen Ergebnisse der Forschung ignoriert zu dürfen glaubt. Er erkennt einen Dichter an, dann Diaskeuasten und Fortsetzer, endlich Rhapsoden und sonstige Interpolatoren. Einzeln Verse sind ja unzweifelhaft in junger Zeit hinzugesetzt worden, und eine umfassende Bearbeitung haben zuerst Kayser und A. Kirchhoff glänzend nachgewiesen — aber was weiß Blafs von dem Dichter der Odyssee, und woher weiß er es? Er findet ihn durch ein einfaches Subtraktionsexempel: was nicht interpoliert ist oder richtiger von Blafs nicht als interpoliert anerkannt wird, das ist Eigentum des Dichters. So schlossen auch Aristarch und die übrigen Kritiker des Alterthums. Der Fortschritt der modernen Forschung liegt aber nicht nur darin, daß wir die jüngeren Zusätze schärfer sehen und abgrenzen können, sondern daß wir uns auch von den poetischen Absichten und Plänen der alten Dichter eine ganz andere Anschauung gebildet haben. Wir wissen jetzt, daß sie mit ihrem Stoffe bisweilen sehr frei verfahren sind und ihn immer wieder umgeschmolzen haben, daß ein Dichter von dem anderen Motive, Verse und ganze Lieder entlehnt hat, daß dieser Prozeß Jahrhunderte gedauert hat und während dieser Zeit sich Sprache und Metrik, politische, soziale und religiöse Anschauungen, Bewaffnung, Tracht, Wohnung und vieles andere gewandelt haben, daß endlich ver-

Ein Abschluß der Homerforschung ist bisher weder erzielt worden noch so bald zu erwarten, da die Verhältnisse sehr verwickelt liegen und, wie neuerdings immer klarer wird, auch die umendliche Masse der verlorenen Epen in Rechnung gestellt werden muß, da ferner die ganze Kultur des Heroenzeitalters, die kaum in den Grundzügen bekannten historischen Vorgänge, das fast undurchdringliche Gestirn der griechischen Mythologie usw. in Betracht kommen. Eine anregende Blütenlese aus den mannigfaltigen Problemen, deren Lösungen alle zusammenwirken müssen, um ein einheitliches Bild zu liefern, gibt P. Cauer (Grundfragen der Homerkritik, 1895); leider ist bei ihm gerade die Grundlage ins Wanken gebracht durch seine schiefe Ansicht über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart (Rh. Mus. 47). Eine Geschichte der modernen Homerforschung fehlt leider gänzlich, obwohl Selbstbesinnung auf schwierigen Gebieten ebenso nötig ist wie Orientierung anderer. Bonitz’ populärer Vortrag ist noch das Beste; Jebbs Homer (deutsch 1893) ist gar zu oberflächlich und in vielem veraltet; Friedländer hat sich nur an die nicht-wissenschaftlichen Kreise gewendet (Deutsche Rundschau 1886).

erbracht, daß α eine von β und anderen, meist schon jungen Stücken abhängige Flickpoesie ist; was Kirchhoff noch nicht dazu rechnete, also die Götterversammlung, ist durch Wilamowitz' ergänzende Beweisführung dem Redaktor zugewiesen; und das Prooimion hatte ja schon J. Bekker treffend beurteilt, d. h. auch der Flickpoesie zugewiesen. Wenn man in den Ausstellungen einen erschreckenden Mangel an poetischem Gefühl findet, so trifft der Vorwurf hier wenigstens das Objekt, nicht die Kritik. Dagegen haben Kirchhoff und seine Nachfolger fälschlich eine doppelte Version des Freiermordes angenommen, während Aristarch und Kammer den Anfang von χ richtig verstanden und den einheitlichen Zusammenhang durch Ausscheiden der Verse 31–33 hergestellt haben.


In der Nekyia hat v. Wilamowitz junge orphische Interpolationen nachgewiesen. Ein sehr lebhaft zwischen E. Rohde (Kl. Schr. II) und E. Meyer (Herm. 27) geführter Streit über das Buch λ und die Folgerungen der Kritik ist noch nicht ent-


Endlich verdanken wir C. Robert eine Zerlegung der Ilias
Griechische Literatur.


Die Entstehung der beiden großen Gedichte Hesiods ist viel dunkler als die der homerischen Epen und von der modernen Forschung viel stiefmütterlicher behandelt worden. Aus den Erga hat Kirchhoff die Mahnlieder des Perses herausgehoben (1889), und die Komposition der Theogonie hat Arthur Meyer in, einer
sehr tüchtigen Dissertation (Berl. 1887) untersucht. Aber das sind immer noch Anfänge, nicht der Abschluß der Forschung, zumal uns der eigentliche Hintergrund sowohl der Hirtenpoesie wie besonders der hierarchisch-phantastischen Religionsanschauungen so gut wie ganz unbekannt ist.


Die attische Tragödie zeigt einen viel geschlosseneren und durchsichtigeren Aufbau auch unter allen Veränderungen, die wir vom ältesten Drama des Aischyllos bis zu der lockersten Komposition des Euripides beobachten können. Die Chorpartien, namentlich in ihrer anfänglich überwiegenden Mächtigkeit, sind uns durch die neuen metrischen Theorien und den Vergleich mit Bakteylides nähergerückt und verständlicher geworden. Für die Ermitlung der dramatischen Umgestaltung des eigentlichen Stoffes wird noch viel geschehen müssen, so viel auch jetzt schon, namentlich in den Einzelausgaben von Wilamowitz, Arnim, Bruhn u. a., geschehen ist. Leider fehlt uns der größte Teil der Dramen, von denen fast jedes einzelne Anregungen erfahren


Für Xenophon hat Joël ein riesiges Material, das freilich der Sichtung bedarf, aufgehäuft in seinem schwerlesbaren und eines ausreichenden Registers entbehrenden „echten xeno- phontischen Sokrates“ (3 Bde., 1893—1891); das Resultat ist fast überall Antisthenes; den echten Sokrates kennen wir überhaupt nicht. Das Buch wird die reichste Fundgrube für die künftigen philologischen Erklärer der Denkwürdigkeiten und des Symposions bilden, aber auch darüber hinaus nach vielen Seiten Spezial-
Untersuchungen anregen. Dafs Joël den Kynismus ungeheuer überschätzt, schadet deswegen wenig, weil man ihn sonst fast allgemein erheblich unterschätzt.


Die Redaktion der demosthenischen Kranzrede hat Kirchhoff (1875; vgl. A. Rabe, Gött. 1892) erwiesen, die der Gesandschaftsrede Basse (Diss., Berl. 1880). Die zehnjährige Arbeit des Isokrates an seinem Panegyrikos haben uns Engel (1861) und Kohl (1874) verstreben gelacht durch Nachweis älterer und jüngerer Bestandteile, die eine Verschiebung des politischen Standpunktes zeigen; die Benutzung einer politischen Flugschrift macht jetzt v. Wilamowitz (Arist. u. Athen) wahrscheinlich.


haltbar. Das haben meine Zusammenstellungen (Greifsw. Progr. 1899) gezeigt. Der Name des hauptsächlich geplünderten Autors ist überhaupt nicht zu ermitteln, aber die Art seines Werkes muß sich in der von Wilamowitz (1881) und Usener gezeigten Richtung bewegen.


Die Apostelgeschichte hat sich bei genauer Analyse als ein nicht einheitliches Werk zweier Verfasser erwiesen. Den Grundstock bilden in der ersten Hälfte tagebuchartige Aufzeichnungen über Pauli Missionsreisen und die Gründung der Kirche, der sogenannte Wirbericht, der von einem Reisebegleiter des Apostels niedergeschrieben ist, d. h. ohne Zweifel Lukas. Von dieser Grundschrift sind später große Stücke, namentlich im Anfange, weggescnitten und dafür Erzählungen über die Urapostel, fingierte Reden dieser und des Paulus selbst, Doku-

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, wie Textanalyse und Interpretation in innigem Bunde stehen mit der Ermittlung der Quellen und älteren Entwürfe einerseits und der Arbeitsweise der Verfasser andererseits. Ihrem Charakter nach gehören alle darauf gerichteten Arbeiten mehr oder minder der Spezialforschung an.

Daher mögen hier zum Schlusse einige umfassendere literarhistorische Arbeiten besprochen werden, die in gewissem Sinne einen Abschluß der Forschung darstellen oder wenigstens angestrebt haben.

**Größere literarhistorische Werke.**

Ein epochemachendes Werk war „Der griechische Roman und seine Vorläufer“ von Erwin Rohde, Lpz. 1876, das vier Kapitel enthält: 1. die erotische Erzählung der hellenistischen Dichter, 2. ethnographische Utopien, Fabeln und Romane, 3. die griechische Sophistik der Kaiserzeit und 4. die einzelnen sophisti-
Griechische Literatur.

sehen Liebesromane. Die Darstellung ist künstlerisch vollendet, der gewaltige gelehhte Apparat bleibt auf die Anmerkungen beschränkt. Wer sich zwingen kann, diese zunächst zu überschlagen, liest das Buch selbst wie einen Roman und findet doch in ihm eine Fundgrube der erlesensten Gelehrsamkeit und fruchtbarste Ge


Ein so genialer Philologe wie Rohde hat zeitlebens damit gearbeitet, aus einer ästhetisierenden Reflexion zu einer rein historischen Auffassung zu gelangen. Der homerischen Forschung stand er fast wie Lehr inseliehmisch gegenüber und blieb ihr bis in die letzten Lebensjahre fern, obwohl die homerischen Gedichte ihm viel beschäftigten. Seine über Seelenkult und Unsterblichkeitsgläuben der Griechen handelnde „Psyche“ (1. Aufl. 1894), dieses anerkannte Meisterwerk, das aber mehr der Religionsgeschichte als der Literaturgeschichte angehört, erörtert gleich zu Anfang einen Widerspruch bei Homer, ohne daraus die naheliegende historische Folgerung zu ziehen. Im Beginne der Ilias geht die Seele zum Hades ein, die Helden selbst aber werden Vögeln und Hunden zum Fraße hingeworfen; dagegen in A heißt es, der Getöte selbst ruhe im Hades. Rohde läßt beide Vorstellungen gleichwertig und gleichzeitig nebeneinander bestehen, obwohl die Homerforschung das Prooimion von A als alt, das Buch A als relativ jung erwiesen hat: er leugnet also eine Entwicklung der homerischen Vorstellungen, in denen ursprünglich der Kadaver und dann die Seele das eigentliche Selbst des Menschen bedeutete. Und so ignoriert er auch die besonders von Wilamowitz aufgezeigte Fortdichtung der Nekyia in orphischem Sinne und verleugnet streitbar gegen Ed. Meyer die Einheitlichkeit der Nekyia. Denn im Grunde hält er an der Einheit und Persönlichkeit Homers fest, ohne die Einwürfe der Forschung zu würdigen: nur so viel Umarbeitung.
wie etwa dem platonischen Staate ist er auch der Ilias oder der Odyssee zuzugestehen geneigt. Und wie er alles Homerische in seiner Totalität und Einheitlichkeit auffaßt, so will er auch davon abweichende religiöse Anschauungen prinzipiell nicht als spätere Errungenschaften oder als Produkte einer Mischung der griechischen Stämme mit Barbaren gelten lassen (nur den Dionysos-dienst leitet er aus Thrakien ab). Aber trotz dieses Grundfehlers gehört sein Buch zu dem Schönsten, was im Gebiete der Altertumswissenschaft seit langem geschrieben worden ist, und ein tieferes Eindringen in viele Erzeugnisse der griechischen Literatur wird dadurch ungemein gefördert.


Eine Ergänzung hierzu ist Bruns' schöner Aufsatz über die Liebestheorien der Alten (N. Jahrb. 1900), worin Platons innere Entwicklung vom Lysis und Phaidros zum Symposium überzeugend nachgewiesen und das klägliche Nachhinken Xenophons in seinem Symposium ins rechte Licht gestellt wird.
Griechische Literatur.


Die Geschichte der Prosa vorwiegend nach der formalen Seite hin hat E. Norden in großem Stile behandelt (D. antike
Griechische Literatur.

des Vulgärlateins zu den romanischen Sprachen (vgl. Wütkowskis Bericht im 'Bursian' Band 120).


Mehr größere und kleinere Werke, die äußerst anregend oder grundlegend gewirkt haben, hier aufzuführen, hindert mich der bereits erreichte Umfang dieses Berichtes; auch sind die meisten von ihnen, wie die von Blas, Robert, v. Wilamowitz, Leo usw. und die Literaturgeschichten, schon vorher an verschiedenen Stellen besprochen worden. Es liegt mir auch jeder Gedanke daran fern, ex silentio ein Werturteil andenten zu wollen, da ich ja überhaupt überall nur Proben ohne jede Vollständigkeit gegeben habe.


Es ist nicht zu leugnen, daß von den vielen Philologen
Deutschlands und vielleicht erst recht der meisten anderen Länder nur ein Bruchteil wissenschaftlich-produktiv weiterarbeiten und nur ein verschwindender Teil sich an die noch so zahlreich vorhandenen fruchtbaren und dringenden Aufgaben macht, die unter der Leitung berufener Führer befriedigende Lösung finden können. Und doch sind die Fortschritte auf dem Gebiete der griech. Lit.-Gesch. so erfreuliche und vielseitige, daß das von unwissenden Leuten töricht verbreitete Märchen, die klassische Philologie sei am Ende ihres Könnens und ihrer Existenzberechtigung angekommen, verstummen muß. Größer aber als das Erreichte ist das noch zu Erreichende; mögen Lust, Kraft und Ausdauer dafür auch der jetzt auf den Plan tretenden Generation nicht fehlen.
Berichtigungen.


W. Kroll.


Da das Ganze nicht in einem Zuge geschrieben werden konnte, hat das Bewußtsein, mit Sanskrit möglichst wenig operiert zu haben, mich S. 351 zu der um ein geringes übertriebenen Behauptung veranlaßt, ich hätte in meinem Bericht kein Wort Sanskrit gebraucht.

F. Skutsch.
Register.

A.
Aberglauben 455, 458.
Abgrundseelen 408.
Ablant 52 f., 313.
Achaeischer Bund 279 f.
Adamanthi, Tropaeum 231, 411.
Aegina, Tempel 435.
Aischylos 471.
Akkusativ der Beziehung 78.
Akte des Dramas 474.
Aktionarten 79, 343.
Akzent des Griechischen 79 f., 72 f.
Alexander d. Gr. 179 ff. Interesse für Botanik 149.
Alexanderhistoriker 160
Alexanderroman 13, 39.
Alexandrinsische Kunst 424.
Algebra 137.
Aliso 394.
Alkaios 468.
Alkidamas 492.
Alkmus 468.
Ammonios Sakkas 114 f.
Amphiktyonie 271.
Amstjahr in Athen 252 f.
Anamnes, Heros 435.
Anakreonten 496.
Analogiebildung 53 f., 71 f. in der Syntax 315, 363.
Analyse 518.
Anaximenes von Lampsakos 477.
Andrion 159.
Annalisten, römische 23, 201 ff.
Antidosis 267.
Antigonos von Karystos 48, 109, 514.
Antiochos III. 226 f.
Antiochos von Askalon 25 f. 122.
Antiphon 492.
Antisthenes 113, 492, 527.
Arist Bedeutung 79 ff., auf θε 73, auf θη 73.
Aphaia, Göttin 435.
Aphorismen 264.
Apollodor, Chronik 196 f. 477. Epitome der Bibliothek 437, 469, 470.
Apollodorer 31.
Apollonios von Kition 48.
Apollonios von Perge 136.
Apollonios von Rhodos 484 ff.
Apollonius 44.
Ara Pacis 415, 426.
Araber 129 f.
Arabien 386 f.
Aratos bei Hygin 36, bei Germanicus 38.
Archimedes 421.
Archilochos 407, 485.
Archonat 250 f. 261.
Archontenliste 184, 485.
Areopag 24 f.
Aristarchos von Samos 138.
Aristion 113.
Aristonos, Paedandichter 435.
Aristophanes, Komiker 472, 526.
Aristophanes, Philologe 486.
Aristoteles 120. Ästhetisches 476.
237 ff. 474 ff. Fälschungen 490, 491.
Textgeschichte 91 ff.
Aristoteles-kommentare 90 ff.
Aristoxenos 11.
Arithmetik 137.
Arkadien, Bund 278.
Arkesilaos, Koniker 472.
Asconius 45.
Asianismus 30 ff.
Asinius Pollio 27.
Asklepiades von Myrlea 39.
Asklepios 434 ff. 452.
Asklepiostempel 144. 367. 433 ff.
Aspiratengesetz 67.
Assimilation 330 ff.
Astarte 241.
Astrologie 134, 138.
Astypelaios 265.
Atellana 23.
Athenaios 506.
Atthis 159.
Attika, Topographie 390.
Attische Amts jahre 155. Zweiter Bund
272 ff. Synoikismos 241. Urgeschichte
173.
Attizismus 26. 28, 30, 334.
Auctor ad Heremium 25.
Auctoritas patrum 214 ff.
Augenheilkunde 152 ff.
Augment 73.
Augustus 229. Reichskarte 377.
Ausgrabungen 154 ff. 168 ff. 218 ff.
382, 389 ff. 400 ff.
Auspielen 290.
Aussprache des Griechischen 62 ff.,
des Lateinischen 327.
Avienus 39.

B.

Baalbek, Tempel 424.
Babylons 487.
Bakerylides 436, 467. Metrik S.
Barkwesen 350.
Bau der Phylai 250.
Basilik 413.
Bankwesen 412 ff.
Beamtenwahl in Athen 251 ff.
Bedeutungslehre 359.
Bemalung plastischer Werke 415.
Berufsarten 368 ff.

Bevölkerungsstatistik 165. 207 ff. 247.
339 ff.
Biographie 25, 49.
Böckh, Bildhauer 421 ff.
Böckh, Geometrie 141.
Boiotien, Bund 277, 279.
Boscoreale, Silberfund 425.
Botanik 149.
Briefe, unechte 490.
Bramenanlagen 413.
Buchillustration 148 ff.
Budgetrecht, attisches 256.
Bühne 481 ff.
Bürgerrecht 283, attisches 241 ff.
Vgl. Sympolitie
Bule in Athen 259 ff.
Bund, peloponnesischer 277, andere
277, vgl. attisch.
Byzantinische Philologie 86, 507.

C.

Caesar 27.
Cicero 24—27 philosophische Quellen
109 ff. 120 Briefwechsel 228.
Cicinus Alimentus 23.
Clandianus 39.
Clausius Hermeros 13.
Coelius Antipater 226.
Cotta, Tempel 229.
Consolatio ad Liviam 35.
Consolationslitteratur 42, 113.
Cornelius Gallus 32 ff.
Cornelius Labo 48.
Cornelius Nepos 28.
Coruncanius Redactor der annales 201.
Cru-Ros-Konstruktionen 348.
Curtius Rufus 39.
Cypern 169.
D.

Daktyloepitriten s.
Degeber 337.
Delos, Tempelverwaltung 280.
Demen, attische 245f.
Demeter 452.
Demokratie, Beurteilung 166f. 268f.
Demosthenes 167. Aktenstücke 501f.
Demosthenes, der Augenarzt 153.
Dionysien 40f.
Dioscuren 439.
Dipodiengesetz 22.
Dodona 891.
Dokimasie 252.
Domitian 230.
Donatus 46.
Donauländer 391.
Doppelaspiraten im Lateinischen 323.
Doppelkousonanz 334.
Dorischer Baustil 412.
Dorsische Wanderung 171f.
Doxographen 92f. 167. 111. 513.
Drakon 174.
Dualis, lateinischer 338.

E.

Ehe, attische 242.
Eignamen, griechische 75.
Eisangelie 257ff.
Elagabal 266.
Eleusis 241. 433f.
Elisionstechnik 10.

Enklitika 65. 78. 333f.
Eunus 21.
Eupheus s.
Epameinondas 178.
Epens, kyklische 523. neugefundene 470.
Ephebie 212. 365.
Espos. 273.
Epheten 28f.
Ephorat 172. 263.
Epicharmos 472.
Epichorio 254.
Epidauros, Asklepiosheiligtum 111f. 367. 434.
Epigonos, Bildhauer 421.
Epiket 101. 123.
Erastratos 481.
Eratosthenes 486. Katasterismen 13f. 406ff., als Chronograph 184. Epi-
grann 130.
Epikur 93. 96. 98. 477.
Erklärungen, moderne 510.
Ethik 125.
Ethnologie 455. 458.
Etrusker 220. Herrschaft über Rom 212. 222. alte Siedlungen 219.
Etruskische Sprache 320f. Inschriften 324. Kunst 426. Urnen und Spiege-
l 404.
Etymologie, griechische 81f.; la-	einische 349f.
Eudemos, Geschichte der Geometrie 139f.
Endoxos 139f. Papyros 132.
Euklid 130ff. 139f.
Eumenius 43f.
Euripides 471f. Metrik 9, Orestes-
Eusenios' Chronik 183f.
Eutokios 135.
Evangelien 490. 498. 500. 505.

F.

Fabius Pictor 193. 204.
Fälschungen 459.
Falerii 219.
Fasten 197ff. 213.
Fernwirkung von Lauten 66f.
Fesceumen 21.
Feste 45f.
Festus' Lexikon 36.
Fetischismus 446.
Fibeln 363.
Finsternisse. Wert für Chronologie 205ff.
Flavius, Cn., als Fälscher in den Fasten 200 f.
Florilegen 112.
Fluch 157.
Foruminschrift 221 f.

defere und ferre 332.
Fragment, erotisches 470, über Metrik 9.
Fragmente zusammen 511 f.
Frau, soziale Stellung 364 f.
Frauengemach; > 57 f.
Fronto 44.
Futurum doricum 73.

Galenos 96, 101, 150 f.
Gallierbränd 206, 223 f.
Gebet 457.
Gellius 45.
Geminos 134 f. 139.
Gemmen 405, 410.
Genitiv nach xorco 54.
Geometrische Kunst 419.
Gerichtswesen, attisches 267 f. 276.
Germanicus 38.

Geschichte, griechische: Abgrenzung 161 f. 166.

Geschichte, griechische: Prinzipien 163, 190.

Geschlechter 239, 243 f.

Gesellschaftsspiele 370 f.

Gesetze, römische, seit wann authentisch 216.

Giebelgruppen 417.

Glossare, lateinische 13, 322.

Goldelfenbeintechnik 415.

Gorgias 492.

Grabmäler 413 f.

Grabreliefs 405.

Grabsitten 368.

Grækoitalische Gemeinschaft 316.

Græzikismen 318, 349.

GRÅGIA, attische 259 ff.

Griechische Sprache, Abgrenzung 55.

Dialekte 56 f.

Grundbegriffe in der Syntax 347 f.

Guturalreihen 66, 313.

Gymnastik 366.

H.

Haltern, Kastell 394.

Handbuch, mythographisches 454, 461.

Handel 165, 369 f.


Hannibal, Alpenübergang 392.

Hanno, Fahrt 355.

Hausbau 356 f.

I.

Illyr 55.

Imperfectum, lateinisches 340.

Indien 357. Mythologie 439 f. indigetis dei 462 f.

Indigentia 443.

Indogermaanse Sprachen, Verwandschaft 316.
Register.

Industrie 165, 369.
Injunctiv 73, 338.
Inschriften, griechische 1551, 234
aus Kleinasien 388, lateinische
195 f., 301, 322 f., italische 321
Bauinschriften 399, Didaskalische
480. Weihinschriften 400.
Inseldole 418, 433, 441.
Interpolationen 501.
Interpretation 17 f.
Isokrates 488, als Politiker 159, 167.
Gegenschrift 415.
Isopolitie 283.
Isyllos 435, 469.
Italaforschung 14.
Italien, Geographie 392.
Italische Sprachen 320 f.
Italokeltische Gemeinschaft 316.

J.
Jambenkürzung 21, 319, 330.
Joniker 7.
Jonischer Dialekt 59.
Jonische Kunst 420.
Jonische Wanderung 170 f.
Juba artigraphus 45 f.
Juba, der Polyhistor 47, 226.
Julianos, der Kaiser 194.
Julius Africanus 471.

K.
Kabiren 434, 442.
Kadmos 441.
Kalender, römischer 462.
Kallias-frieden 177.
Kallimachos 484, Hekale 437.
Kamaresvasen 169, 418.
Kanon, der Redner 535.
Karekhynthese 168.
Kärnèades 122.
Karten, geographische 377 f., 382 f.
Karthag 225, Vertrag mit Rom 222 f.
Kasus, griechische 76.
Kelten in Italien 220.
Kerne, Insel 385.
Kirchenschriftsteller: Wiener Corpus
16, 39.
Kleidung 361 f.
Kleinasien 169, 183, 191. Bevölkerung
55. Geographie 387 f.
Kleitomachos 26.
Kleomenes von Sparta 152.
Kleruchien 274 f.

Könige, römische 201, 222. Königstum
292, 297 f., 308.
Kohlenbecken 350 f.
Koryphè 391 f.
Kolakretos 255.
Komiteien 215.
Komödie, Prolog 22, Urm 479.

Kopf 526.
Kompositionsfragen 518.
Konjekturjägerei 17.
Konjunktiv, lateinischer 348 f.
Kontamination, syntaktische 315.
Korinthischer Bund 278.
Kos, Asklepiosheiligtum 141, 435.
Kothurn 481.
Kottabospiel 370 f.
Kratertos 515.
Krateuas 491.
Kratinos 472.
Kretische Kultur 155, 169 f., 418.
Kriegswesen 270 f., Zensgrotten 433.
Religion 445.
Kriegführung 298 f.
Kritik, philologische 14 ff., 499 ff.
archäologische 408 f.
Krobylos 364.
Kultus 455 ff. Bedeutung für Reli-
igion 429.
Kunstmythologie 411.
Kylonischer Aufstand 174.
Kyprischer Dialekt 561 f.
Kynere, Geographie 386.

L.
Labiovelare 66.
Labrys 446.
Labyrinth 446.
Laertios Diogenes 93, 108 f.
Landwirtschaft 165.
Lautgesetze 54. Dauer 65 f.
Leichentum 219.
Lenaeen 381.
Lesches, Agon 476.
Lex curiata di imperio 215. Licinia
224.
Lexika, antike 505, moderne 506 f.
Lexikographie, lateinische 350.
Liberale Geschichtsauflage 166 f.,
189.
Ligurer 220.
Ligurische Kultur 426.
Limesforschung 194, 391, 393 f., 427.
Liquiden, dissimiliert 67, sonantisch
313.
Livius 35 f., 292 f. Epitome 13, 193,
benutzt von Lucan 57, von Dio
203 f.
Namenwesen, lateinisches 219 f. 321.
Nasalis sonans 52. 70. 313.
Naukrarien 249 f.
Neolithische Kunst 418.
Neopronion 472.
Neoteriker 24.
ney 265.
Neugriechische Sprache 60.
Neuplatonisimus 114.
Neopythagoreer 114.
Nephermopedon 338 f.
Nikias, Arzt 487.
Nominalkomposition 74 f. 335 f.
Nomen 4.
Nomotheten 256.
Niobus 45.
nosidei dei 463.
Novilana, Nekropole 426.
Ny ephelkyst. 74.

O.
Ohrschmuck 363.
Oinoanda, Inschrift aus 98.
Olympia, Spiele 367. Skulpturen 422.
Olympos 423.
Olynth, Städtebund 277.
Opfer 456.
opis est e. Abl. 343.
Orientalische Philologie 85.
Orphische Dichtungen 436. 457. 459 f.
Osten und Westen 162.
Ostraka 195.
Ostrakismos 258.
Ovid 341 f.

P.
Palästina 387.
Palatalgesetz 51.
Panaitios 26. 122.
Papyrusfunde 86. 152. 156 f. 164. 195.
397. 466 f.
Paraphrasen 508.
Partenios 24.
Participium auf to 344.
παρατιμ 239.
Pausanias, der Perieget 376 f. 397 f.
516.
Pausanias, Schrift des Königs 172.
Peisistratos 174.
Pelasgerfrage 171 f. 220. 450 f.
Peloponnesischer Bund 174. Krieg
177 f.

Lobon 489.
Logik und Sprache 341 ff.
Lucanus 361 f. bei Petronius 42
Lucilius 23.
Lucretius 331 f.
Luftziegelbau 412.
Lukianos 115. 493.
Lydiens 389.
Lykophron 302.
Lykosura, Demeter tempel 434.
Lykruslegende 172. 269.

M.
Macrobius 48.
Magistratur 289 ff. 299 f. 303.
Makedonien, ob Hellenen? 55 f.
Malerei 414 ff. 420.
Mantik 458 f.
Marc-Aurelsäule 231 f.
Marmor Parium 184. 485 f.
Martial 38.
Marzabotto, Etruskerstadt 219. 426.
Methode 84, statistische 103 f.
Methodische Arzteschule 150.
Methoden 246 f.
Metrik, altlateinische 319.
Metrip, antike 8. 45 f.
Minus 23. 474.
mini 359.
Mithraskult 229.
Mithridates 227 f.
Monarchien, staatsrechtlich 284 ff.
Monatsnamen 456.
Münzen 185. 196. 384. 410.
Museumskataloge 404.
Musik 11. M. und Metrik 2. 6 f.
Noten 469.
418 f. Paläste 356 f.
Mysterien 433 f.
Mythendeutung, physikalische 449.
historische 450. rationalistische 451.
Mythologie, vergleichende 438 f.
Pentathlon 366.

Pentekontatie 156.

Perages (Pergeges) 335ff.

Perfectum, griechisches auf ze 71.


Perikles 168, 177.

Perioeken 270.

Perserkriege 175ff.

Personalendungen 339.

Petronius 42.

Pentingerische Tafel 377.

Pfühländer in der Poebene 218ff.

Pferdeschirr 370.

Pflanzengeographie 379.

Phyrologie 149.

Phaedias 422.

Pherkydes' Pentemychos 97, 437, 474.

Philemon 486.

Philipp von Makedonien 167, 179ff.

Philotem 96 ff. 477 ff., rhetorische Bühner 25.

Philo und Rhetorik 117.

Philostrate 398.

Phyaken 479.

Phoenikes 188, 191, 440.

Phraatrien 239, 244.

Phryger 169ff.

Phrygien 388.

Phrynichos, Tragiker 471.

Phylai 239ff., 283, attische 181, 243, 246.

Phryromachos, Bildhauer 424.

Pindaros 467 ff., 526.

Plastik 414ff., 420ff.

Platon 102ff., 118ff., 487ff., 491ff., 532.

Briefe 477. Menexenos 101. Staats-

schriften 164. Staat 527, als Mathema-


tiker 140ff. abhängig von sizi-


lischen Arzten 148. Phaidonpapyrus 97.

Platonismus, mittlerer 114.

Plautus 21ff. Metrik der cantica 9

Wort- und Versakzent 328. Be-

deutung für Syntax 343, 346ff.

Text 15.

Plebs 216, 223.

Plinius d. Ältere 46-48, 398ff. Ge-

schichtswerke 40.

Plinius d. Jüngere 43.

Kroll, Die Altertumswissenschaft.

Plutarch, Brief an Hadrian 98.


Pneumatische Schule 150.

Polemon bei Pausanias 393, 546.

Politische Literatur 159, 175.

Polybios 292ff., 226ff. als Geograph 356.

Polybios, der Arzt 117.

Polygnot 422.

Polykrates 513.

Pompeius 265.

Pontiffes, Kalendertafel 199ff.

Popularphilosophen 513, vgl. Diat-


tribe.

Porosten 265.

Poroskulptur 421.

Porphyrios bei Macrobius 49, Schrift

an Gauros 151.

Portraits 411.

Poseidonios 88f., 100ff., 122ff., 489.

Einfluß auf Lucrez 23, auf Cicero

26, auf Sallust 28, auf Varro 29, 35, auf Vergils Nekyia 32, auf

Ätna 33, auf Poesie 37, auf Ma-

nilius 38, auf Seneca 33, auf Pli-

nius 47, auf Diodor 227.

Ptolemaios 81.

Prachistorische Kunst 317ff., 425ff.

Präpositionen: σε ν μετέ 76ff.,

perfectivierend 80.

Practur 212.

Priene 443, 443.

Prinzipat 213, 216ff., 291ff.

Priscillianus 14, 194.

Prohene der Philosophie 125ff., 127.

Probas, M. Anilus 45.

Proechirotonie 250.

Proedren 259.

Prokritika 68.

Proklos zu Enkliad 139. Chorenomathie

451, 470, 493.

Prozep 34.

Proportionen des Körpers in der

Kunst 416.

Prosodie 1-10.

Presopographie 197, 395.

Protrepfiiot 183.

Prytanien der Naukraren 249ff.

Prytanien 250f.

Ptolemäer 1-2.

Ptolemäios, der Astronom 131ff., 134,

135ff., 357.

Ptolemäios, Philadelphos 482ff.
Publikation von Ausgrabungen 402 ff.
Pyrrhos von Epirus 181 f. 225.
Pythagoreische Arithmetik 137, Geometrie 139.

Q.
Quellentorschung, Methode 202. 514. Quintilian 46.

R.
Rechnungsablage in Athen 253 ff.
Rechtsgeschichte 195 f. 298.
Regenwunder der Aurelsäule 232.
Rem 20.
Rekonstruktion 409, von Bauten 403 f.
Relativsatz 345.
Reliefs 415.
Remmius Paalamon 45.
Responsion, große 4.
Rex 222.
Rhetorik 25. 31. 43 ff. 48. 534. Einfluss auf die Bildung 117. 535.
Rhinthon 479.
Rhodos, Verfassung 251.
Rhythmus der Prosa 509 vgl. Satzschluß.
Ritter, griechische 240.
Römische Kunst 424.
Römische Literatur, Verhältnis zur griechischen 18. 20.
Rom, alte Nekropole 222.
Roman 42. 478. 539 f.
Romanische Sprachen 17. 22. 321.
Rückbildung im Lateinischen 336 f.

S.
s im Auslaut 334.
194. Inventive 25.
Sallustios 494.
Samische Gefäße 425.
Sandhi 69. 333 f.
Sanskrit, Vokalismus 51.
Sappho 468.
Sarkophange 414, von Sidon 411, römische 404. 426 f.
Satura 21.
Saturnier 9. 20.
Satyrdrama 479.
Satzschluß, metrischer 20. 25. 31. 44.
319 f.
Schollen 503 f.
Schrift und Laut 65, kretische S. 170.
Schriftsprache und Volkssprache 13 f. 16 f. 59.
Scipionenprocess 227.
Scriptores hist. Aug. 41. 204 f.
Seelenkult 446 f.
Semitische Religion 440 f.
Senat 214. 259. 293 f. 300. 304 ff.
Senerca, L. Annaeus 42 f.
Servius Tullius 222 f.
Servius' Vergilkommentar 46.
Sexus, Sprüche 96.
Sieben, Nekropolen 220.
Siedlungen 381.
Sigillatakeramik 426.
Sigma 66.
Sikanische Kultur 426.
Silius Italicus 57.
Silvae (? peregrinatio 14. 322. 346 f.
Simonides 495.
Sintflutsagen 440.
Sirenen 449.
Sklaven in Attika 247.
Sokrates 109. 118 ff.
Solon, Klasseneinteilung 266. Dichtung 468.
Sondergötter 443.
Soranos 150.
Sosiphanes, Dichter 486.
Sparta, Verfassung 269 f.
Sprachstatistik 345. 487, vgl. Methode.
Sprechtempo 314.
Staatsrecht, griechisches 235. 250.
Staatsschatz, attischer 263 ff.
Staatsverwaltung, römische 217.
Städte im Verhältnis zur Monarchie 286.
Stadtanlage 218 f. 381 f. Stadtstaat 239.
Stammabstufung 71.
Statur 37 f.
Statonia 219.
Stesimbrotos 158.
Stilkritik in der Archäologie 409. 411.
Stobaios 92.
Stoiker, Fragmentsammlungen 95.
Stoizismus 121 ff. Einfluss auf Medizin 150.
Strabon 376. 505.
Strafrecht, römisches 217.
Strategen, attische 253. 261 f.
Suffixe 338.
Sgygaqetis 257.
Symmachus 44.
Sympolite 279. 283.
Synkopierung, lateinische 327. 329 ff.
Syntax, griechische 76 ff.
T.
Tacitus 39 f. 230.
Täufisch 263 f.
Tärquinii 212, 222.
Telos 100 f.
Tempechtschaf 459.
Tempora, griechische 79.
Terenz 22.
Terrakotten 405.
Terramare 218, 219, 425.
Terrellerhaf 409.
Tempora, griechische 79.
Tereus 22.
Terrakotten 405.
Terramaren 218, 425.
Tertiphorie 464.
Textgeschichte 14 f., 496 f.
Textkritik 14, 499 f.
Thalamos 359.
Thales als Mathematiker 141.
Theater 412 f.
Thebanische Sagen 454.
Theomistokles 168, 176 f.
Theodorer 31.
Theognis 494.
Theokritos 412 f., 487, 494.
Theologie 86.
Theophrast 149, 141.
Thesaurus 264.
Theophrast 149, 379, ἡσαίων δόξα 107, ἡσαίων, τ. ρώμη 238.
Theseus 454.
Theopiskarren 479.
Theussische Geschichte 173, Band 278 f.
Thrasybulos 277.
Throntolge, hellenistische 284 ff., römische 298 ff.
Thukydidès 158, 178 f.
Thukydidès 158, 178 f.
Tiberius 299 f.
Tibull 33 f.
Tiere 369, 381.
Tierkult 445.
Timaios als Geograph 376, 502.
Timothoes 469.
Topographie 381 ff.
Totentumus 445.
Tragödie 526 f., in der Vasenmalerei 479 f.
Trajanansäule 230 f.
Tribus 223, im römischen Reiche 305.
Trigonometrie 138.
Tunnelanlagen 413.
Tyche des Herrschers 283.
Tyrraios 173, 495.

U.
Überlieferungsgeschichte 15, 496 f.
Übersetzungen 509.
Unterrichtswesen 365.
Unterweltsvasen 469.

V.
V im Lateinischen 331 ff.
Valerius Flaccus 35.
Vasenkunde 420.
Veneriter 220 f.
Verbum, griechisches 714 f., Betonung 61 f., Flexion 310.
Vergil 31.
Verrinius Flaccus 31, 43, 36.
Veterinärmedizin 152.
Vetulonia 219.
Vokalismus, indogermanischer 51.
Vokalschwächung 329.
Volaterrae 219.
Volksbeschlüsse in Rom 246, in Athen 233 f.
Volkstribunat 211, 216, 223, 290 f.
Volk-versammlungen, römische 214 ff., attische 254 ff., 308 ff.
Vorsokratiker 33 f., 118.
Vulgärlatein 318, 345.

W.
Wagenbau 370.
Wanddecoration 372, 424 f.
Wasserleitungen 143.
Weihgeschenke 454 f.
Wellentheorie 57 f., 315 ff.
Westen und Osten 162.
Wirtschaftsgeschichte 463 ff., 477 ff., 267 ff., 211.
Wortstellung 78 f., 344.
Wortzusammensetzung 335.
Würfelspiel 371.
Wurzel, zweisilbig 53.
Wurzelziehen 141 f.

X.
Xenophon 527 ff. und Sokrates 118, Glaubwürdigkeit 178, bei Dion 114.

Z.
Zauberpapyri 457 f.
Zaubersprüche 457.
Zeitstufen 73.
Zeus Labrandeus 446.
Zeusgrotten 433.
Zinsen 298, 370.
Pierersche Hotbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.
Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft